H. V.
H. germ. 93

Zurb.
1815

Friedrich der Große.

Eine
Lebensbeschreibung
für
Jünglinge.

Von
Ludwig Pflaum.

FRIEDRICH II.

Stuttgart,
bey J. F. Steinkopf.
1815.

In hoc natura quid efficere possit, videtur experta.

Cor. Nep.

Vorrede.

An Karl und Peter reihet sich Friedrich — ein würdiger Genosse der großen europäischen Regententrias. Mit hohem Interesse weilet die vergleichende Betrachtung bey den Eigenthümlichkeiten ihres Aeussern, ihres Schicksals und ihres geistigen Wesens.

Friedrich an männlicher Schönheit mehr, als Peter; aber beide an Körper-Schönheit, Größe und Stärke tief unter Karln. — Petern, dem Jüngergebornen, hatte der Vater die Regierung zugedacht; Friedrich, dem Aeltestgebornen, wollte der Vater die Regierung entziehen. Peter mußte sich über Leichen den Weg zum Throne bahnen; Karl und Friedrich bestiegen ihn als unbestrittenes Eigenthum. Aber Karl und Peter

mußten ihren Thron anfangs mit Schwächlingsbrüdern theilen. Friedrich trat allein auf die Bühne. Karl ein zu nachsichtsvoller Vater, Peter ein sehr unglücklicher, Friedrich gar nicht Vater. Blos darin schien ein feindliches Schicksal die beiden nordischen Heroen einander gleichstellen zu wollen, daß es Beiden dieselben Feinde zu Störern ihres innern Friedens gab — einen innern und einen äussern; nämlich jedem ein gleich-heftiges Temperament, und einen gleich-gefährlichen Freund; Petern einen le Fort, und Friedrichen einen Voltaire.

Uebrigens aber wandelten Karl, Peter und Friedrich Eine Bahn, und waren, obschon unendlich verschieden in ihren Eigenthümlichkeiten, dennoch Eins in ihrem Wesen. Denn in gleich-großer Originalität wirkte aus ihnen eine gleich-große Schöpferkraft zu gleich großem Zwecke. Eins im Adel des Willens, in Gluth und Schärfe des rastlosen Geistes, in Muth und Ener-

gie, von Jugend auf nach geistiger Freiheit und selbstständiger Größe ringend, widerstanden Karl und Peter dem verpestenden Sinnenreitze, und Friedrich den Fesseln der Sklaverey. Jene in der Jugend an Geistesbildung verwahrlost, dieser verbildet, erhoben sie sich dennoch aus eigner Kraft zu geistiger Hoheit. Jeder seines Reiches Schöpfer, Bevölkerer, Bildner, Verschönerer, seiner Völker Vater, der Gerechtigkeit strenger Schutzherr, der Künste und Wissenschaften, der Aufklärung und des Verdienstes milder Pfleger; und jeder, für allen Flitterbehelf kleiner Geister viel zu groß, des äussern Prunks Verächter. — Vorzüglich als Karls würdiger Genosse erscheint Friedrich durch höheres wissenschaftliches Leben und geistvollen Freundesgenuß. Beide hatten einen Kreis ausgezeichneter Männer um sich gesammelt: beide genossen in geistigem Verkehr mit diesen, ihren Lieblingen, die Wonne einer edeln Freundschaft: beide

glichen einander sogar in der Eigenheit, ihren Günstlingen besondere Namen zu geben. So wie Karl einst seinen Horaz, Virgil, Nathanael hatte, so hatte Friedrich an d'Alembert seinen Anaxagoras, an Kaiserling seinen Cäsarion, an Guischard seinen Quintus Icilius.

So steht der große Friedrich seinen älteren Geistesbrüdern in hohen Tugenden zur Seite; jedoch in einigen zurück. — Sie waren Verehrer Gottes und seiner Kirche; er ein Freigeist. Er seines Volkes Erzieher; sie auch Lehrer ihrer Völker. Sie ihre rohe Muttersprache verehrend und bildend; er seine schon gebildete Muttersprache verachtend. Sie vaterländische Wissenschaft weckend; er die schon blühende teutsche Wissenschaft verschmähend. Sie groß und herrlich durch Schöpfung und Pflege des Handels; Friedrich seinem Flor sogar bisweilen entgegenwirkend. Sie Freunde sehr einfacher Kost; er ein französischer Gaumenlüst-

ling. Sie strenge auf körperliche Reinlichlichkeit; er ihrer wenig achtend.

Stand er ihnen aber in einigen guten Eigenschaften nach, so erhob er sich wieder durch andere weit über sie empor. Jeder war ein großer Feldherr; er bei weitem der größte. Jeder groß in der Staatshaushaltung; doch keiner wie er. Er führte, wie sie, viele und lange Kriege; sie endigten sie ohne Schulden; er, bei weit beschränkteren Hülfsquellen, mit voller Kasse. Jeder ein Selbstherrscher; er mehr, als jeder. Karl diente dem schönen Geschlechte; Peter diesem, und dem vollen Becher; Friedrich keinem von beiden. Jedem gleich an Ruhmbegierde, übertraf er doch beide an Mäßigung. Jeder ein geistvoller Mann; am geistvollsten Friedrich. Peter ein Mechanikus; Karl ein Dichter; aber Friedrich Dichter, Virtuose und Philosoph. —

So sieht der teutsche Jüngling seinen Friedrich den ersten Magnaten der Menschheit, die je auf Thronen saßen, zur Seite, — ihn, vor Tausenden, die je ein Diadem geschmückt, den einzigen würdigen Genossen ihre Ruhms.

Vor etlichen Jahren noch konnte der teutsche Jüngling Friedrichs Bild nur mit Schmerzgefühl betrachten. Denn es leuchtete ihm in seine napoleonische Zeit herüber, wie dem Gefesselten aus hohen, freien Himmelsregionen das Oriongestirn in den dumpfen Schauer seiner Kerkernacht. In der Jetztzeit aber weidet sich des Teutschen hohes Selbstgefühl mit hoher Wonne an dem Anblicke des Heros seines Vaterlandes.

„Wir sind es werth, ihn den Unsrigen „zu nennen. Abgeschüttelt haben wir das „Sklavenjoch; haben herabgestürzt den korsischen Völkerschlachter von seinem Todtenschädelthron; haben für das Vaterland „geblutet; haben uns frei gekämpft durch

„teutsche Kraft und teutschen Geist. Die „Saat, die du, Erster auf Teutschlands „Thronen! in der Zeiten Furche streutest, „sie hat sich plötzlich emporgehoben, und „trägt nun Früchte, deiner und des Aelter„vaters Hermann werth.“

So grüßt mit stolzer Wonne der freie teutsche Geist, vom Thatenglanz eigner Heldenzeit umschimmert, die versöhnten Manen des einzigen Friedrichs.

Mächtig erhöht teutsches Hochgefühl des
Jünglings glühenden Geist; sein Busen schwillt;
Purpur mahlt die Wangen, und stolze Freude
Funkelt das Auge.

Einziger! du, der teutschen Freiheit Heros!
Schöpfer unserer Zeit, o Friedrich! flammst ihm
Vor der thatenwägenden Seel' in reiner
Strahlender Würde.

Helios senket so sein Flammenbild in
Den krystallenen See, und wonneglühend
Strahlet er des Göttlich-erhabnen reine
Glorie wieder.

Das folgende Bändchen wird Luthern, diesen Friedrich unsrer Kirche, und Ulrich von Hutten, diesen demosthenischen Helden unsers Vaterlandes, zu zeichnen versuchen.

Helmbrechts, im Jul. 1815.

Der Verfasser.

I.

Friedrichs Jugend.

In Preußen herrschte vor hundert Jahren König Friedrich Wilhelm I, einer von jenen festen und kraftvollen Fürsten, woran, vor allen europäischen Fürstengeschlechtern, das der Hohenzollern das reichste ist. Schon ein Jahr früher, als dieser König selbst den Thron bestieg, wurde ihm von seiner Gemahlin, Sophia Dorothea, des Königs Georg I von Großbrittanien Tochter, zu Berlin sein dritter Sohn geboren, am 24sten des Januars 1712. — Dies war Carl Friedrich, Prinz von Preußen und Oranien, — in der Reihe der Preußischen Könige Friedrich II, aber in der kleinen Reihe der wahrhaft großen Regenten Europas, der Erste. Den Einzigen nennt ihn die bewundernde Nachwelt; denn in mehrfacher Beziehung höher noch, als Karl und Peter, steht Friedrich. — Schon bei seiner Geburt ward ihm das Anrecht auf den einstigen Besitz des preußischen Throns. Denn seine zwei älteren Brüder waren schon vor seiner Geburt gestorben.

Warum gab diesem Kinde das Schicksal keine würdigen Bildner?! Eine alte ausgewanderte Fran-

zösin, Martha du Val de Rowules, eines Obristen Wittwe, dieselbe, die Friedrich Wilhelms Oberhofmeisterin gewesen war, wurde auch die seine. — Sie war zwar eine Frau von großer Geistesbildung und vieler Herzensmilde, aber sie war doch eine Französin, und blos weil sie dies war, wurde der teutsche Fürstensohn ihrer Leitung anvertraut. Kaum war er aus den ersten Jahren der Kindheit herausgetreten, so nahm ihren Platz ein Mann ein, der gleichfalls kein anderes Verdienst hatte, als daß er ein Franzose war; denn es fehlten ihm die Kenntnisse, die einem Prinzen-Erzieher gebühren. Er hieß Jakob Egid Duhan de Jandun. Dies waren die beiden Personen, die unsers Friedrichs Geist mit dem Anhauch des Französismus trübten. Der kleine Prinz redete bald Frankreichs Sprache fertiger, als seine kraftvollere Muttersprache, und sog aus dem täglichen Umgange mit Franzosen für französischen Geist eine Vorliebe ein, von der seine sonst so hohe teutsche Seele nie genaß — ein unersetzlicher, nie genug zu beklagender Verlust für teutsche Kunst und Wissenschaft, und ein unvertilgbarer Flecken an dem unsterblich-großen, teutschen Friedrich.

Ein Glück war es, daß Friedrich Wilhelm, ein leidenschaftlicher Freund des Soldatenwesens und ein König und Vater nach ächt spartanischer Sitte, seinen Sohn vom 7ten Jahre an der Leitung zweier teutschen Männer übergab, die ihn mit Waffenübungen beschäfftigen mußten. Dadurch wurde der Einfluß der französischen Bildung doch wenigstens einigermaßen gehemmt.

Dies waren: der General-Lieutenant Graf von Finkenstein und der Obrist von Kalkstein. Sie waren wackere Soldaten, aber freilich zu arm an wissenschaftlichen Kenntnissen, um dem auflodernden Geiste des Prinzen würdige Nahrung geben zu können. Major Sterning, ein guter Mathematiker und Kriegs-Bauverständiger, späterhin der biedere Obrist von Rochow, und vorzüglich der wirklich sehr kenntnißreiche Hr. von Kaiserling, sollten diesen Mangel ersetzen. Der Prinz lernte auch fleissig; und seine wissenschaftliche Bildung ging vorwärts. Aber es mangelte an einem festen, durchdachten Plan, weil es ihm überhaupt an einem wahren Mentor, wie ihn ein künftiger Regent braucht, fehlte.

Des Vaters eigne wissenschaftliche Bildung war gar nicht von Belang, und sein Haupt-Zielpunkt war, seinem in strenger Disciplin gehaltenen Heere in dem Sohne, der übrigens von Natur schwächlich war, einst einen würdigen Anführer zu geben. Friedrich aber schien nichts weniger werden zu wollen, als dies. Des Vaters Absicht und des Sohnes Neigung schienen in feindlichem Widerspruch zu stehen. Umsonst gab man ihm ein eignes kleines Zeughaus zum Spielwerke: umsonst wurde er fleissig zu Heerschauen uud täglich zur Parade mitgenommen: umsonst mußte der Kadetten-Unteroffizier von Rengel ihn wie einen Rekruten im Exerzieren unterrichten: umsonst mußte er, recht wie ein gemeiner Soldat, mit Kommishemd und grobem Rock angethan, in ächt militärischer Klei-

dung und Steifheit einherschreiten: umsonst, selbst bei der rauhesten Witterung, auf dem Schloßhofe Wache stehen. Selbst seine frühe Ernennung zum Kadetten-Hauptmann, womit ihm der Vater Freude zu machen hoffte, ließ ihn unempfindlich. Die todte Form konnte den schlummernden Heldengeist nicht wecken.

Der Sohn entzog sich, was ihm aber in der Regel erst des Nachmittags gelang, den strengen Blicken des militärischen Vaters. Dann entledigte sich eilends der gepreßte Körper des engen Soldaten-Rockes, des Degens und Zopfes; und der freiathmende Geist lustwandelte dann in den Gefilden der Kunst, Wissenschaft und schönen Literatur. Bald schweifte er, an der Hand seines Lehrers, Hilmar Curas, des geheimen Sekretärs, der auch sein Lehrer im Schönschreiben war — worin er es jedoch nie weit brachte — in die Länder- und Völkerkunde: bald versuchte sich, unter Leitung des Majors Sterning, seine Denkkraft in den Feldern der Mathematik und Kriegsbaukunst: bald lustwandelte er durch Hellas oder Latiums Dichterhaine, aber leider nur von französischen Uebersetzern geleitet: bald erhob er sich auf den Schwingen der Tonkunst, und vergas bei seines Musiklehrers, des Organisten Heyne, Clavierakkorden, Rengels steife Waffenübungen und Andreä's gelehrte Scholastik. Denn mehr nicht, als Scholastik, und zwar eine recht spitzfindige und herzlose Scholastik war der Religions-Unterricht, den Friedrich von dem Hofprediger

Andreä erhielt. Und hierin das zweite Hauptgebrechen seiner Jugendbildung, oder vielmehr, rücksichtlich seines unermeßlichen Nachtheils, das Erste. Wie konnte ein kaltes Glaubens- und mystisches Wundersystem der glühenden Seele des Prinzen zusagen! Wie todter Gedächtnißkram seinem hochaufwallenden Herzen genügen?! Oft, wenn er sich in kindischem Leichtsinne väterlicher Züchtigung schuldig gemacht hatte, mußte er Bibelsprüche, Lieder und Psalmen auswendig lernen. Das war seine Strafe; aber auch der unfehlbarste Weg, dem Prinzen die Religion verhaßt zu machen. Doch nein, nicht die Religion! denn diese Tochter des Himmels, die allein seinem großen Charakter das Siegel der Vollendung hätte aufdrücken können, war ihm leider fremd geblieben.

Ueberhaupt hatte ihm das Schicksal den glücklichsten Bildner jugendlicher Gemüther, den Genius väterlicher Milde verweigert. Väterliche Härte zog ihn groß; darum war auch seine Mannesgröße nicht ohne einige Härte im Charakter. Friedrich Wilhelm war unbiegsam, jähzornig, höchst frugal, und fast mehr als sparsam. Nicht leicht wird daher je ein königlicher Prinz durch härtere Entsagungen geprüft worden seyn, als Friedrich. Die Sparsamkeii des Vaters erstreckte sich sogar bis auf die tägliche Kost und das tägliche Tischgeräthe desselben. Einst überraschte er ihn, als er sich eben bei frugaler Mahlzeit eines silbernen Bestecks bediente. Der Sohn mußte über diesen, die königliche Verordnung über-

schreitenden Luxus, heftige Ausbrüche der väterlichen Härte erdulden. Und doch — wer weiß, ob der große Friedrich je die Beschwerden des Kriegs so leicht ertragen hätte, wäre nicht schon der kleine Friedrich in der Feuerprobe der Entsagung dazu vorbereitet worden.

So wuchs er heran, weniger ein Prinz, als der hart und karg erzogene Sohn eines strengen Vaters, ernsthaft und in sich gekehrt. Sein Geist entwickelte sich langsam und zeigte keine sonderlichen Talente, entflammte aber nicht selten zum heftigsten Jähzorn. Noch schlief seine künftige Größe, und Niemand ahnete den schlummernden Genius. Man fand nichts an ihm zu bewundern, als seine ästhetische Gewandtheit im Tanzen und seinen martialischen Anstand im Reuten.

Der Vater selbst hielt den Sohn kaum des Thrones würdig — daran war der in die Augen springende Widerspruch schuld, in welchem die Neigungen des Kronprinzen zu den Erwartungen des Königs standen. Dieser wünschte sich in dem Sohne einen jungen Spartaner und leidenschaftlichen Soldatenfreund. Aber der Sohn vermied den Vater und dessen Lieblings-Beschäftigungen, so viel es thunlich war, verzog mißbilligend die Miene, wenn jener die Soldaten mit Schelten, Stock und Faust seinen Jähzorn fühlen ließ, hüllte sich gern in weichlichen Schlafrock, und dichtete französische Verse, oder schwelgte in den Tönen seiner Flöte. — Quanz, der berühmte Meister auf diesem Instrumente, wurde ihm, auf Bitten

der Königin Mutter, vom König August von Polen jährlich zweimal, und zwar heimlich, gesendet. Beinahe wäre er einst vom Könige in einer dieser geheimen Lehrstunden überrascht worden. Er hatte nur eben noch Zeit, Lehrer, Noten und Flöte zu verbergen, und die Uniform um sich zu werfen. Der König fand nichts, als einige Bücher und Schlafröcke. Diese warf er ins Feuer, und jene verkaufte er einem Buchhändler.

Dennoch hätte Friedrich sich den erzürnten Vater wieder versöhnen können, wenn er ihm nur mehr Sinn für Familienleben und bürgerliche Häuslichkeit gezeigt hätte. Denn dafür hatte nun einmal Friedrich Wilhelm entschiedene Vorliebe. Und eben sie war vielleicht die einzige liebenswürdige Seite seines, übrigens in mancher Hinsicht großen Charakters. Um so mehr hätte man glauben sollen, würde sie das entfremdete Gemüth des Prinzen zu kindlicher Annäherung reitzen. Aber er fühlte sich überall in des Vaters Gegenwart beengt und gedrückt, und mied daher, so sehr er konnte, selbst den traulichen Cirkel der Familie, in welchem sich der königliche Vater so wohl befand.

Das Schlimmste war, daß es nicht an elenden Menschen fehlte, welche die Herzensverstimmungen zwischen Vater und Sohn mit heimlichem Wohlgefallen bemerkten, und den Funken zur Flamme anzufachen strebten. Und es gelang ihnen. Vorzüglich zeigte sich der österreichische Gesandte, Feldmarschall Graf von Seckendorf, recht eigentlich als

seinen Verfolger. Dieser Mann, lügenhaft und verschmitzt, eigennützig und filzig, rauh und ungeschliffen, aber von großem Einfluß auf den König, dessen freien Willen er völlig umgarnt und dem Interesse des österreichischen Hofes zinnsbar gemacht zu haben schien, belauerte durch seine Spione jeden Schritt des unerfahrnen und unvorsichtigen Prinzen, und machte sich's zur großen Angelegenheit, alles, was des Vaters steigende Abneigung in tödtlichen Haß verwandeln konnte, getreu zu hinterbringen. —

Damals war es im Plan, Englands Interesse mit dem des preußischen Hofes durch Vermählungen innig zu verbinden. Friedrich sollte der Gemahl der englischen Prinzessin Amalie, und der Prinz von Wales der Gemahl der preußischen Prinzessin Friedrike werden. Fridrichen würden dadurch die drückenden Fesseln seiner Verhältnisse um vieles gelüftet worden seyn. Aber leider starb König Georg I. von England zu frühe (J. 1727). Gegen Georg II. aber war Friedrich Wilhelm ohnehin unfreundlich gesinnt, und Seckendorf benützte mit Freuden diese Stimmung des Königs, die Vermählung zu hintertreiben, dem Verhältnisse Preußens zu England ein feindliches Ansehen zu geben, und zugleich das Herz des Vaters gegen den Sohn grausam zu verhärten.

In der That begann des Königs Haß gegen den Prinzen in entschiedene Verachtung überzugehen. Daß dieser leider auch durch manche Unvorsichtig-

keiten hiezu beitrug, ist aus Obigem klar. Doch liegt der Hauptgrund dieser Mißverhältnisse unverkennbar in dem drückenden Zwange, worin des Vaters übertriebene Strenge die starke Seele des Jünglings zu halten suchte. Die dadurch zurückgedrängte, aller freien Aeusserung beraubte jugendliche Kraft brach daher nicht selten, mißgeleitet, und in unregelmäßigen Handlungen hervor, die bisweilen sogar in ausschweifende und unanständige Jugendstreiche ausarteten, wozu ihm leider! seine leichtsinnigen Gesellschafter treulich halfen. Vorzüglich der Markgraf Heinrich von Schwedt, viele Offiziere, namentlich: von der Gröben, von Budenbrock, von Katte, und Hr. von Kaiserling selbst. Am liebsten schien er Geistliche zu Gegenständen seines Muthwillens zu wählen. Der Inspektor Salpius zu Nauen saß einst ruhig mit seiner Familie Abends im traulichen Wohnzimmer zusammen. Da fuhr plötzlich ein spanisches Rohr mit goldnem Knopfe durchs geschlossene Fenster, mitten unter die erschrockene Familie. Es war des Kronprinzen Stock, und der Wurf war von ihm selbst geschehen, jedoch so glücklich, daß nichts verletzt wurde, als die Fensterscheibe, die, statt zu zerspringen, blos eine runde Oeffnung erhielt. Den Stock ließ er am folgenden Morgen bei dem Inspektor wieder abholen. —

Dies alles, der schneidende Kontrast in den Charakteren des Vaters und Sohnes, die Heftigkeit ihrer Temperamente, die Strenge der Erziehung, die Reitze der Verführung, die Ohrenbläserei der Höflin-

ge und des Prinzen Unbesonnenheit, dies alles erhob das Mißverständniß auf eine wirklich furchtbare Höhe.

Es kam endlich so weit, daß der König ernstlich darauf sann, ihn von der Thronfolge auszuschließen, und sie auf den zweiten Prinzen, August Wilhelm, überzutragen. Mehr als einmal forderte Friedrich Wilhelm mit fürchterlichem Ernste von dem Kronprinzen, auf den Thron Verzicht zu leisten. Aber Friedrich war unbeugsam, und erklärte zuletzt: Er könne in des Königs Verlangen nur dann einwilligen, wenn dieser vor aller Welt in einem Manifeste ihn für einen aussereheliches Sohn werde erklärt haben. Daß dieses der König nimmermehr thun werde, war vorauszusehen.

Desto bedrängter wurde Friedrichs Lage. Würde er sich, dachte er, auf einige Zeit entfernen dürfen, so möchte sich vielleicht inzwischen des Vaters Unwillen mindern. Dies, und seine Sehnsucht, die Welt zu sehen, veranlaßten ihn zu der Bitte, reisen zu dürfen. Aber der König schlug es ihm ab. Und so reifte denn in dem achtzehnjährigen Kronprinzen nach und nach der Entschluß, zu entfliehen (J. 1730), und sich seinem Onkel, König Georg II. von England, in die Arme zu werfen. Eine Reise an den Rhein, die der König vorhatte, und auf der er ihn begleiten sollte, schien seinen Plan zu begünstigen. Der Lieutenant von Katte unterstützte dies gefahrvolle Vorhaben durch feurige Ermunterung und heimliche Vorkehrungen, ungeachtet er, so leichtsinnig er auch war, anfangs das gewagte Unterneh-

men einigemale widerrathen hatte. Ausser diesem wußten nur noch drei Personen um das Geheimniß: Friedrichs geliebteste Schwester, die Prinzessin Friederike, ein Lieutenant von Spän in Potsdam, und vorzüglich der königliche Page von Keith, der damals als Offizier in Wesel stand. Letzterer nahm sehr thätig Theil am Plane. Die beiden andern wußten blos um Friedrichs Entschluß; Zeit und Art der Ausführung blieb ihnen verborgen.

Die Reise wurde angetreten. Sie ging über Baireuth, Ansbach, durch die Maingegenden, nach Wesel. Hier war der verabredete Punkt. Friedrich entfernte sich heimlich. Sein Sinn stand gen Holland, wo schon ein Fahrzeug für ihn bereit lag. Aber, siehe! nahe bei Wesel wurde er schon wieder eingeholt, und nach Wesel zurückgebracht hin vor den Vater. Alles war verrathen. Seckendorfs Laurer hatten's erspäht; und selbst der französische Gesandte hatte schon von Berlin aus seinem Hofe gemeldet: man vermuthe, daß der Kronprinz auf der Reise werde entfliehen wollen. Katte war aber auch so schwatzhaft gewesen, und hatte im Vertrauen so manche geheimnißreiche Aeusserungen gethan, daß man wohl aufmerksam werden mußte. Seckendorf, des Kronprinzen Verfolger, hatte diesmal wirklich Dank verdient, so wenig er dessen würdig war; denn es war dies der erste gute Dienst, den er dem preußischen Hause und Staate erwieß, wiewohl in schlechter Absicht.

Für Friedrich eröffnete sich von nun an ein dornenvoller Pfad, der Blut und Thränen kostete. —

Wie stand nun der unglückliche Flüchtling vor dem entflammten Vater! Seckendorf hatte ihm längst das Geheimniß verrathen, und der Kronprinz war von dem Augenblick an vom Könige mit geheimen Aufsehern umgeben worden. Desto glühender ergoß sich nun der lang verhaltene Grimm des schwer-beleidigten Vaters über den Schuldigen, der zerknirscht vor ihm dastund. Es war in der Wohnung des Kommandanten. „Infamer Deserteur!" — war der Gruß, der ihm entgegendonnerte. Als aber der vor Zorn ausser sich gekommene Vater ihm sogar den Stock unter die Nase stieß, und ihn thätlich strafte, ermannte sich Friedrich, und klagte: „Solche „Schmach hat noch kein brandenburgischer Prinz „erduldet!" Dies Eine Wort wandelte des Vaters Zorn in blinde Wuth. Er riß den Degen aus der Scheide, und rannte auf den Sohn ein. Der brave Kommandant, General von Mosel, sprang dazwischen. „Sire! mich durchbohren Sie, ich bin „ein alter Hund; aber morden Sie Ihren Sohn „nicht." Der König ließ den Degen sinken, und den Kronprinzen abführen.

Er wurde nach Küstrin gebracht, und einige Tage darauf zu Mittenwalde vor eine Untersuchungs-Kommission zum Verhör gestellt. Friedrich antwortete dem Präsidenten der Kommission, Minister von Grumbkow, mit bewundernswürdiger Entschlossenheit. Das Resultat dieses ersten Verhörs war: der Kronprinz habe dem Könige. seinem Vater, nie die schuldige Ehrerbietung verweigert, und blos sei-

ner unerträglich-harten Behandlung sich entziehen wollen; seine Absicht sey aber gewesen, nach Algier zu entfliehen. England wagte er nicht zu nennen, weil er des Königs feindselige Gesinnung gegen Georg II. nicht erhöhen wollte. Von den Vertrauten seines Plans nannte er nicht Einen. Aber die Theilnehmer waren bereits bekannt, und der vorzüglichste von ihnen, Katte, auch bereits verhaftet. Denn man hatte ihm eiligst etliche Offiziere nach Holland nachgesandt, die sich, ungeachtet der Drohungen des holländischen Großpensionärs, seiner bemächtigten. Glücklicher war Keith. Friedrich hatte im Augenblick seiner eigenen Verhaftung nur eben noch Zeit, seinen zwei Freunden mit Bleistift zu schreiben: „Fliehet, alles ist verrathen!" Der leichtsinnige Katte blieb zu lange, und mußte es mit dem Leben bezahlen. Keith aber war bereits nach dem Haag in die Arme des englischen Gesandten geflohen, ging von da nach England und Irland, und als er sich auch da von den preußischen Nachstellern nicht sicher sah, nach Portugall, wo er sich bis zu Friedrich Wilhelms Tod verborgen hielt.

Friedrich wurde von Mittenwalde in seinen gefänglichen Verhaft in das Schloß nach Küstrin zurückgebracht. Nach des Königs Befehl sollte er, einem Verbrecher gleich, in einem engen Zimmer verwahrt werden, und jede Bequemlichkeit, sogar Bett und Licht entbehren. Noch weniger sollte man ihm Gesellschaft, Lektüre, oder Schreibmaterialien gestatten; und für seine tägliche Kost wurden nicht mehr

als 8 preußische Groschen bezahlt. Doch glaubten der dortige Kommandant, General von Löpel, und der Kammerpräsident, von Münchow, diesmal von dem strengen Befehle des Königs sich ein wenig lossagen zu dürfen, und dem königlichen Gefangenen wurde sein Arrest möglichst erleichtert. — Münchow unterhielt sich oft mit dem Prinzen durch eine Oeffnung, die er über dem Gefängnisse anbringen ließ, und sorgte für bessere Speise und Wäsche, und manche Bequemlichkeiten. Einst, in einem Augenblicke des Kleinmuths, äusserte Friedrich: wenn er Freiheit und die Erlaubniß erhielte, im Auslande von einer kleinen Pension zu leben, so wollte er auf den Thron verzichten. Daß er es nicht that, verdankt der preußische Staat diesem treuen Diener. Und wie kann es ihm derselbe genug danken, daß er ihm den Schöpfer seiner Größe erhielt!

Inzwischen geschahen alle denkbaren Versuche, den erzürnten König zu besänftigen. Vergebens. Er hielt unter eignem Vorsitz ein strenges Kriegsgericht über den Sohn, und forderte das Todesurtheil über ihn. Von einigen wenigen wurde es ausgesprochen, aus Furcht vor des Königs Ungnade. Alle übrigen erklärten: der Kronprinz habe nichts begangen, das des Todes schuldig wäre. Vorzüglich Preußens erster Held und Feldherr, Fürst Dessau, und mit ihm die hochverdienten Biedermänner: Feldmarschall von Natzmer, und General-Lieutenant von Borke, waren so glücklich, die Gefühle der Menschlichkeit in dem Monarchen wieder

zu wecken. Die Bittschreiben, die vorzüglich von protestantischen Fürsten einliefen, vollendeten den wohlthätigen Eindruck. Am meisten wirkte jedoch die dringende Vorstellung des österreichischen Hofes.

Friedrichs Leben ward gerettet; aber Katte mußte bluten. Mit einem elenden leinenen Kittel angethan, doch aber noch mit dem Johanniterkreutze geziert, wurde er nach Berlin, auf das Schloß, vor den König gebracht. Dieser riß ihm das Kreutz mit eignen Händen ab, stieß ihn mit dem Fuße hinweg, und überschüttete ihn mit dem glühenden Wortstrom seines, alle Grenzen überschreitenden Zornes. Dennoch hat das Kriegsgericht den Unglücklichen nicht zum Tode, sondern nur zu lebenslänglicher Vestungsstrafe verurtheilt. Aber des Königs Urtheil lautete: „Der Verräther verdient, mit glühenden „Zangen zerrissen zu werden. Doch um seiner Fa„milie willen, werde er aus Gnaden enthauptet.“ Umsonst flehten die Ersten des Reichs; umsonst wandten sich der alte Feldmarschall mit seinem Sohne, dem General-Lieutenant, (dieser der Vater des Unglücklichen, jener sein ehrwürdiger Großvater) zu den Füssen des Monarchen; umsonst flehten selbst die Thränen der verehrten und geliebten Königin. Er mußte bluten. Am 6ten Nov. 1730. wurde er zu Küstrin auf den Vestungswall zum Tode geführt, und Friedrich mußte Zeuge seiner Enthauptung seyn. So eben hatte man ihm eröffnet, daß Katte sterben müsse, und schon wird das Opfer seines Leichtsinns herbeigeführt, und Friedrich muß, auf des Königs

ausdrücklichen Befehl, von seinem Kerker aus Alles mit ansehen. In der Fülle des Schmerzens ruft er: „Ach, Verzeihung, mein Katte!" — und stürzt halb entseelt rücklings in die Arme des Kommandanten. Katte aber entgegnet: „Für einen so edeln Prinzen sterben, ist leicht," — und muthig schreitet er vorwärts. Wirklich, der Todespfad dieses jungen Mannes versöhnt mit seinem Lebenspfade. Diesen hatte er als ein Wüstling und Religionsspötter durchflattert, auf jenem wandelte er wie ein Mann, der Gott gefunden hat, und den Tod nicht scheut. Durch den Feldprediger Müller ließ er dem Kronprinzen sagen: „Mit Freuden erkaufe „ich Ihr Leben mit dem meinigen. Hegen Sie keinen Groll gegen den König; er ist Ihr Vater, seyn Sie sein gehorsamer Sohn."

Müller erhielt nun den Befehl, an des Prinzen religiöser Bekehrung zu arbeiten, und dem Monarchen fleißig über das Benehmen des Gefangenen zu berichten. Denn ausser dem Vergehen der Entweichung und jenes des Schuldenmachens, wurde Friedrichen auch sein fatalistischer Irrglaube sehr hoch angerechnet. Die Berichte des Feldpredigers lauteten immer vortheilhafter. Endlich gegen das Ende des Novembers, nachdem sich der König überzeugt hatte, daß der Prinz sein großes Vergehen erkenne, auch dem Fatalismus entsagt habe, und fleissig in der Bibel lese, ließ er ihn feierlich schwören, daß er sich von nun an in Allem als gehorsamer Sohn verhalten, daß er namentlich gegen Nie-

mand Rache üben, nie ohne des Königs Erlaubniß eine Reise unternehmen, und daß er seine Vermählung der Wahl des Vaters unbedingt überlassen wolle. Der Vater fügte aber auch die Drohung hinzu, daß, wenn er wieder in seine vorigen Vergehungen zurücksänke, er die Thronfolge, und, nach Umständen, auch das Leben verlieren würde. Und nun wurde er aus seinem strengen Arreste entlassen. Doch mußte er noch als Staatsgefangener in Küstrin bleiben, und bei dem dortigen Kammerkollegium als jüngster Kriegsrath fleißig arbeiten und in Akten studieren. Seine neue Lebensweise hatte er damit eröffnen müssen, daß er einem feierlichen Gottesdienste beiwohnte, und das heil. Abendmahl genoß. — Personen, die er nicht kannte, waren von nun an seine Dienerschaft. Ein grauer Rock mit einer sehr schmalen silbernen Tresse besetzt, mußte seine Kleidung, Aktenlesen und Berichte machen, seine Beschäftigung seyn. Erholungsstunden waren nicht vergönnt; jeder Freudengenuß, jede bellettristische Lektüre, jeder musikalische Zeitvertreib, ja sogar jeder französische Ausdruck war ihm streng untersagt; und wie es mit der Kasse ausgesehen haben mag, läßt des Vaters Kargheit vermuthen.

Inzwischen reifte am Hofe ein Plan, der des Königs erfreutes Herz zur Versöhnung stimmte; aber er gründete sich leider auf ein großes Opfer, das Friedrichs edle, liebenswürdige Schwester, Friederike, für den geliebten Bruder dem harten Willen des Vaters brachte. Diese Prinzessin hatte schon frü-

herhin die heftigsten Ausbrüche des väterlichen Grimmes, ja sogar Faustschläge ins Angesicht erdulden müssen, weil sie beinahe als Mitverschworne des geliebten Bruders angesehen wurde. Aber schmerzlicher noch, als diese Mißhandlung, war ihr des Vaters Plan, sie an den Erbprinzen Friedrich von Baireuth zu vermählen. Ihr edles Herz war diesem Prinzen abhold; auch war sein Ruf nichts weniger als günstig. Aber der Monarch gebot der Tochter, und diese ihrem Herzen. Groß war des Königs Freude, und der Schmerz, womit die gehorsame Tochter sie bezahlte, wurde ihr dadurch versüßt, daß ihr Vermählungstag (20. Nov. 1731.) dem theuern, ja! durch so namenlose, stille Sorge und Angst nur noch theurer gewordenen Bruder ein Erlösungs-, dem strengen Vater ein Versöhnungs-, der bekümmerten Mutter ein Jubeltag wurde. Denn endlich fühlte Friedrich Wilhelm durch des Sohnes Büssungen, einer bessern Zukunft Hoffnung, und der Gegenwart Freude, seinen Groll beschwichtigt, und er beschloß, am Vermählungsfest in eigner Person der verehrten Gemahlin den 18 Monate lang Entbehrten vorzuführen. Ihn selbst drängte das eigne Vorgefühl der Gatten- und Vaterfreude, sein Geheimniß einer Kammerfrau der Königin mitzutheilen, und ihr sogar zu erlauben, ihrer Gebieterin vorläufig einen Hoffnungsstrahl ins Herz zu senken. Es hätte sonst der Affekt überraschender Freude für die Gesundheit der verehrten Gemahlin leicht nachtheilig werden können. Die heißersehnte Stunde kam. Man

setzte sich zum königlichen Mahle. Ihn selbst, den strengen und doch so gefühlvollen Hausvater, ließ die verhaltene Freude nicht an der Tafel sitzen. Er ging auf und nieder, trat in fröhlicher Unruhe bald hie an, bald da, ausnehmend gesprächig und zum Essen freundlich ermunternd. Plötzlich trat er, den Kronprinzen an der Hand, zur Königin. „Hier, Madame! ist der Fritz wieder.“ — „O mein Sohn!“ stammelte die entzückte Mutter, sprang auf, und schloß den Langentbehrten in die Arme. Der Jubel war allgemein. —

Von nun an gewann Friedrich den Platz im väterlichen Herzen, der ihm gebührte. Zum Unterpfand der Versöhnung erhielt er das Infanterie-Regiment zu Neuruppin; und nachher machte er ihm sogar mit dem bei Ruppin liegenden Städtchen Rheinsberg, nebst Schloß und Gärten und Park, ein überaus willkommenes Geschenk. Friedrich gab nämlich, weil es der Vater, auf den immer noch Seckendorf einwirkte, so forderte, (J. 1733.) der an Schönheit des Körpers und der Seele so reichen Elisabethe Christine von Braunschweig-Bevern, einer Nichte der österreichischen Kaiserin, seine Hand. Dies hob ihn vollends in der Gunst des Königs. So wie der gehorsame Sohn mit Rheinsberg, so wurde die geliebte Schwiegertochter mit dem Lustschlosse Schönhausen beschenkt.

Ehe noch Friedrich sein schönes Rheinsberger Leben begann, machte er mit dem Könige eine Reise an den Rhein, in das Lager der, von dem ergrauten

Helden Eugen befehligten Reichsarmee, bei welcher von den königlichen Truppen 10,000 Mann standen. Großes wurde nichts ausgerichtet; denn von Eugens Seele schien bereits der Geist verflogen. Doch ahnete der gealterte Held in Friedrichen den werdenden Helden des Jahrhunderts, und verkündigte es in prophetischen Worten. Auch das französische Lager besuchte der Kronprinz. Nachdem er die brandenburgischen Regimenter nach Frankfuet am Main zurückgeführt hatte, reiste er selbst über Ansbach nach Baireuth zu seiner geliebten Schwester, und kehrte nach Rheinsberg zurück. Aber der König, kaum vom Rhein zurückgekehrt, wurde so krank, daß der Kronprinz des Vaters Stelle in der Regierung vertreten mußte. Der König genaß wieder, und Friedrich machte hierauf, in Gesellschaft des Fürsten Leopold von Dessau, eine militärische Reise nach Stettin, welcher bald eine Freundschafts-Reise nach Königsberg, zu König Stanislaus von Polen, folgte. Er verweilte einige Zeit bei diesem Fürsten, und gewann ihn so lieb, daß er lebenslänglich den freundschaftlichsten Briefwechsel mit ihm unterhielt.

Er kehrte nach seinem lieben Rheinsberg zurück, wo er in der That das elegante Leben eines Schöngeistes und fröhlichen Weltweisen führte. Er hatte hier eine ausgesuchte Gesellschaft heiterer, wissenschaftlich-gebildeter, kunst- und geistreicher Männer um sich gesammelt. Ausser einigen, ihm besonders liebgewordenen Offizieren seines Regiments, befanden sich unter seinen Gesellschaftern der geheime Rath

Jordan, der Hofprediger Deschamps, die Hrn. von Knobelsdorf und Kaiserling, und der Hr. von Chazot, den er im französischen Lager kennen gelernt, und mit sich genommen hatte. Ueberdies hatte er den großen Violinisten Franz Benda, den gleich-großen Tonkünstler und Sänger Carl Heinr. Graun nebst seinem Bruder, und die berühmten Maler Pesne und du Buisson in seine Dienste genommen. Mehrere seiner militärischen Freunde verbrüderte er durch einen Orden, dessen Mitglieder die Ritter ohne Furcht und Tadel hießen. General Fouquet war Großmeister; und des Ordens Zweck war, sich zu Helden des Kriegs zu bilden. Die schönsten Stunden des Tages waren theis dem Genusse der schönen Literatur, theils dem Studium ernster Wissenschaften, theils der Schöpfung eigner Geistesarbeiten, theils der Korrespondenz gewidmet. Der französische Philosoph und Mathematiker, Hr. von Maupertuis, der geistvolle und gelehrte Italiener, Graf Algarotti, der große teutsche Philosoph Freiherr von Wolf, vorzüglich aber der unerschöpflich-witzige, verführerisch-leichtsinnige Schön- und Freigeist Voltaire, den er in seinen Briefen mit den übertriebensten Huldigungen überschüttete, und endlich sogar zu seinem Kammerherrn machte *), standen beständig in geistvollem

*) In der Folge (1753.) zog sich Voltaire durch seinen unverträglichen Charakter, vorzüglich durch seine Zänkereien mit Maupertuis, die Ungnade des Königs in

Briefwechsel mit ihm. Auch in Berlin selbst fand er an dem sächsischen Gesandten, dem trefflichen Hrn. von Suhm, einen Mann, der seinem denkenden, nach wissenschaftlichem Genusse dürstenden Geiste reiche Nahrung gab. Schon früherhin hatte er an diesem Manne einen treuen und weisen Freund in Nöthen, und thätigen Beistand in Geldverlegenheiten gehabt. Nun wurde er auch der Lenker sei-

---

so hohem Grade zu, daß er seinen Abschied nehmen, und alle vom König erhaltenen Briefe aushändigen mußte. Anfangs suchte der Franzose sich durch seine Talente am Könige zu rächen. Untern andern schickte er ihm, bei Ausbruch des siebenjährigen Kriegs, ein Gedicht, worin er ihn so anredet: „Unglücklicher! siehst du nicht die „Klüfte, die unter deinen Füßen die Erde spalten? — „Zwei fürchterliche Nebenbuhler sind von dir aufgereizt. „Schon ist ihr Stahl geschliffen, die Flamme lodert; „ihr Donner wird wie ein Lichtstrahl dich treffen. Einen Tag zu viel, beklagenswerther Monarch! hast du „gelebt. In diesem Augenblicke verläßt dich deine Weisheit, und du verlierst deinen Ruhm. Nicht mehr bist „du der Held, der gekrönte Weltweise, welchen die schönen Künste umrangen, welchem der Sieg nachfolgte. „Nur den stolzen Krieger betrachtest du jetzt in dir, der „mit der Fackel in der Hand gewaltsam sich den Weg „öffnet, Städte verheert, beraubt, verbrennt, die Rechte der Völker und Könige verletzt, die Natur beleidigt, und die Gesetze zum Schweigen bringt." Friedrich antwortete ruhig und kalt, mit einer treffenden Charakteristik des Franzosen, die er in ein englisches Blatt einrücken ließ, und mit einem Gedichte, worin er unter andern sagt: „Ich kenne das Mißbehagen, das die Grö-

ner philosophischen Studien. Er war es, der ihn mit Wolf und dessen vorzüglichsten Schriften bekannt machte. Vieles aus denselben hat er für den Prinzen ins Französische übergetragen. Selbst alltägliche Mahlzeiten wurden oft mit geistvollen und wissenschaftlichen Gesprächen gewürzt. Wie sehr es dem Prinzen mit dem Studium der Wissenschaften Ernst war, beweisen die Schriften, die damals sei-

---

„ße begleitet, die Ueberlast der Pflichten, das Gewühle „der Schmeichler, und den ganzen wilden Haufen von „Kleinigkeiten, nach 'all' ihren verschiedenen Arten und „Gattungen, womit man sich im Schooße der Ehre zu „beschäftigen pflegt. Ich verachte die Eitelkeit des „Ruhms, ob ich schon Dichter und König bin. — Ein „Augenblick im Genusse des Glücks ist eben so gut, als „tausend Jahre in der schwatzhaften Geschichte. Sind sie „denn so schön unsre Schicksale? Es haben ja noch nie „das süße Vergnügen, die Gemächlichkeit und die leb„haften, zwanglosen Freuden mit dem Prunke und mit „dem Scepter sich vereint gefunden. Er schließt mit den Worten: „Voltaire kann sich ruhig in seiner Einsiede„lei, in einem Lande, das noch die alte teutsche Redlich„keit zum Erbtheile besitzt, den Tugenden der Weisheit „widmen, die Plato lehrt; ich aber, dem ein greulicher „Orkan den Untergang droht, muß kühn dem Sturm „entgegengehen, und als König denken, leben und — „sterben." — Nach und nach schwand die wechselseitige Erbitterung, der Franzose fühlte sich gedrungen, Friedrichs Größe öffentlich anzuerkennen, und genoß bis an seinen Tod (30. Mai 1778.) die Ehre, mit ihm in freundschaftlichem Briefwechsel zu stehen.

ner Feder entflossen, und, als herrliche Denkmale seines Rheinsberger Schönlebens, ewig denkwürdig bleiben werden. Die vorzüglichsten derselben sind seine „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems;“ und sein „Antimacchiavell *).“ Mit den ernsten Musen wechselten die fröhlichen, und mit der eifrigsten Vorbereitung zu seinem Regentenberufe verband er die anmuthigste Entwicklung seiner ästhetischen Natur. Er hat viel komponirt; noch mehr gedichtet, zwar nichts, das man ein vollendetes Meisterwerk nennen könnte, aber sehr viel, das Phantasie mit Witz, Anmuth mit Kraft vereint. Vorzüglich bemerkenswerth ist seine Ode auf die Ehre, und sein Gedicht auf den Feldzug am Rheine.

O, daß dieses schöne Rheinsberger Leben dem Aeussern nach weniger das Leben eines teutschen, als das eines französischen Königssohns schien! Denn alles, alles trug französisches Gewand, und die edle, kraftvolle Sprache des Vaterlands mußte in Rheinsberg schweigen, während ihre glatte und

*) Machiavelli (Staatssecretär in Florenz, in der ersten Hälfte des 16ten Jahrh., einer der geistvollsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit), empfiehlt nämlich in seinem Buche: „Der Fürst“, die gefährlichsten, arglistigsten und schändlichsten Despoten-Grundsätze. Wahrscheinlich wollte er die damals bei den italienischen Regierungen geltenden Grundsätze persifliren; indem er sie in ein ordentliches System brachte, und den Regenten als untrügliche Mittel zur Vergrößerung und Befestigung ihrer Macht empfahl.

kraftlose Schwester, die gallische, durch Mund und Feder sprach. Selbst was teutscher Geist geboren hatte, wurde nur dann der Aufmerksamkeit gewürdigt, wenn es in gallisches Gewand sich schmiegte.

Der König nahm von des Kronprinzen ästhetischem, wissenschaftlichem, künstlerischem Leben zu Rheinsberg so wenig Kunde, als von dessen französischen Umgebungen. Denn Friedrichs Regiment war stets im trefflichsten Zustande; und von Zeit zu Zeit erhielt der Vater, zu seiner innigsten Freude, riesenmäßige Rekruten für das königliche Leibregiment vom Sohne gesandt, oder treffliche Gartenfrüchte, von Friedrichen selbst gebaut, oder andere schmackhafte Küchengeschenke. In der That hat Friedrich auch an Veredlung des Garten- und Feldbaues, und an den Freuden einer verschönerten Natur würdige Gegenstände für seinen Geist gefunden. Sein Rheinsberg, nebst dem ungemein verschönerten Schlosse, prangte, trotz des Sandmeeres, worin es liegt, an dem sehr lieblichen Ufer eines überaus großen Sees in reitzenden Umgebungen, die Friedrich schuf, und wobei ihm der geschmackvolle von Knobelsdorf, sein Architekt, zum Organ und Gehülfen diente.

Mit jedem Jahre gewann Friedrich Wilhelm den Kronprinzen lieber. Er erwiederte seine kleinen Geschenke mit ansehnlicheren Gegengeschenken, meistens mit theuern Leckerbissen aus der königlichen Küche. Er ließ keinen Brief, deren in der Regel wöchentlich zwei aus Rheinsberg kamen, unbeantwortet,

und jede Versicherung kindlicher Ehrfurcht wurde mit Zusicherung väterlicher Liebe freundlichst erwiedert. — Oft, wenn der Vater krank wurde, ließ er schleunigst den geliebten Kronprinzen herbeiholen. Noch auf dem Sterbebette nannte er ihn seinen lieben Fritz. Er übertrug ihm mit dem ungetheiltesten und freudigsten Vertrauen die Regierung, nahm, recht wie ein liebender Vater, vom würdigen und geliebten Sohne Abschied, und starb, segnend und gesegnet, in seinen Armen (31. Mai 1740. zu Potsdam). —

Des Sohnes Urtheil über den harten, und doch so geliebten Vater, ist für beide ein gleich ehrenvolles Denkmahl. „Staatsklugheit war bei ihm mit „strenger Gerechtigkeit unzertrennlich vereint. Er „war mehr damit beschäftigt, was er besaß, wohl „zu regieren, als seine Herrschaft zu erweitern; war „jederzeit zur Vertheidigung, aber nie zum Unglück „für Europa in den Waffen. Er zog das Nützli„che dem Angenehmen vor; baute mit Verschwen„dung für seine Unterthanen, und wendete nie die „geringste Summe auf, um selbst bequemer zu woh„nen. Er war vorsichtig in seinen Verbindungen, „getreu in seinen Zusagen, streng in seinen Sitten, „scharf gegen die Sitten Anderer, genau in Beo„bachtung der Kriegszucht, und regierte seinen „Staat nach eben den Gesetzen als seine Armee. „Er hatte von der menschlichen Natur eine so gute „Meinung, daß er verlangte, seine Unterthanen soll„ten eben so gute Stoiker seyn als er selbst. Wir

„haben die Familien-Verdrüßlichkeiten dieses großen „Fürsten mit Stillschweigen übergangen. Man muß, „in Betrachtung der Tugenden eines solchen Va„ters, gegen die Fehler der Kinder einige Nachsicht „haben.“ —

II.

Friedrich wird König.

Als Friedrich Wilhelm die Augen geschlossen hatte, ging Friedrich nach Charlottenburg, und verweilte daselbst, voll kindlicher Trauer und hohen Ernstes, bis zum feierlichen Leichenbegängniß. Dieses wurde, nach des verewigten Königs letztem Willen, in allen Hauptstädten der Monarchie mit Pomp gefeiert.

Aber schon war die allgemeine Aufmerksamkeit auf den jungen König gespannt. Sein Rheinsberger Leben hatte einen ausserordentlichen Regenten versprochen; aber wie weit blieb die höchste Erwartung hinter der Wirklichkeit zurück! Wer Großes für's Vaterland hoffte, fand bald seine ausschweifendsten Wünsche übertroffen; aber wer eigennützige Hoffnungen hatte, fand sich betrogen. Werthlose Menschen, die Friedrichs Hang zu Sinnlichkeit, Aufwand und Scherz genährt, geschmeichelt und mit zudringlicher Geschäftigkeit unterstützt hatten,

sie, die nichts waren als lustige, mitunter auch unsittliche Gesellen, sanken in ihr Nichts zurück, wie Nebel, den die hehre Sonne niederdrückt. Andere, die einst den Kronprinzen gedrückt hatten, erzitterten nun vor dem Könige; aber dieser hatte Alles vergessen, die Verfolgungen dieser, wie die Schmeicheleien jener. Blos für Biedermänner, die ihm oder seinem Vater als treue Freunde gedient hatten, schien er ein Gedächtniß zu haben. Gegen diese setzte er des Vaters Vertrauen fort, und jenen bezahlte er gewissenhaft die erborgten Summen; oder er belohnte sie mit Ehren und Würden. Nicht mehr der jugendlich-fröhliche Gesellschafter, sondern ein fester Mann mit königlichem Herrschergeiste, so saß der 28jährige Friedrich auf dem väterlichen Throne, von Allen mit ungewissen, erwartungsvollen Blicken angestaunt, er selbst aber den festen, flammenden Blick auf sein Volk und Europa's Staatenverein gerichtet.

Zwar sein Körperbau, obwohl gedrungen und regelmäßig, hatte nichts Imponirendes. Er war kaum von mittelmäßiger Größe, und weder mager noch voll. Sein Gang ziemlich nachläßig und schnell. Aber seinem braunrothen Antlitze, voll hohen Ernstes, war der Stempel der Größe unverkennbar aufgedrückt. Der lebendige Ausdruck der starken Züge wurde durch die groß und erhaben gebaute Nase kräftig gehoben. Die blauen, schön geformten Augen waren Flammen, deren Blitze im Augenblick des Affekts jedes fremde Aug' unwiderstehlich zu Bo-

den schlugen. Seine Stimme war das volltönende Echo innerer Kraft, und schien recht eigentlich von der Natur zum donnernden Kommandowort an der Spitze eines Heldenheeres geschaffen.

Solche Attribute kündeten einen Heros an, den die Vorsehung bestimmt hatte, einen Welttheil aufzurütteln und neu zu gestalten, ein kriegerisches Volk zu begeistern, und es auf dem Fittig des Heldenruhms zum ersten der neuen Zeit zu erheben, einen Musterstaat zu erbauen, und ihn anderen zum unerreichbaren Vorbild darzustellen — darum unerreichbar, weil ein Jahrtausend schwinden kann, bis die höchste Feinheit mit der stärksten Kraft, der glücklichste Scharfblick mit dem entschlossensten Muthe, die gereifteste Klugheit mit der rastlosesten Thätigkeit, und die kühnsten Entwürfe mit der entschiedendsten Mäßigung sich je wieder in einem von Zeit und Verhältnissen gleichbegünstigten Regentengeiste vereinen. Selbst des Vaters harte Erziehung war eine nothwendige Bedingniß von Friedrichs Größe; denn ohne jene wäre diese leicht eine verzehrende Flamme geworden. Nun aber stand er da, gediegen durch bittre Erfahrung, in geregelter Kraft, die in ihrer Wirkung nicht minder segnend war, als unwiderstehlich. Auch solche Vorgänger durften ihm nicht entstehen; denn ohne seines Vaters, und noch mehr ohne des großen Churfürsten Vorbild und Vorarbeit wäre kein Friedrich möglich gewesen. Für letztern erglühte sein verwandter Schöpfergeist im höchsten Enthusiasmus. Und so wenig ihm des Va-

ters Schwächen — die vernachläßigte Geistesbildung, die übertriebene Sparsamkeit, die Leidenschaftlichkeit des Temperaments, die Neigung zur Despotie, die Vorliebe zum steifen Militärzwange — verborgen geblieben seyn konnten, und so sehr er ihre bittern Folgen an sich selbst erfahren hatte, so hoch verehrte er die großen Eigenschaften, die sein erhabner Vater als Regent zum Ruhm und Flor seiner Staaten entwickelt hatte. Von jenen Grundsätzen, wodurch der so oft verkannte Friedrich Wilhelm für Bevölkerung, Landeskultur, Finanzen, und vorzüglich für Sitteneinfalt und Moralität so wohlthätig sorgte, hat der dankbare Sohn viele zu den seinigen gemacht. Heil dem Lande, dem der gütige Himmel, nach solchen Vorgängern, einen Friedrich gibt! Einen solchen Staat hebt nicht die Menge der Q. Meilen und Einwohner, wohl aber seine eigne geistige Kraft, und seines Fürsten überwiegendes Genie in die Reihe der ersten Staaten der Welt. Kaum gibt es aber auch einen erhabenern Geistesgenuß, als die Bahn, auf der ein solcher Regent sein Volk zu einer so glänzenden Höhe des Ruhms, der Macht und des Glücks emporhebt, mit seiner Betrachtung zu verfolgen.

Ehe Friedrich diese Bahn betrat, bereiste er noch seine Staaten, empfing in Königsberg den Huldigungseid, hierauf in Berlin, besuchte dann seine westphälischen Provinzen, gab den Markgrafen von Baireuth und Ansbach einen Besuch, ging über Frankfurt am Mayn nach Strasburg, reiste am

Rhein hinab nach Wesel, wo ihn sein Gefolge erwartete. Ein Fieber, das ihn befallen hatte, konnte ihn hier nicht lange fesseln. Er eilte über Braunschweig nach Haus. Wichtige Ereignisse nahten, die alle seine Kräfte in Anspruch nahmen.

Nach seinen eignen Versicherungen betrugen bei seiner Thronbesteigung die Einkünfte des Staats nur 7,400000 preuß. Thlr., die Volksmenge etwa 3 Millionen Menschen, die Armee 76,000 Mann, und der Schatz 8,700000 preuß. Thlr. Die Staatsverwaltung war in schönster Ordnung, aber das Land sehr arm an innern Hülfsquellen; Handel und Wissenschaft nichts weniger als blühend, aber das Volk an Sparsamkeit und einfache Sitten gewöhnt, und von einem kriegerischen Geiste beseelt. Allein die Grenzen des Staats waren so gar nicht gedeckt! und sein völliger Mangel an einiger Ründung erschwerte die Vertheidigung ungemein, und schien sie ganz unmöglich zu machen. Denn seine Theile lagen vereinzelt und von fremdem Gebiet unterbrochen, in einer ungeheuern Strecke von Kurland bis nach Brabant hin.

Als Friedrich den Thron bestieg, ruhte fast ganz Europa im Schooße des Friedens. Blos England und Spanien befehdeten sich, doch ohne die Ruhe des übrigen Europa dadurch zu stören. Die österreichische Monarchie hatte ihre Stütze, den großen Eugen, durch den Tod verloren, einen sehr unglücklichen Krieg mit den Türken geführt, war in ihren Finanzen, und noch mehr in ihrem Militärwesen

zerrüttet. Polen war der Sitz der Anarchie. Die Türkei, noch immer eine Fremdlingin in Europa, schleppte die Fesseln asiatischer Despotie, erlag unter schlechter Verwaltung, und rang mit innern, unheilbaren Uebeln. Frankreich, wiewohl durch seine diplomatische Kunst im Staatensystem von Europa von entscheidendem Gewichte, zeigte dennoch keine große Energie, litt an seinen Finanzen, und noch mehr an Verweichlichung und moralischer Verdorbenheit. Spanien und Portugall lagen in geistigem Schlafe. Großbrittanien überwog schon damals an Handlung, Reichthum und Seemacht jede andere Nation der Welt. Holland war reich und blühend durch Handel, aber zu wenig kriegerisch, um mit einigem Nachdruck auftreten zu können. Dänemark unbedeutend. Schweden entkräftet und arm. Rußland, ein junger furchtbarer Riese, hatte einen Türkenkrieg glorreich geendigt. Das teutsche Reich ein zerstückelter Herkules. Italien kaum minder zerstückelt, und ein ausgebrannter Vesuv. Die Schweiz, in sich selbst zufrieden, verzichtete gerne auf kräftiges Wirken nach aussen, woran es auch seine Kleinheit verhinderte. — Unter den Monarchen mancher gut, nicht Einer groß. — So lag Europa vor den Augen des thatenlustigen Friedrichs.

III.

Friedrichs Heldenleben.

Was ein Orkan der Natur, das ist ein Kriegsheld der Menschheit. Beide erschrecken, durchrütteln, zerstören, aber beide entfesseln braußend ein Heer von Kräften, und hinter ihrem Fußtritt sproßt die Blüthe eines neuen, erhöhten Lebens. — Es ist ein großes, majestätisches Schauspiel, das Friedrich der Held uns gibt; und eine schauerliche Lust, ihn zu sehen an der Spitze der Schaar seiner Tapfern, wie der Orkan seiner Kraft daher wogt, und den zehnmal stärkern Feind niederwirft, dann im Gefühle seiner Unwiderstehlichkeit selbst gegen Felsen der Unmöglichkeit anstürmt und sich bricht, und wie ein ermattetes Donnern in Ohnmacht zu ersterben scheint, plötzlich aber mit erneuter Kraft sich erhebt, und den sichern, zahllosen Feind zerstäubt, dann nach allen Gegenden hin mit Blitzesschnelle raset, und jeglichen Widerstand zermalmt. Aber dem feindlichen Boden entsteigen neue Heere. Vergebens. — Zwar ungleich scheint der Kampf, und mehr als Einmal weicht des Helden Kraft, doch nur um schrecklicher daher zu braußen, und ein Heer nach dem andern stürzt vor dem Allgewaltigen in Staub. Europas erste Mächte treten staunend zurück, und erkaufen sich Ruhe durch schwere Opfer, die Wahrheit fühlend: wer einen Friedrich besiegen will, muß

selbst ein Friedrich seyn. In der That, der Unbesiegte hat im Angesicht des staunenden Europa's sich selbst besiegt. Denn die Kraft, Welteroberer zu werden, war in Friedrichen größer, als in Napoleon. Aber er hat sich selbst die Schranken weiser Mäßigung gesetzt. Nicht um sich selbst, nur um seinem Volke zu dienen, ja! nur um segnen zu können, hatte er sich furchtbar gemacht. Darum werden auch die spätesten Nachkommen sich mit hohem Gefühle an der Betrachtung seiner Heldenlaufbahn weiden.

Als eine kleine Vorbedeutung ging seiner, an Kriegen reichen Regierung, eine unbedeutende Waffenscene voraus, die der Bischof von Lüttich veranlaßte, und auch bezahlte. In dem Gebiete dieses Bischofs lag nämlich die, dem preußischen Hause durch die Oranische Erbschaft zugefallene kleine Herrschaft Herstall, worüber sich der Bischof die Landeshoheit zueignete. Der junge König ließ rasch ein Regiment Infanterie mit einer Abtheilung Dragoner in das kleine Bisthum einrücken, und sie, aller Protestationen ungeachtet, so lange darin stehen, bis der Bischof eine alte Schuld von etlichen 30,000 preuß. Thlrn., und für die Herrschaft Herstall selbst 150,000 preuß. Thlr. erlegt hatte. Hiemit blieb ihm die ganze Herrschaft überlassen, und das Militär zog heim. Dieses kleine Vorspiel, das sich unmittelbar nach Friedrichs Thronbesteigung ergab, schien der Welt anzukünden, daß er, wo das Recht ihm zur Seite stehe, rasch und fest auftreten werde. Daß er aber dieselben Maßregeln gegen Europa's mächtigstes Reich

eben so, wie gegen einen unmächtigen Bischof geltend machen würde, wer hätte je in einem so jungen, auf so geringe Streitkräfte gestützten König eine solche Kühnheit vermuthet!

Friedrichs Ansprüche auf die schlesischen Fürstenthümer Brieg, Liegnitz und Wohlau, dann auf das Herzogthum Jägerndorf mit den Herrschaften Leobschütz, Oderberg, Beuthen und Tarnowitz, ruhten allerdings auf trifftigem Grunde. Letztere hatte Oesterreich im 30jährigen Kriege dem Hause Brandenburg mit Gewalt entrissen; und erstere mit List. Es hatten nämlich Churfürst Joachim II. von Brandenburg und Herzog Friedrich von Liegnitz, Brieg und Wohlau 1537. den Vertrag geschlossen, daß diese drei Herzogthümer Joachims, und dagegen die zu Brandenburg gehörigen Städte: Krossen, Kottbus, Pritz und Zossen mit ihren Gebieten, Friedrichs Nachkommen erben sollten, je nachdem des einen oder des andern Familie zuerst aussterben würde. Diese Erbverbrüderung wurde durch eine Doppelheyrath noch fester begründet. Das Loos des Aussterbens traf die Familie des Herzogs (J. 1675), und schnell nahm der Kaiser die erledigten Länder für sich; Friedrich Wilhelm aber, der große Churfürst, mußte sich mit dem Schwibusser Kreise und 240,000 preuß. Thalern begnügen, und dagegen allen weitern Ansprüchen auf irgend einen Theil Schlesiens entsagen (J. 1686). Nichtsdestoweniger vernichtete 8 Jahre darauf der Kaiser selbst diesen Vertrag durch einen andern, mittelst dessen er auch den Schwibusser Kreis wieder zurücknahm.

Seitdem harrten Brandenburgs Fürsten eines günstigen Augenblicks, ihre alten Rechte auf jene schlesischen Ländereien geltend zu machen. Er kam mit Kaiser Karls VI. Tode (20. Okt. 1740). Karls älteste Tochter, Maria Theresia, sollte, laut jener schriftlichen Urkunden, die unter dem Namen der pragmatischen Sanktion — so berühmt sind, die alleinige Erbin seiner Staaten seyn. Aber von mehreren Fürsten wurde ein Theil ihrer unsichern Erbschaft nach dem andern in Anspruch genommen. — Da trat auch Friedrich auf, und forderte seinen schlesischen Antheil.

An diesen Hauptzweck schloßen sich in Friedrichs Seele noch manche andere von großem Gewichte. König Friedrich Wilhelm, der den Krieg vermied, hatte von den ersten Höfen Europa's, namentlich von dem Wiener, manche Entwürdigung erfahren. Daher schien es die Würde der Krone zu heischen, durch eine energische und glänzende Unternehmung ihrer Majestät die gebührende Achtung zu sichern. Die preußische Monarchie war, wie Friedrich selbst in seinen Werken sagt: „eine Art Zwitter, welcher noch mehr von der Natur eines Churfürstenthums, als eines Königsreichs an sich hatte, und es war Ehre dabei zu gewinnen, dieses zweifelhafte Geschöpf zu bestimmen.“ Eine andere Anforderung, die Brandenburg auf den Besitz des allzuentlegenen Herzogthums Berg zu machen hatte, konnte bei dieser Gelegenheit einen vortheilhaften Vergleich gewinnen. Was noch überdies zu

einem Unternehmen gegen Oesterreich einlud, waren die damaligen, für diesen Hof eben nicht günstigen Staatenverhältnisse Europa's, indeß sich Friedrich von dem befreundeten russischen Hofe versprechen durfte, in seinem Unternehmen wenigstens nicht gehindert zu werden. Die innern Verhältnisse der österreichischen Monarchie aber waren so bedenklich! ihre Finanzen so zerrüttet! ihre Kriegsmacht so gesunken! Freilich war Friedrichs Macht dennoch mit der des Feindes nicht in Vergleich zu setzen; und daß sich dieser durch Bündnisse verstärken werde, war vorauszusehen. Eine einzige unglückliche Schlacht konnte für die kleine preußische Monarchie ein Todesstoß werden. Und selbst die karge Natur, welche die Jahre 1740. und 1741. einem sehr empfindlichen Getreidemangel preiszugeben schien, warnte Friedrichen vor dem ungleichen Kampfe. Aber der junge Held legte seine Ruhmbegierde in die Wage, und die Schaale des Krieges sank.

Dem kühnen Entschlusse folgte rasch die noch kühnere Ausführung. Das Fieber, das gerade damals den erglühenden Helden in Rheinsberg fesselte, schickte sich für den Ungeduldigen, nach der Aerzte behutsamer Methode, viel zu langsam zum Abzug an. „China! China!" forderte er. Die Aerzte zuckten die Achsel; denn noch war man damals nicht recht einig über die Wirkung dieser Rinde *). Aber dem

*) Ihr Vaterland ist Südamerika, besonders Peru. Sie hat ihren Namen von der Gemahlin des spanischen Vi-

Könige riß die Geduld. Er aß China über China, genaß schnell, und flog nach Berlin. Nach 6 Wochen stand er schlagfertig da. Zum versammelten Offizierkorps sprach er die Worte: „Ich unternehme „einen Krieg, meine Herren! worin ich keine ande„ren Bundesgenossen habe, als Ihre Tapferkeit und „Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und „meinen Beistand suche ich bey dem Glücke. Erin„nern Sie sich beständig des Ruhms, den Ihre Vor„fahren sich erwarben in den Schlachtfeldern bei „Warschau, bei Fehrbellin, und bei der Unterneh„mung nach Preußen. Ihr Schicksal ist in Ihren „eignen Händen. Ehrenzeichen und Belohnungen „warten nur darauf, daß Sie durch glänzende Tha„ten sie verdienen. Aber ich habe nicht erst nöthig, „Sie zur Ehre anzufeuern; nur sie steht Ihnen vor „Augen; nur sie ist ein würdiger Gegenstand Ihrer „Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, „die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf „hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber „unser Ruhm wird beim Siegen desto größer seyn, „da wir uns mit braven Soldaten werden zu mes-

---

cekönigs von Peru, der Gräfin Chinchon, die durch den Gebrauch der Rinde von einem äusserst hartnäckigen Fieber geheilt wurde, und ihn auch andern dringendst emptahl. Als Graf Chinchon 1640. nach Europa zurückkehrte, kam diese Rinde durch seine Empfehlung und Verbreitung in immer größeren Ruf. Aber bald fing man an, andere Rinden dafür auszugeben, und so die ächte in Mißkredit zu bringen.

„sen haben. Adieu! Reisen Sie ab. Ich werde „Ihnen ohne Verzug zu dem Sammelplatze der Eh„re folgen, die uns erwartet.“

Von einem Maskenball eilte er nach Krossen (21. Dec. 1740). Dort harrte seiner das Heer. — Zwei Tage darauf stand er auf schlesischem Boden; und zwei Tage nachher — am Weihnachtsfeste — trat sein Gesandter, Graf Gotter, vor Maria Theresia mit der ernsten Frage: „Ob sie die vom Hau„se Brandenburg in Anspruch genommenen Theile „Schlesiens herauszugeben gedenke oder nicht? Im „erstern Falle verspreche ihr der König kräftigen „Beistand gegen alle ihre Feinde, und noch über„dies seine Stimme zur Kaiserwahl für ihren Ge„mahl, den Großherzog Franz von Toskana. Im „letztern Fall aber sey er bevollmächtigt, ihr den „Krieg zu erklären.“ Die Antwort war vorauszusehen. Friedrich war auch weit entfernt, erst darauf zu warten. Schlesiens Gewinn hing für's Erste von der Ueberraschung ab. Rasch und kühn schritt das preußische Heer, allenthalben Proklamationen ausstreuend, vorwärts, und schon am 1. Jan. 1741. stand Friedrich vor Breslau. Nach wenigen Tagen war die Stadt sein, nnd eben so schnell waren es die Herzen der Einwohner. Denn der junge Held war überaus artig, und gab Assembleen und Bälle; den glänzendsten eröffnete er in eigner Person. Der katholischen Geistlichkeit erwieß er vorzügliche Achtung, verschonte die Einwohner der innern Stadt mit Einquartirung, und verwilligte ihr

sogar Neutralität. Blos die Personen, die in Marien Theresiens Diensten waren, glaubte er aus politischen Gründen verabschieden zu müssen. Indeß er nun siegreich an der Oder hinaufzog, trieb sein Feldmarschall Schwerin die kleinen, in Unordnung gekommenen feindlichen Haufen unter ihrem General Browne vor sich her, und nach Mähren hinein. Und so war binnen 5 Wochen ganz Schlesien bis an die äussersten Grenzen erobert, mit Ausnahme der Vestungen Glogau, Brieg und Neisse, welche blokirt wurden. Europa staunte über diese That. Vielen schien sie im Geiste Karls XII. gethan, und es fehlte nicht an Unglückspropheten. Leicht war die Eroberung; denn die Oesterreicher waren überrascht und schwach an Zahl; und die Partei der Evangelischen, die den größten Theil der Einwohner ausmachte, war kein unbedeutender Bundesgenosse Friedrichs. Sie, unter Oesterreich in der Ausübung ihrer Religion so sehr beschränkt, hofften von Friedrich Erlösung, und nicht vergebens. Daß er die Hauptstadt so leicht bekam, auch daran hatten die protestantischen Einwohner der Stadt in der That großen Antheil; denn vorzüglich sie waren es, die den Magistrat der Stadt für die Uebergabe stimmten.

Doch der Kampf war erst begonnen; und was schnell und leicht erobert worden, war deßwegen noch nicht für gewonnen zu achten. — Nur auf etliche Wochen ging Friedrich nach Berlin zurück, um neue Kräfte in Bewegung zu setzen.

Mit Ende Februars stand er schon wieder an der Spitze seines Heeres, aber beinahe wäre es gleich anfangs um ihn geschehen gewesen. Es fehlte nicht viel, so wäre er in Wartha, wo er sich auf einer Postenbesichtigung befand, vom Feinde aufgehoben worden. Er selbst äussert in der Geschichte seiner Zeit: „Es war eine Unbesonnenheit „von einem Fürsten, sich in so geringer Begleitung „zu wagen.“ Noch zur rechten Zeit bemerkte er die Gefahr, und entfernte sich. Der Feldzug wurde damit eröffnet, daß Glogau genommen wurde. Prinz Leopold von Anhalt eroberte es binnen einer Stunde mit stürmender Hand. Dennoch wurde, was nur preußischer Mannszucht möglich war, jedes Einwohners Leben und Eigenthum heilig gehalten. Der österreichische General Neipperg zog heran, und Friedrich, durch das bisherige Belagerungskorps von Brieg verstärkt, ihm entgegen. Am 10. April stießen sie bei Molwitz aufeinander. Die preußische Cavallerie auf dem rechten Flügel hatte den ersten Angriff auszuhalten, und — floh, weil sie sich weder an Zahl, noch an Gewandtheit und Taktik mit der österreichischen messen konnte. Die Schlacht wäre ohne die Tapferkeit der preußischen Infanterie verloren gewesen. Sie war an diesem heißen Tage Schlesiens, des Vaterlandes und ihres Königs einzige Schutzwehr. Friedrich erzählt: „Die siegreiche feindliche Cavallerie fiel auf die rechte Flanke der preußischen Infanterie. Diese wurde dreimal lebhaft angegriffen. Oesterreichische Of-

„fiziere fielen verwundet zwischen ihren Reihen nie-
„der. Sie warf mit Bajonetstößen feindliche Rei-
„ter aus dem Sattel. Durch das Uebergewicht ih-
„rer Tapferkeit schlug sie die Oesterreicher mit gro-
„ßem Verluste zurück. Diesen Augenblick ergriff
„Neipperg. Seine Infanterie setzte sich in Bewe-
„gung, um den rechten Flügel der Preußen, der
„von Cavallerie entblößt war, anzugreifen. Die
„Oesterreicher, von Reiterei unterstützt, wandten
„unsägliche Mühe an, in die Truppen des Königs
„einzubrechen. Umsonst. Seine tapfere Infanterie
„stand wie ein Fels gegen ihre Angriffe, und rich-
„tete ihnen durch ihr Feuer viel Volk zu Grunde.
„Das Feuer der Infanterie dauerte auf dem rechten
„Flügel fast fünf Stunden fort, immer mit großer
„Lebhaftigkeit. Die Munition der Soldaten war
„verschossen. Man plünderte die Vorräthe der Ge-
„tödteten, um Pulver zum Schießen zu finden. —
„Es war eine schreckliche Lage. Alte Offiziere glaub-
„ten schon, alles sey ohne Rettung verloren, und
„sahen den Augenblick voraus, wo diese Kriegs-
„schaar aus Mangel an Pulver sich würde ergeben
„müssen. Es geschah nicht; und das mag junge
„Krieger lehren, nicht zu bald alle Hoffnung zu
„verlieren. Das Fußvolk hielt nicht nur Stand,
„sondern gewann Platz gegen den Feind. Dies
„wurde Feldmarschall Schwerin gewahr. Er mach-
„te augenblicklich eine Bewegung mit seinem linken
„Flügel, und ließ ihn gegen die rechte Seite der
„Oesterreicher anrücken. Diese Bewegung war das

„Signal zum Siege, und zur völligen Niederlage „des Feindes.“ Sein Verlust bestand in 7,000 Todten, 1,200 Gefangenen, 7 Kanonen und 3 Fahnen. Aber auch die Preußen hatten 2,500 Todte, und darunter einen Verwandten des Königs, den Markgrafen Friedrich Wilhelm von Schwedt. Am meisten hatte das erste Gardebataillon gelitten. Von 800 Mann konnten noch 180 Dienste thun. Diese Schlacht war des Königs Heldenprobe, worüber er aber sich selbst mit einer Strenge richtet, die seine Größe nicht minder beurkundet, als die gewonnene Schlacht selbst. „Es ging — spricht er — bei die„ser Schlacht gleichsam um die Wette, wer die mei„sten Fehler machen würde, der König oder der Feld„marschall Neipperg.“ Er erzählt hierauf seine eignen Fehler so offenherzig, als Neippergs, und schließt mit den Worten: „Es fand sich in des Königs „Armee nur der Feldmarschall Schwerin, der ein „Mann von Kopf, und ein erfahrner General war. „Es herrschte viel guter Wille bei den Truppen, „aber sie kannten nur den kleinen Dienst, und weil „sie noch nie einen Krieg mitgemacht hatten, so gin„gen sie nur furchtsam zu Werke, und vermieden „entscheidende Vorfälle. Was eigentlich die Preu„ßen rettete, war ihre Tapferkeit und ihre gute „Mannszucht. Molwitz war die Schule des Kö„nigs und seiner Truppen. Dieser Fürst stellte reif„liche Ueberlegungen über alle von ihm begangene „Fehler an, und suchte sie in der Folge zu ver„meiden.“

Die Schlacht bei Molwitz hatte wichtige Folgen. Sie war der erste Preis, welchen die unerfahrnen Preußen von den, im Krieg ergrauten Oesterreichern errangen. Diese hatten mit dem Sieg auch ihre geringe Meinung vom Feinde und einen großen Theil ihres Muths verloren; jene aber hohes Selbstvertrauen und das Staunen Europa's gewonnen. Einige Wochen nach der Schlacht ergab sich die Vestung Brieg, und Frankreich und Baiern verbündeten sich mit Preußen. Aber beinahe hätte Breslau des Siegers Freude getrübt. Katholische Einwohner dieser Stadt hatten den Plan, sie mit den preußischen Magazinen den Oesterreichern zu überliefern. Aber Friedrichs Wachsamkeit entdeckte den Plan, und seine List vereitelte ihn. Kaum hatte er nämlich von der geheimen Existenz eines politischen antipreußischen Damenklubbs in Breslau Nachricht erhalten, so wußte er eine falsche Schwester mit hineinzubringen, die des Klubbs Geheimnisse treulich rapportirte. Was konnte Friedrich Besseres thun, als sich so schnell und gut, wie möglich, in den vollen Besitz der Stadt zu setzen? Ein Regiment bat um Durchmarsch. Die Bitte wurde gewährt. Aber das Regiment verwandelte das Durchmarschiren in ein Besetzen, und dies geschah in so schöner Ordnung, daß die Ruhe fast nicht gestört wurde, und die ganze Sache in weniger als einer Stunde abgethan war.

Der kleine Krieg dauerte inzwischen zum Vortheil der Preußen fort. Der König gewann immer mehr

Raum und Grund. Maria Theresia verlor den Muth. Schon waren die Franzosen, Friedrichs Verbündete, über den Rhein gegangen; schon rückten sie, im Bunde mit den Bayern, dem nun auch der König von Polen beigetreten war, in die österreichischen Staaten ein, und schon war die, von allen Seiten angegriffene Monarchin im Begriff, aus Wien zu entfliehen. Sie war aufs Aeusserste gebracht, und suchte wenigstens Aufschub zu gewinnen. Des Königs Lager schien nun auf einmal ein Congreßort geworden zu seyn. Das Resultat war, daß der König in eigner Person mit dem österreichischen Feldmarschall Neipperg auf dem Schlosse Kleinschnellendorf in Oberschlesien (am 9. Okt.) einen geheimen Waffenstillstand abschloß, dem in etlichen Monaten der Friedensschluß folgen sollte. — Dieser geheimen Verabredung zu Folge, sollte der Krieg in Schlesien nur zum Scheine fortgeführt, und die Vestung Neisse an den König übergeben werden, ganz Niederschlesien aber an ihn abgetreten seyn, wenn er nichts Ernstliches gegen Theresia unternehmen, und diesen ganzen Geheimvertrag verschweigen wolle. Friedrich gab sein Wort, und hielt es. Er besetzte Neisse, bald darauf auch die Grafschaft Glatz, die Vestung ausgenommen, empfing in Breslau und ganz Schlesien die Huldigung, ließ seine Truppen in Böhmen und Oberschlesien die Winterquartiere beziehen, linderte seinen neuen Unterthanen durch milde Verordnungen die Wehen des Kriegs, ging nach Berlin zurück

und vergrub das Kleinschnellerdorfer Geheimniß tief in seine schweigende Brust, so, daß er im folgenden Frühling selbst gegen Theresien vom ganzen Vertrage nichts mehr zu wissen schien. Hier war eigentlich List über List. Er hatte den Geheimvertrag geschlossen, um die Arglist des französischen Kabinets zu besiegen, die des österreichischen in eigner Falle zu fangen, und sein eignes in politischem Gleichgewichte zu erhalten. Frankreich sah nämlich die österreichische Macht in prophetischem Geiste schon zu Boden liegen, die Löwenhaut unter Preußen, welches Niederschlesien, — Baiern, welches Böhmen, Tyrol und Breisgau, — und Sachsen, welches Mähren und Oberschlesien bekommen sollte, getheilt. Theresien wollte es jedoch, Ungarns und Oesterreichs fernern Besitz großmüthig gestatten; dagegen aber auch diese vier Mächte, durch das bekannte divide et impera, zu Vasallen seiner Herrschsucht erniedrigen. Wie hätte der schlaue Friedrich diesem tückischen Plane besser begegnen können, als durch jenen Kleinschnellendorfer Vertrag!? Denn ohne Preußens Mitwirkung, das fühlte er wohl, sey Oesterreich nicht zu stürzen. Aber auch Oesterreich selbst meynte es mit dem Vertrage nicht ehrlich. Es wollte nur Zeit und Gelegenheit gewinnen, um Zwietracht unter seine verbündeten Feinde zu streuen, vorzüglich Preußen bei den Höfen von Frankreich, Baiern und Polen in Mißtrauen zu setzen, und es dadurch aller seiner Verbündeten zu berauben, um alsdann, wenn es sich erst vor die-

sen Ruhe verschafft haben würde, mit ungetheilter Kraft sich auf Friedrich zu stürzen, und ihn im Grimme zu zermalmen. Auch diesen Plan durchsah seine Schlauheit, und er wußte voraus, daß Oesterreich nichts weniger als gesonnen sey, das Gelübde der Verschwiegenheit, das es von ihm forderte, zu beobachten; daß es sich vielmehr zum angelegentlichsten Geschäft machen würde, den mit Preußen geschlossenen Geheimvertrag allen Höfen im Vertrauen mitzutheilen, vor Preußen zu warnen, und zu Separatfriedensverträgen einzuladen. Der schlaue Friedrich schien zu Oesterreichs größter Freude in die gestellte Falle zu gehen. Aber bald zeigte sich's, wer der Ueberlistete war. Oesterreich that, was der König vorausgesehen hatte — es brach sein Stillschweigen. Er war somit seines Versprechens entbunden. Indeß hatte er ganz Schlesien gewonnen, sich darin festgesetzt, sich ansehnlich verstärkt, die Lage seiner Gegnerin ungemein verschlimmert, und so einen glorreichen Frieden zu naher Reife gebracht. Denn im Frühlinge 1741. stand er, in Verbindung mit einem Sachsenheere, das für den König von Polen Mähren erobern sollte, im Mittelpunkte von Böhmen. Prag hatte der Churfürst von Baiern im Sturm erobert, und Linz hatten die Franzosen besetzt.

Aber der Geist der alliirten Heerführer blieb zu weit hinter Friedrichs Genie zurück, und dieses sah sich durch die Schläfrigkeit, Uneinigkeit und Treulosigkeit seiner Verbündeten auf seiner Siegesbahn gehemmt. Er drang zwar bis Znaim vor, sandte

selbst tief nach Oberösterreich, ja sogar nach Ungarn hinein starke Streifkorps, und verbreitete panischen Schrecken bis an die Thore der Kaiserstadt. Aber Polens König verweigerte die nöthige Unterstützung. Sachsens Minister, Graf Brühl, war von Oesterreich erkauft. Der französische Feldherr Segür hatte sich in Linz, nach langer Entschliessung, ergeben müssen. Der Sachsen Feldherr hatte Friedrichs Aufforderung, bei Bohorlitz, an der Iglau, unweit Brünn und Austerlitz, dem, mit einem zahlreichen Heere heranrückenden Feinde eine Schlacht zu liefern, zweideutig abgelehnt. Das preußische Heldenkorps selbst war nur 26,000 M. stark. Warum hätte Friedrich das Blut seiner Krieger verspritzen sollen, um für einen fremden Fürsten eine Provinz zu erobern, für die er selbst nichts aufwenden mochte? in der That Gründe genug, sich aus einem nutzlosen Kampfe zurückzuziehen, und, von allen Verbündeten gesondert, sich auf den weit rühmlicheren Kampf für die eigne Sache zu beschränken. Der König trat (am 7. Apr.) den Rückzug nach Böhmen an. Mit Verwunderung fragte der sächsische Minister, der in seinem Gefolge war: „Aber, Ihre Majestät! wer „wird denn meinem Herrn die Krone aufsetzen?"

Inzwischen folgten die sächsischen Truppen den preußischen, und lagerten sich an der Grenze ihrer Heimath. Die Friedensunterhandlungen, die sich um diese Zeit durch englische Vermittlung zwischen Preußen und Oesterreich von Neuem anspannen, scheiterten an den neuauflebenden kühnen Hoffnun-

gen Theresiens. Die plötzliche Räumung Mährens, der Sachsen Heimzug, die Eroberung von Linz, die geheimen, vielversprechenden Verbindungen mit Brühl und dem Hofe von Versailles, ein zahlreiches, ermuthigtes Heer — das alles spannte Oesterreichs Forderungen über die Gebühr, und „der „König sah sich," — wie er sagt — „mehr, als „jemals in der Ueberzeugung bestärkt, daß man die „Oesterreicher, um eine Friedensunterhandlung mit „ihnen zu Stande zu bringen, vorerst recht tüch„tig geschlagen haben müsse." Und dies beschloß er denn auch zu thun. Ein großes österreichisches Heer rückte, unter dem Prinzen von Lothringen, in Böhmen ein, und nahm seine Richtung auf Prag. Friedrich zog ihm entgegen, und in den Ebenen des Dorfes Chotusitz wurde die entscheidende Schlacht geschlagen (17. Mai 1741). Die preußische Artillerie eröffnete die Blutscene. Der preußische Feldmarschall Buddenbrock griff mit Heldenmuth an, und warf alles vor sich nieder. Aber ein neuerrichtetes, grüngekleidetes preußisches Husarenregiment wurde von seinen Waffenbrüdern für ein feindliches Regiment angesehen. Sie glaubten sich abgeschnitten, und flohen. Indeß aber wurde von einer andern Colonne ein großes feindliches Korps geworfen, aber doch auch selbst, in Rücken und Seite angegriffen, zum Weichen gebracht. Drei andere Cavallerie-Regimenter durchbrachen dagegen die beiden Treffen der feindlichen Infanterie. Indessen griff der Feind das Dorf Chotusitz an, und

steckte es in Brand. Das Regiment Schwerin rückte heraus, und schlug jeden Angriff mit unerschütterlicher Tapferkeit zurück, bis der König den entscheidenden Augenblick ersah. Plötzlich machte er eine unvermuthete Schwenkung, und warf sich auf die linke Seite des feindlichen Fußvolks mit solcher Kraft, daß es, Flügel auf Flügel, enge zusammengedrängt wurde, und in größter Unordnung sich auflöste. Vierzig preußische Schwadrone hieben ein, und schlugen den Feind in die wildeste Flucht. — Die Tropäen bestanden nur in 18 Kanonen und 2 Fahnen; der Gefangenen waren nur gegen 1,200, und des Feindes Gesammtverlust mag nicht über 7,000 M. betragen haben; die Schlacht hatte auch nur 3 Stunden gedauert. Aber dennoch war sie entscheidend; denn sie erkämpfte die kostbarste aller Tropäen, den Frieden. Schon am 11. Jun. darauf kam er unter englischer Vermittlung in Breslau zu Stande. Ober- und Niederschlesien, und die Grafschaft Glatz, — ausgenommen die Städte Troppau und Jägerndorf, und das Gebirg jenseits der Oppa — wurden feyerlich an Preußen abgetreten, und dieses übernahm dagegen blos die Verpflichtung, den Engländern eine auf Schlesien angewiesene Schuld von 1,700,000 preuß. Thalern zurückzubezahlen.

Der edle, bescheidene Held beschließt seine Erzählung dieses Krieges mit dem merkwürdigen Geständnisse: „Was am meisten zu dieser Eroberung bei„trug, waren: ein Kriegsheer, das seit 22 Jahren

„durch eine bewundernswürdige Mannszucht gebil„det war, und den Kriegsstand im östlichen Europa „übertraf: wahrhaft patriotische Befehlshaber, er„fahrne und unbestechliche Staatsdiener: endlich „ein gewisses Glück, welches oft die Jugend be„gleitet, und sich dem reiferen Alter entzieht. Wäre „diese große Unternehmung mißlungen, so hätte man „den König für einen unbedachtsamen Fürsten ge„halten, der Dinge unternimmt, die seine Kräfte „übersteigen. Nun, da es gelang, sah man ihn als „einen Glücklichen an. In Wahrheit: es ist nur „das Glück, was über den Ruf entscheidet. Wer „vom Glücke begünstigt wird, erhält Beyfall; wen „es verschmähet, der wird getadelt."

Friedrich hatte am Ende des Krieges vom geerbten, väterlichen Schatze nur noch 150,000 Thaler in der Kasse. Aber er hatte mit dem Aufwande von 8 Millionen seiner Krone die kostbarste Perle, seinem Heere Uebung, Ruhm und Heldenmuth, und sich selbst eine erhabene Stelle in der Reihe der Helden, und einen Schatz von Erfahrung erworben, der ihm die Pforte der Unsterblichkeit öffnete. — Zum Schutze der glorreich-errungnen kostbaren Provinz von mehr als 640 Q. Meilen, ließ er 35,000 Mann als Besatzung darin, und Glogau, Brieg, Neisse, Glatz und Kosel aufs neue befestigen. Seine Truppen gewannen durch diese Eroberung einen Zuwachs von 18,000 M., und seine Staatseinkünfte eine Vermehrung von 4 Mill. Thaler. Die Huldigung, die der König in Breslau empfing, war glänzend; und durch

die landesväterlichen Gesinnungen, die er dabei zeigte, machte er sie auch für die Herzen seiner neuen Unterthanen zu einem Feste. Er bestätigte ihnen ihre Privilegien, erließ ihnen das bisher üblich gewesene Huldigungsgeschenk von 150,000 Thlrn., begnadigte viele Schuldige, schmückte mehrere schlesische Große mit neuen Würden, räumte den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken ein, verordnete für Breslau jährlich zwei Messen, erließ dieser Hauptstadt alle alten Steuerreste, und beschenkte sie mit der Kantonfreiheit.

Die Ruhe des Friedens wurde nur zu bald wieder unterbrochen. Sobald nämlich der gefürchtete Friedrich vom Kriegsschauplatz abgetreten war, hatte Maria Theresia mit ihren übrigen Gegnern ein leichtes Spiel. Die Franzosen flohen, mit Schimpf beladen, nach Hause, und ganz Bayern wurde eine Beute der österreichischen Truppen. Der Fürst dieses Landes war zwar unter dem Namen Karl VII. römisch-teutscher Kaiser geworden, aber zugleich auch ein Spiel der österreichischen Uebermacht. Und nicht blos er, auch andre Fürsten Teutschlands seufzten über die empfindlichsten Beeinträchtungen. Die Oesterreicher haußten in den Ländern des schwäbischen, ober- und niederrheinischen Kreises, wie in erobertem Eigenthum. Den Einwohnern der bayerischen Erbländer wurde sogar der Huldigungseid für Theresia abgedrungen. Der arme Karl fand in dem Reiche, das ihn zum Kaiser gewählt hatte, kaum mehr ein sicheres Plätzchen, und war für die österreichischen

Offiziere ein Gegenstand des bittersten Spottes geworden. Ja! der österreichische Gesandte am Berliner Hofe wagte es sogar, in Berlin dem kaiserlichen Gesandten unverholen zu erklären, daß Karl seiner kaiserlichen Würde entsetzt werden müsse.

Teutschlands Freiheit schwankte am Abgrunde. Das konnte Friedrich nicht ertragen; denn so französisch sein Geschmack war, so teutsch war sein Herz. Als er vollends vernahm, daß Theresia die beiden Höfe von England und Sachsen in einem zu Warschau geschlossenen Defensivtraktate dahin vermochte, daß sie ihrer Krone alle die Länder garantirten, die sie vor dem Breslauer Frieden besessen hatte — da erhob er sich mit edlem Unwillen, und griff auf's neue gegen Oesterreich zu den Waffen. Denn es hatte alle seine gütlichen Vorstellungen mit Uebermuth zurückgewiesen; und — sollte er Teutschland der Unterjochung, dessen Kaiser der Entthronung, sich selbst, und sein kaum erst so ruhmvoll errungenes Schlesien dem Raube hingeben? Rasch schloß er zu Frankfurt am Mayn mit dem teutschen Kaiser, dem Landgrafen von Hessenkassel, und dem Könige von Frankreich ein Bündniß gegen Oesterreich (30. Mai 1744.), und rückte, weil Oesterreich nicht hören wollte, drei Monate später mit 80,000 M. in Böhmen ein. Schon nach einer sechstägigen Belagerung war Prag erobert, und die 12,000 M. starke Besatzung zu Gefangenen gemacht.

Friedrich wäre unwiderstehlich gewesen, wäre er allein auf dem Kampfplatze gestanden. Aber Ein-

mal schon hatte er die traurige Erfahrung gemacht, daß eine Verbindung mit Geistern, die so tief unter ihm standen, seinem Genius auf der Bahn des Sieges den Fittig lähme. So geschah es auch jetzt wieder. Friedrich wollte über die Beraun gehen, auf der rechten Seite der Mulde manövriren, und über Pilsen gegen die Oberpfalz vordringen. Seine Bundesgenossen aber, namentlich Frankreich, verlangten, er solle seine Operationen gegen die linke Seite dieses Flusses richten, und über Neuhaus gegen Oesterreich andringen. Der König gab, um Einigkeit zu erhalten, nach, und „zeigte“ — wie er von sich selbst sagt — „in diesem Augenblick zu „viel Schwäche,“ und — der ganze Feldzug mißlang. Zwar waren Tabor, Budweiß, Frauenberg bald eingenommen; aber eben so bald streiften auch die Husaren und Croaten des österreichischen Generals Bathiani, der auf der linken Seite der Mulde, an der Beraun herabzog, in den Rücken der preußischen Armee, nahmen ihr die Zufuhren weg, und schnitten ihr die Verbindung mit Prag ab. Von der andern Seite her streiften 10,000 ungarische Husaren; und Friedrich sah sich so umringt, daß 4 Wochen lang weder aus Prag, noch anderswoher eine Nachricht an ihn gelangen konnte. Alle an ihn, oder von ihm ausgesandte Boten und Kundschafter wurden aufgefangen. Zum Fouragiren ausgeschickte Mannschaften wurden, wenn sie nicht sehr zahlreich waren, überfallen und aufgehoben. Allenthalben sahen sich die Preußen von der

leichten Reiterei des Feindes umschwärmt, und fanden vor der überwältigenden Menge fast nirgends Sicherheit, als nur in ihrem verschanzten Lager. Ein noch schlimmerer Feind war der bigotte, tödtliche Haß der Landeseingebornen. Alle Dörfer standen leer, alle Lebensmittel waren weggeschafft, die Gegend eine Wüste, voll ungeheurer Sümpfe, Wälder, Felsen und leerstehender Felder. Der Hunger zog ein ins Lager, und Friedrich aus. Durch falsche Nachrichten getäuscht, verlor er, durch vergebliche Märsche auf das linke Moldauufer, die kostbarste Zeit zu einem glücklichen Rückzuge. Schon hatten die Oesterreicher das im Rücken der Preußen liegende Felsenstädtchen Tabor, wo des Königs Bruder, Prinz Heinrich, krank lag, angegriffen, wiewohl vergeblich. Schon war die große, feindliche Armee unter dem Prinzen von Lothringen an der Moldau im Rücken des Königs angekommen, versuchte ihm den Rückzug nach Prag abzuschneiden, und diese Stadt selbst, die sehr schwach mit Preußen besetzt war, wegzunehmen. Schon riß unter den kommandierenden Generalen der preußischen Armee Zwietracht ein, und der König hatte sein ganzes Ansehen nöthig, um sie zu dämpfen, oder wenigstens für das Ganze unschädlich zu machen.

Nun kam alles darauf an, daß Friedrich dem Prinzen einige Märsche abgewann, und vor ihm die unbezwingliche Stellung bei Benischau, auf der Straße nach Prag, einnahm. Schwerin eilte mit 15,000 M. voraus, gewann Benischau, und

nahm dort dem Feinde reiche Magazine weg. Von hier aus setzte Friedrich, weil es tollkühn gewesen wäre, das so zahlreiche, und noch überdies mit 22,000 Sachsen verstärkte Heer des Prinzen von Lothringen in seiner unbezwinglichen Stellung anzugreifen, seinen Rückmarsch unter vielen Beschwerden gegen die Elbe fort. Er gelangte, nach manchen vergeblichen Versuchen, den Prinzen, der stets unangreifbare Stellungen auf Felsen und zwischen Morästen wählte, zu einer Feldschlacht zu nöthigen, nach Kollin, und suchte sich auf dem rechten Elbufer zu behaupten. Auch die Hauptstadt war noch in seiner Gewalt, aber der Feind erzwang den Uebergang über die Elbe, und der König zog sich nach Schlesien zurück. Die Armee hatte durch kleine Gefechte, durch Desertion der Ausländer, durch Hunger und Krankheit sehr gelitten, und bei Räumung der Hauptstadt sogar ihr schweres Geschütz verloren. Die festen Plätze: Budweiß, Tabor, Frauenberg waren mit ihren Besatzungen vom Feinde mit Gewalt genommen worden. Beinahe wäre auch die Besatzung von Pardubitz, wo ein preußisches Magazin war, durch List verloren gegangen. Es versuchten nämlich 2,000 Feinde, wie Bauern verkleidet, mit Hülfe großer Wagenzüge, und unter dem Vorwande, Lebensmittel ins Magazin zu liefern, in die Stadt einzudringen; und es wäre ihnen gelungen, hätte nur nicht einer von ihnen durch einen unvorsichtigen Pistolenschuß Verdacht erweckt. Plötzlich gaben die Preußen von den Wällen Feuer auf sie, und jagten sie mit großem Verluste zurück.

Es war ein unglücklicher Rückzug und dennoch ein ehrenvoller. Denn die preußische Armee, stets schlagfertig, unerschütterlich in Muth und Ausdauer, zog wie ein furchtbares Ungewitter einher, von dem sich das feindliche Heer, jede Gelegenheit zur Schlacht sorgfältigst vermeidend, mehr entfernte als näherte. Und griff es auch einzelne Korps an, so fand es in jedem Preußen einen Helden. Als es z. B. den Uebergang über die Elbe bei Solonitz erzwang, so widerstand der Obrist-Lieutenant von Wedel, ein zweiter Leonidas, mit seinem einzigen Bataillon dem unendlich überlegenen Feinde und seinen 50 Feuerschlünden volle fünf Stunden. Der feindliche Feldherr fühlte sich von höchster Bewunderung hingerissen, und rief aus: „Wie glücklich wäre meine Monarchin, hätte sie Offiziere in ihrer Armee, wie diesen Helden!" — Gleichen Heldenmuth beurkundete der tapfere Rothenburg, ohne den das, aus Prag abgezogene preußische Korps in der Lausitz verloren gegangen wäre. Aber Er führte es nach Schlesien zurück; und wo die Unmöglichkeit seinem Muthe den Durchgang verweigerte, da wußte seine Schlauheit einen Pfad zu finden.

Wenn es wahr ist, daß Unglück eine bessere Schule der Erfahrung ist als Glück, und nur Erfahrung den großen Feldherrn vollendet, so hatte Friedrich hohe Ursache, mit diesem mißlungenen Feldzuge zufrieden zu seyn. Und in der That! das Unglück konnte sich keinen gelehrigern Zögling wählen, als Friedrichen, aber auch keinen edlern und großherzigern.

Man höre nur, was er über diesen Feldzug von sich selbst spricht: „Kein General beging wohl mehr „Fehler, als der König in diesem Feldzuge.“ Nun zählt er alle von ihm gemachten Fehler der Reihe nach auf, und sagt unter anderm: „Wie konnte „der König so schwach seyn, den Plan des Feld„zugs vom Marschall v. Belle-Isle anzuneh„men, welcher ihn nach Tabor und Budweiß führ„te? da er doch selbst einsah, daß dieser Plan we„der den damaligen Umständen, noch seinem Vor„theile, noch den Regeln der Kriegskunst angemes„sen war!“ — So offenherzig der große Mann seine eignen Fehler eingesteht, so gerne gibt er fremdem Verdienste seine Kronen, er finde es im Freund oder im Feinde. Von dem alten österreichischen Feldmarschall Reichsgraf Otto Ferdinand von Traun, der, ein wahrer Nestor, alle Unternehmungen der feindlichen Armee leitete, spricht er: „Des Herrn „von Traun Benehmen ist ein vollkommenes Mu„ster, welches jeder Krieger, der seine Kunst liebt, „studieren muß, um es nachzuahmen, wenn er da„zu die Fähigkeiten besitzt. Der König gesteht es, „daß er diesen Feldzug für seine Schule in der „Kriegskunst, und Hrn. von Traun für seinen Leh„rer angesehen hat. Das Glück hat für Fürsten oft „weit traurigere Folgen als die Widerwärtigkeit. „Ersteres macht sie trunken von Eigendünkel; die „letztere gibt ihnen Vorsicht und Bescheidenheit.“

Friedrichs bedenkliche Lage wurde noch bedenklicher, als die Uebermacht der Feinde in Schlesien

selbst eindrang, und die Grafschaft Glatz und ganz Oberschlesien überschwemmte. Doch hielten sich die Vestungen. Die Gefahr stieg, da Kaiser Karl VII. starb (20. Jan. 1745.), und der Füssener Friede, der bald darauf erfolgte (22. Apr. 1745.), den Erbprinzen von Baiern nöthigte, gegen Zurückgabe der väterlichen Staaten, und Anerkennung des neuen Kaisers, vom Bündniß mit Preußen sich loszusagen. Sie stieg, da Maria Theresia durch eine Proklamation Schlesien aufs neue in Anspruch nahm, und sogar dem Könige von Polen, August III., in einem geheimen Vertrage einen Theil dieser Provinz zugesichert zu haben schien.

Aber Friedrich fand in sich selbst mehr Hülfsmittel, die drohende Gefahr zu beschwören, als die Aussenwelt ihm bieten konnte. Die augenblickliche Befreiung Schlesiens wurde von dem tapfern General Lehwald, und dem alten Helden von Anhalt bewirkt. Der Feind verschwand schneller, als er erschienen war. Die ganze Armee wieder vollzählig zu machen, mit allen möglichen Erfordernissen auszurüsten, vorzüglich mit reichen Magazinen zu versehen, die erforderlichen Geldzuflüsse zu eröffnen, und auf dem Schauplatze der Politik mit eben so viel Kraft als Klugheit das Interesse des Staats zu verfechten, war Friedrichs Sache. Er hatte sich zu dem Ende, unmittelbar nach seiner Zurückkunft aus Böhmen, nach Berlin begeben. Aber nicht lange, so stand er (im Frühlinge 1745.) mit 70,000 M. in Schlesien, seinen Feind erwartend, den Plan im Kopf, die Hand am Schwerdt.

Der kleine Krieg eröffnete den Feldzug, und die preußischen Husaren erkämpften sich, unter ihrem Helden Winterfeld, allenthalben Lorbeern. Nun aber rückt der Prinz von Lothringen an der Spitze einer österreichisch=sächsischen Armee von 80,000 M. über die Grenze. Einer seiner Spione wird von Friedrichs Schlauheit dazu benützt, dem Gegner falsche Nachrichten einzuflüstern, und der Prinz schreitet muthig vorwärts; denn die Preußen, so wähnt er, weichen der Uebermacht, und ziehen sich auf Breslau zurück. In der That hat auch Friedrich die Wege dahin ausbessern lassen, um die öffentliche Meinung irre zu führen, und den sichern Feind noch sicherer zu machen. Dieser, stolz auf den vorjährigen Feldzug und auf seine Stärke, sah ganz Schlesien als gewisse Beute an, und trieb, nach seiner Meynung, das kleine Heer der Preußen vor sich her — bis er sich plötzlich von Friedrichs Schaaren umfluthet sah. In schweigender Nacht hatten sie sich genähert, behutsam und leise. Kein lautes Wort; selbst keine dampfende Pfeife! Feierlich und stumm, als ob Nachtgespenster in langen Zügen vorüberwallten, so zogen die Colonnen der Krieger ihre bezeichneten Bahnen, die sich sämmtlich bei Striegau's Brücken vereinten. Morgens um 7 Uhr stehen die Häupter der Helden um ihren Heros, und empfangen seine Befehle. Dahin fliegen sie nun. Schon ertönt von Schaar zu Schaar das Commandowort, und alles rückt vorwärts, Hohenfriedberg entgegen, erglühend in schauerlicher Heldenlust. Nicht lange,

so stößt man auf die vordersten Haufen des Feindes. Es waren Sachsen, die sich so eben anschickten, das nahe Striegau zu besetzen, das, wie sie meynten, verlassen stehe. Der unerwartete Anblick der Preußen goß panischen Schrecken in ihre Reihen, und bereitete ihre Niederlage, die der Donner des groben und kleinen Geschützes, der Säbel der Reiterei, und das Bajonet des Fußvolks urplötzlich vollendeten. Der Feldherr des Feindes, im nahen Standquartiere, verläßt, vom Kanonendonner der Preußen und dem Geschrei der Fliehenden geweckt, eiligst das Lager, sammelt sein Heer, und schreitet dem andringenden König entgegen. Es klirren die Waffen, es brüllt der Donner, es raset die Schlacht, die Erde bebt; die Colonnen der Oesterreicher wanken. Da öffnet sich der Schooß des preußischen Fußvolks, und des Königs Dragoner stürzen hervor, ein brausender Orkan, und 21 feindliche Bataillone sinken vernichtet zu Boden. Zu gleicher Zeit dringt der rechte Flügel mit seiner Gesammtkraft in die Seiten des feindlichen Heeres. Da stob es auseinander. Die Schlacht war entschieden, und in der Sieger Gewalt blieben 4 Generale, 200 Offiziere und 11,000 Gemeine, wovon 4,000 das Schlachtfeld deckten, mit 60 Kanonen und 76 Fahnen und Standarten. Schlesien war frei, und Böhmen geöffnet. Es war der 4te des Junius; und am 7ten standen die Preußen auf böhmischem Boden.

Aber weise Vorsicht maß jeden Schritt, der vorwärts gethan werden sollte. Die Oesterreicher hat-

ten sich wieder gesammelt und verstärkt, und standen um Königingrätz, ihren Siegern gegenüber. Diese ruhten aus im feindlichen Lande, während ein Korps Husaren die oberschlesischen Gegenden von ungarischen Streifkorps reinigte. Dort hatte ein Verräther die kleine Veste Kosel dem Feind überliefert. Der Elende stand als Offizier in Kosel, ging zum Feind über, stellte sich an die Spitze von 2,000 Panduren, und führte sie auf Schleichwegen durch eine unbewachte Oeffnung an den noch unvollendeten Vestungswerken in das Fort. Es blieb jedoch nicht lange in Feindes Gewalt. Nach kurzer Belagerung ergab es sich, und dir 2,000 Panduren wurden als Gefangene abgeführt.

In Böhmen wurde der kleine Krieg mit großer Lebhaftigkeit fortgeführt. Die vielen kleinen Gefechte gaben einzelnen Helden in den Armeen reiche Gelegenheit zu glänzenden Waffenthaten. Aus vielen nur Eine. Die Kaiserlichen wollten das Städtchen Neustadt wegnehmen. Seine geringen Befestigungen waren schlecht und verfallen; aber ein Preuße befehligte darin. Zwei Stürme schlug er ab. Nun rückten 10,000 M. heran; die Laufgräben wurden eröffnet. Schon war ein Theil der verfallnen Bollwerke niedergeschossen, und die Wasserleitungen waren abgegraben; aber der Commandant schlug jede Aufforderung ab. Und siehe! es rückt Ersatz heran, die Feinde ziehen ab, und Major Tauenzien, so hieß der Held, hatte so dem Könige einen wichtigen Verbindungsposten erhalten.

Allein die Armee fing nach und nach an, Mangel zu leiden. Die leichte Reiterei des Feindes war der ihrigen an Zahl allzusehr überlegen. Sie war durch starke Detaschemente sehr geschwächt. Ihre dreifache Absicht: sich selbst vom feindlichen Boden zu nähren: die böhmischen Grenzen für eine feindliche Armee unwirthbar zu machen, und Schlesiens Grenzen zu sichern, hatte sie vollkommen erreicht. Daher beschloß Friedrich, sie nun zurückzuführen. Es war am 30. Sept. Morgens um 4 Uhr. Der König hatte eben seine Generale um sich versammelt, um den Rückmarsch anzuordnen — als ein Offizier mit der Nachricht eintrat, daß die ganze feindliche Armee im Anmarsch sey. Diese hatte sich nämlich in Bewegung gesetzt, um den König auf seinem Rückzuge zu verfolgen, und, wo möglich, zu schlagen. Sie war 40,000 M. stark; die des Königs aber nur 18,000. Wie konnte der Prinz von Lothringen erwarten, daß diese kleine Zahl es wagen würde, seiner Uebermacht die Spitze zu bieten? So oft schon hatte sich ihm Friedrichs Genie erprobt! nun sollte sich ihm auch seine Kühnheit durch eine glänzende Probe beurkunden. Augenblicklich entwarf Friedrich den Plan zur Schlacht. Im Angesicht des schlagfertigen Feindes, unter einem Regen von Kanonen- und Granatkugeln, ordneten sich flugs die Reihen der preußischen Krieger, mit einer Kaltblütigkeit, als geschähe es auf dem Revüeplatze. In Einer Linie nur standen die Preußen, aber drei Linien hoch die Oesterreicher. Feldmarschall

Buddenbrock eröffnet die Schlacht mit einem Cavallerie-Angriff, und wirft mit seinen 12 Schwadronen 50 feindliche über den Haufen. Nun stürmt das Fußvolk heran, zwei mörderischen Batterien entgegen. Die Kartätschen wüthen in den Reihen der Tapfern. Aber fünf Bataillone rücken nach, und füllen die Lücken. Von neuem raset der Sturm gegen die sprühende Hölle, und die Batterien werden erstiegen, die Feuerschlünde genommen. Von der Seite her nahet eine feindliche Colonne. Friedrich schickt ihr ein Bataillon entgegen, und dem unwiderstehlichen Muthe des kleinen Haufens weicht erschrocken die Menge. Der König nimmt inzwischen das feindliche Fußvolk in die Seite, seine Garde erstürmt eine steile Waldhöhe, den letzten Stützpunkt des Feindes. Nun weichen die Reihen der Oesterreicher, von Anhöhe zu Anhöhe gedrängt, stets zu neuem Kampfe sich stellend, und stets aufs neue zurückgeworfen, in immer wachsender Verwirrung. Endlich wird die Unordnung allgemein. Alles flieht den nahen, ungeheuern Waldungen zu, die hinter dem Dorfe Sorr sich ausdehnen. Hier gebietet Friedrich: Halt! und vom Schlachtfeld ertönt der Siegesruf der preußischen Krieger. 22 Kanonen, 10 Fahnen, 2 Standarten, 30 Offiziere und 2,000 Gefangene waren die Tropäen des Tages. Und Friedrich schrieb seinem Minister nach Breslau: „Ich habe die Oesterreicher geschlagen, habe „Gefangene gemacht, singt das Te Deum.“ Lustig ist die Sage: ein feindlicher General, Herzog von

Ahremberg, habe sich auf seinem nächtlichen Marsche zum Angriff des preußischen Lagers so ganz und gar verirrt, daß er Morgens dem Lager, statt des Gesichts, den Rücken zukehrte. Friedrich meynt: „dies sähe dem Herzog von Ahremberg ähn„lich genug.“ Zwei andere österreichische Anführer, Nadasti und Trenk, trafen den Gesichtspunkt besser, und plünderten das ganze Lager. Der König selbst verlor all' sein Feldgeräthe; seine Sekretäre und Pagen wurden gefangen, und Kranke und Weiber wurden mißhandelt. Der tapfere Lehwald eilte herbei, rettete die Hälfte des Gepäcks, und verjagte den Feind. — Fünf Tage lang lagerte die siegreiche Armee auf der Wahlstatt. Aber kein Feind ließ sich mehr sehen. Da brach Friedrich auf, führte seine Helden nach Schlesien in gute Winterquartiere, und ging nach Berlin.

So viel Genie auch Friedrich auf dem Schauplatze des Kriegs entwickelt hatte, so viel, und mehr noch bedurfte er, um das erste Erforderniß des Kriegs, Geld zu schaffen. Während er alle ordentlichen Kräfte in Bewegung setzte, um im kommenden Frühlinge den Feldzug, wofern seine Friedensunterhandlungen fehlschlagen sollten, mit Nachdruck zu eröffnen, zog ein schweres Ungewitter über ihn daher. Seine Feinde, Oesterreich und Sachsen, führten nichts Geringeres im Sinne, als mitten im Winter durch Sachsen geraden Weges auf Berlin loszugehen, und der Existenz des preußischen Königreichs mit Einem Gewaltstreich ein Ende zu machen. Der König berief sei-

nen Staatsrath zusammen. Aber die Männer, bei welchen er guten Rath holen wollte, hatten Mühe, zu begreifen, wie der Feind einen so kühnen Plan haben könne, und zeigten so viele Zweifel und Bedenklichkeiten, daß er wohl einsah, er sey ohne Hülfe, fände er sie nicht in sich selbst. Sein Entschluß war schnell gefaßt. Der Fürst von Anhalt mußte sich bei Halle mit einem Heere von 24,000 M. aufstellen, und Sachsen bedrohen. Berlin erhielt eine Besatzung von 5,000 M.; denn mehr konnte Friedrich in Eile nicht aufbringen. Die königliche Familie, die Landeskollegien, alle Archive, Kassen und Kostbarkeiten wurden zu schneller Flucht vorbereitet. Er selbst ging nach Schlesien zur Armee, die damals 30,000 M. stark war. Den auswärtigen Höfen wurden schleunigst Eröffnungen über den heimlichen Plan der Feinde zugesandt, der russischen Kaiserin aber, die den König von feindlichen Angriffen auf Sachsen durch Drohungen abschrecken wollte, kurz und bündig geantwortet: „Der König wünsche mit allen Nachbarn in Friede zu leben. Wenn aber Jemand gegen seine Staaten verderbliche Plane ausbrüte, so solle ihn keine Macht in Europa hindern, sich zu vertheidigen, und seine Feinde zu Schanden zu machen.“

Friedrich hielt, was er versprach. Hinter einem Beobachtungskorps von 3,000 M., das er an der Queis aufgestellt hatte, lauerte er auf den verrätherischen Feind, der nichts von Friedrichs furchtbarer Nähe ahnete. Denn die wenigen Preußen, die

an der Queis standen, wagten ja nicht einmal, die Lausitzische Grenze feindlich zu betreten. Einige Husaren, die es gethan hatten, waren sogar von ihrem General Winterfeld dafür gestraft worden. Vielmehr schien es den Preußen blos darum zu thun, vor dem Prinzen von Lothringen Krossen zu erreichen, und dadurch die Verbindung Schlesiens mit Brandenburg zu decken. Wirklich wurden auch die Wege dahin von den Preußen mit größter Eilfertigkeit ausgebessert, und Vorräthe aufgehäuft. Daß dies alles nur zum Scheine geschah, daß kein Mensch aus Schlesien heraus-, wohl aber Jedermann aus der Lausitz hineingelassen wurde, daß die preußischen Spione jede Bewegung verriethen, und Friedrich selbst mit seiner ganzen Armee an der Queis stehe, davon wurde nichts geahnet. Sorglos zog das feindliche Heer aus den böhmischen Gebirgen gegen Lauban und Görlitz herab. Friedrich stand wenige Stunden davon bei Naumburg. Hier ging er, bei dichtem Nebel, in 4 Colonnen über die Queis auf Katholisch-Hennersdorf zu, dem ziehenden Heer in den Rücken. Friedrich selbst nahm mit seinem Korps den Weg durch einen Morast, den die Feinde für undurchdringlich gehalten hatten. Plötzlich sahen sich die Sachsen in dem eine Stunde langen Hennersdorf von drei Seiten zugleich und mit einer Heftigkeit angegriffen, daß ihnen keine andere Wahl, als zwischen Tod und Gefangenschaft blieb. Fast drei ganze Regimenter gaben sich, nach vergeblichem Widerstande mit Geschütz und Gepäcke gefan-

gen. Nun suchte man den Prinzen mit dem Kern seiner Armee selbst auf. Aber dieser hatte endlich gemerkt, daß ein ganzes feindliches Heer zwischen seinen Quartieren stehe, und floh in größter Verwirrung nach Zittau hin, froh, von Böhmen nicht abgeschnitten zu werden. Verfolgt von den Preußen, geschwächt durch den ansehnlichen Verlust an Gefangenen, an Magazinen, an Geschütz und Gepäcke, so kam der Prinz von Lothringen nach Böhmen zurück, und die Preußen nahmen um Görlitz gute Winterquartiere, indeß General Winterfeld ein österreichisches Korps aus Schlesien verjagte, General Lehwald aber Bautzen besetzte, und gegen Meißen vordrang.

Kaum hatte der Fürst von Anhalt von Friedrichs Eindringen in die Lausitz Kunde erhalten, so setzte auch er sich in Bewegung. Leipzig gewann er ohne Schwerdtstreich, und wendete sich darauf gegen Meißen, wo er sich mit Lehwald vereinigte, während der Prinz von Lothringen aus Böhmen über Königsstein bis Dresden vorgerückt war. Aber schon rückte auch der Fürst von Anhalt mit General Lehwald gegen Dresden heran; und in dem nämlichen Augenblicke (am 15. Dec.), da Friedrich in Meißen den so eben empfangenen Friedensantrag des Königs August III. von Polen überlas, schlug Anhalt die Sachsen unter dem Grafen Sutowski, mit dem sich der österreichische General Grüne vereinigt hatte, bei Kesselsdorf, tödtete ihnen 3000 Mann, nahm gegen 7,000 gefangen, und eroberte 48 Kanonen. Der Rest der Armee floh nach Dresden.

Aber der Prinz von Lothringen überließ auch diese Stadt, nebst den Lazarethen, den Preußen, und zog sich bis Pirna und Königsstein, und bald noch weiter zurück. Der Friede aber wurde schon am 25sten December 1745 zu Stande gebracht. Die vorzüglichsten Resultate waren, daß Friedrich Schlesien behielt, August eine Million Thlr. Kriegssteuer zahlte, und angelobte, den Feinden des Königs niemals den Durchmarsch durch Sachsen zu erlauben. — Dieser Krieg hatte 16 Monate gedauert, und den König 8 Mill. preuß. Thlr. gekostet. Schon am vierten Tage nach dem Friedensschlusse war Friedrich wieder in Berlin angekommen.

Der erste schlesische Krieg hatte Schlesien gewonnen, der zweite es erhalten. Aber 11 Jahre später war der König gezwungen, nicht mehr um eine Provinz, sondern um seine ganze Existenz zu kämpfen. Je langsamer seine Erbfeindin, Maria Theresia, die Wetterwolken über seinem Haupte zusammenzog, desto fürchterlicher drohten sie, über ihn auszubrechen. Die Kaiserin schien seit dem Ende des zweiten schlesischen Kriegs bei allen europäischen Höfen nur den Hauptzweck zu verfolgen, sie alle gegen Friedrichen aufzubringen, und nur seine Staatsklugheit vermochte den Sturm so lange zu beschwören. Wie gerne hätte er ihn abgewandt, wäre es in seiner Macht gestanden!

Das erste, was der österreichische Hof, oder vielmehr Kaunitz, die Seele desselben, zu bewirken suchte, war eine Verbindung mit Frankreich. Das Versprechen: Flandern und Brabant abzutreten, war die Lockspeise. Frankreich sollte dafür geloben, der Kaiserin zu Schlesien behülflich zu seyn. Aber Frankreich hatte bereits mit Preußen und Schweden, zur Erhaltung des Gleichgewichts im Norden, ein Bündniß eingegangen, und zögerte daher, Oesterreichs Vorschläge anzunehmen. Glücklicher war der österreichische Hof in seinen Verhandlungen mit Rußland. Er bestach den russischen Minister Bestuschef, und schnell sammelte sich ein ansehnliches Armeekorps an der preußischen Grenze. Der sächsische Minister, Graf Brühl, dessen beleidigter Uebermuth ohnedies Verderben brütete, unterhielt an beiden Höfen, zu Wien und zu Petersburg, die Gluth des Hasses, und es kam bald dahin, daß der russische Gesandte, die kleinlichsten Veranlassungen ergreifend, Berlin verließ, worauf dann natürlich auch der preußische von Petersburg abgerufen wurde. — Sogar einen unbedeutenden Streit, den der König mit dem Herzog von Mecklenburg über das, dem Hause Brandenburg seit undenklichen Zeiten zustehende Vorrecht der Soldatenaushebung hatte, wußte das österreichische Haus zu benützen, um gehässige Gesinnungen gegen Friedrichen zu wecken. Es hatte den mecklenburgischen Hof zu feindseligen Maaßregeln gegen Preußen aufgereitzt, und suchte, als der König sich selbst Recht verschaffte, eine Verletzung des

westphälischen Friedens darin, um alle Staaten, die die diesen Frieden verbürgt hatten, zum Krieg gegen den König auffordern zu können. Der Plan mißlang; aber desto mehr dürstete Oesterreich nach Rache. — Um dieselbe Zeit nahmen England und Frankreich eine feindliche Stellung gegen einander. Streitigkeiten über die, im Utrechter Frieden nicht genau genug bezeichneten Grenzen von Kanada in Nordamerika gaben die Veranlassung dazu. Beide Theile übten dort Gewaltthätigkeiten gegen einander aus. Die Erbitterung stieg so hoch, daß sich beide Nationen zum Kriege rüsteten. Beide buhlten um Preußens Beystand, vorzüglich Großbrittannien, dem es um sein Hannover bangte, das freilich, im Fall eines Krieges, ohne Preußens Beystand, unvermeidlich Frankreich zur Beute werden mußte. Friedrich trat auf Englands Seite, um, wie er hoffte, dadurch auch zugleich mit Rußland, welches zu England in freundschaftlichen Verhältnissen stand, wieder befreundet zu werden, und somit den Ausbruch des Kriegs, den Oesterreich mit Rußlands Hülfe gegen ihn bereitete, zu verhindern. Friedrich schloß mit England (zu London 16. Jan. 1756). Beide Kronen verbürgten einander den Besitz ihrer Staaten. Aber der französische Hof äusserte über dieses Benehmen Friedrichs den lautesten Unwillen. Das war's, was Oesterreich wünschte. Nicht lange, so schlossen auch diese beiden Staaten ein Bündniß (zu Versailles 9. Mai 1756), worin auch sie sich den Besitz ihrer Staaten wechselseitig

verbürgten, und, im Fall eines Angriffs, einander 24,000 M. Hülfstruppen zusagten.

Nun standen also die ersten Mächte Europa's feindselig einander gegenüber; nur Rußland schwankte noch. Es stand auf der einen Seite mit Oesterreich, und auf der andern mit England in freundschaftlicher Verbindung. Aber nun trat es, aus Haß gegen Preußen, von England ab, und entschied sich für Oesterreich. — Zwischen England und Frankreich loderte bereits die Flamme des Kriegs hoch auf. Die Franzosen hatten schon eine englische Flotte geschlagen, und Port Mahon auf Minorka erobert. Nun zog sich auch im Norden von Europa das Ungewitter zusammen. Ein russisches Heer von 50,000 M. drohte an Preußens Grenzen, und zwei österreichische Heere standen in Böhmen. Im Frühlinge 1757. sollte der tödtliche Schlag geschehen. Aber Friedrich war hinter das Geheimniß gekommen, denn die sämmtlichen Wiener- und Petersburger Depeschen wurden durch den Verrath des sächsischen geheimen Sekretärs Menzel in Dresden dem dortigen preußischen Minister allwöchentlich mitgetheilt.

Was sollte nun Friedrich thun? warten bis der Schlag ihn treffe, das wäre auch dem beschränktesten Kopfe nicht zu verzeihen gewesen. Friedrich beschloß, zuvor zu kommen. Er fragte in Wien an, welche Absicht man mit den kriegerischen Zurüstungen in Böhmen habe? ob sie etwa ihm gälten? Man antwortete in unbestimmten Ausdrücken. Da

erklärte Friedrich an Oesterreich und Sachsen den Krieg, und brach im Anfange des Septembers 1756. mit 90,000 M. gegen Sachsen und Böhmen auf. Gegen Rußland, das, soviel er aus den aufgegriffenen Depeschen ersehen hatte, erst im kommenden Jahre losbrechen konnte, hatte er blos ein Beobachtungskorps von 20,000 M. unter dem tapfern General Lehwald in Pommern zurückgelassen.

Die Gesammtmacht des Königs bestand damals schon aus 152,000 M. Held Schwerin drang mit 35,000 M. von Schlesien aus in Böhmen ein. Friedrich selbst kam schon am 10. Sept. mit 56,000 M. in Dresden an. Indem er sich hier mit gewohnter Feinheit betrug, that er einen Gewaltschritt, den ihm die vornehme Welt hoch aufnahm, den er aber der eignen Rechtfertigung schuldig war. Er sandte den General Willich auf das königliche Schloß, mit dem Auftrage, die Originalschriften der zwischen den Höfen zu Wien und Dresden gewechselten, und Preußens Untergang beabsichtigten Verhandlungen aus dem Archiv zu holen, es sey nun mit Güte oder mit Gewalt. Schon vorher hatte er die Königin einigemale auf das Artigste darum ersuchen lassen. Aber sie hatte erklärt, sie würde das Archiv ihres Gemahls mit ihrem eignen Körper vertheidigen. Willich — er war preußischer Gouverneur von Dresden — war der rechte Mann zu diesem Kampfe. Die Königin vertrat ihm die Thüre. Er sank vor ihr zu Füßen, und flehte. Vergebens. Nun schickte er sich an, im Namen seines Monarchen Gewalt zu brau-

chen. Da wich sie, und gab die Schlüssel. Friedrich erhielt die verlangten Originale, und überzeugte durch ihren Abdruck die Welt von der Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit seiner gegen Sachsen und Oesterreich ergriffenen Maaßregeln. Denn die Welt staunte zuvor nicht nur, sondern erhob laute Vorwürfe über die Kühnheit, womit er sich Sachsen unterwarf, und Böhmen angriff. Er hätte zwar die durch Menzels Verrath erhaltenen Abschriften öffentlich mittheilen können; aber — wer hätte ihnen geglaubt?

Friedrich war nun unumschränkter Herr von Sachsen. Um so mehr hoffte er, König August gegen Zurückgabe seines Landes, zu einem Bündnisse gegen Oesterreich zu bewegen. Umsonst. August mißte lieber seine Staaten als Oesterreichs Gunst. Friedrich schritt demnach auf seiner, nun einmal so kühn und glücklich begonnenen Bahn rasch vorwärts. Noch war die sächsische Armee nicht vernichtet. Sie stand, 18,000 M. stark, in dem unüberwindlich festen Lager bei Pirna, geschützt von den unbezwinglichen Vesten Königstein und Sonnenstein, von schroffen Felswänden umringt, und durch den Elbstrom gedeckt. Der König umschloß das Lager, und schnitt alle Zufuhr ab. Feldmarschall Keith drang inzwischen in Böhmen ein, und zog, in Verbindung mit Schwerin, der aus Schlesien kam, dem österreichischen Heere von 70,000 M. entgegen, das unter Anführung des erfahrnen Feldherrn Browne zum Entsatz der Sachsen heranrückte, und schon bis Lowositz vorgedrun-

gen war. Friedrich, entschlossen, dem Feind eine offene Feldschlacht zu liefern, eilt selbst nach Böhmen, und greift am 1. Okt. mit rascher Kühnheit an. Nebel deckte das Land, und des Feindes Stellung war kaum zu errathen. Lange war selbst Friedrich in dem Irrthume, daß er es nur mit einem Vortrabe der feindlichen Armee zu thun habe. Er befehligte seine Dragoner zum Angriffe. Sie stürzten alles vor sich nieder, bis sie plötzlich von zwei Seiten, aus großem und kleinem Geschütze, so nachdrücklich begrüßt wurden, daß sie sich zurückzogen, mit den Kürassieren sich vereinigten, und dann mit erhöhter Kraft aufs neue vorwärts drangen. Aber kaum hatten sie über einen 10 Fuß breiten Graben gesetzt, als sich aus 60 Feuerschlünden die Hölle vor ihnen aufthat. Sie kehrten zurück. Die preußische Infanterie war glücklicher. Sie warf die ihr entgegengerückte feindliche zurück, und zum Theil in die Elbe. Der linke Flügel drang gegen das Städtchen Lowositz an, und steckte es in Brand. Das Fußvolk hatte sich verschossen. Aber mit dem Bajonette stürzte es sich durch das brennende Städtchen dem Feind entgegen, der solchem Muthe nicht zu widerstehen vermochte, und floh. Ein großer Antheil an diesem Siege gebührt dem tapfern Herzoge von Bevern. Friedrich schrieb nach der Schlacht seinem Schwerin: „Mit 24 Bataillons und 100 „Kanonen haben wir 72 feindliche Bataillons und „300 Kanonen vertrieben. Nichts sage ich Ihnen „von den Truppen, denn Sie kennen sie. So lan-

„ge ich die Ehre habe, diese Truppen zu befehligen, „sah ich noch nie dergleichen Wunder der Tapferkeit, „sowohl von der Infanterie als Cavallerie.“ Dennoch war blos des Feindes rechter Flügel geschlagen. Sein linker war unangreifbar, und deckte meisterhaft den Rückzug des geschlagenen. Friedrich hatte nur 700 Gefangene gemacht, und an Todten fast mehr verloren, als die Oesterreicher. Aber der höchste Triumph war der, daß Browne durch den Verlust dieser Schlacht seinen Plan zur Rettung der Sachsen vereitelt sah. Er hatte ihnen zwar zusagen lassen, sie sollten bei Königsstein über die Elbe setzen, er werde ihnen von Schandau aus entgegenziehen, um sie aufzunehmen. Aber die armen Ausgehungerten hatten sich nicht sobald in Bewegung gesetzt, als ihnen die Preußen auf dem Fuß nachrückten, und ihnen Artillerie und Gepäck abnahmen. Die Witterung war fürchterlich, fürchterlicher noch der Hunger, am fürchterlichsten der Widerstand der Preußen, der jeden Paß undurchdringlich machte. August, der hoch und sicher auf Königstein saß, vermochte das unbeschreibliche Elend der Seinen nicht länger zu ertragen. Auf seinen Befehl ergab sich das ganze Korps mit der gesammten Artillerie, die aus 80 Feuerschlünden bestand. 17,000 Sachsen streckten am 16. Okt. das Gewehr. Alle mußten preußische Dienste nehmen. Viele wurden unter preußische Regimenter vertheilt. Die meisten blieben in ihren Regimentern beisammen, und empfingen blos preußische Uniformen und Anführer, nur aber

keine preußische Herzen. Denn sie verließen bald wieder ihre Reihen, nicht einzeln, sondern Compagnien=, oder wohl gar Bataillonsweise, mit Kassen, Geschütz und Gepäcke, und oft mitten im Gefechte, als würdige Vorfahren ihrer tapfern Nachkommen auf dem Schlachtgefilde von Leipzig, nur mit dem Unterschiede, daß sie aus Treue für ihren Fürsten übergingen, diese aber, weil sie über der guten Sache die Treue für ihren Fürsten vergaßen. Es möchte schwer zu entscheiden seyn, ob die braven Sachsen dort, oder hier mehr Lob verdienen. Dem unglücklichen König August übersandte Friedrich alle Fahnen und Standarten; und als er den Königsstein zu verlassen, und nach Warschau zu reisen wünschte, war Friedrich so artig, seine Reise mit allem Erforderlichen zu unterstützen, und seine Person gegen alle Unannehmlichkeiten möglichst zu sichern. Sogar die preußischen Truppen mußten von der Straße sich entfernen, die der unglückliche König zog. Königstein wurde stets für neutral angesehen, und dafür förmlich erklärt.

Inzwischen war der Winter herangerückt, und Friedrich führte seine Truppen nach der Lausitz, nach Sachsen und Schlesien in die Winterquartiere. Er selbst blieb in Dresden, trieb Kriegssteuern ein, und hob Rekruten aus. So war denn mit diesem Feldzuge der entscheidende Schritt gethan, der halb Europa gegen den kühnsten Mann seiner Zeit in Harnisch brachte. Alles schrie über Gewaltthat, Verletzung des Völkerrechts, des westphälischen Frie=

dens, und der, einer Königin schuldigen Ehrerbietung. Die Tochter dieser Königin, die Dauphiné von Frankreich, umschlang die Knice des französischen Monarchen, Ludwig XV., und flehte mit Thränen der Verzweiflung um Hülfe gegen den, der ihres Vaters Macht so schmählich gebrochen hatte. Auch Maria Theresia ließ nicht nach, rachedürstend Ludwigs Zorn zu entflammen. So trat denn auch dieser Monarch gegen Friedrichen auf, nicht, wie die Traktaten forderten, mit 24,000, sondern mit mehr als 180,000 Mann. Damit nicht zufrieden, riß der französische Hof auch Schweden mit in den allgemeinen Vertilgungsplan, so wie der österreichische Hof das von seinem Willen gegängelte teutsche Reich.

Sogar in die Reichsacht sollte der widerspenstige und ruhestörende Churfürst von Brandenburg erklärt werden. Doktor April, ein kaiserlicher Notar, citirte, im Namen des Reichstags zu Regensburg, den König, in der Person seines dasigen Gesandten, von Plotho, vor die Reichsversammlung, um zu erklären, welche Entschuldigungsgründe er gegen die Strafe des Reichsbannes vorwenden könne. Plotho, seines Herrn würdig, brachte den Notar und seine zwei Begleiter mit eignen Händen vor die Thüre, und rief seinen Bedienten, ihn vollends zum Hause hinauszuwerfen. Gegen die schriftlichen Angriffe und Schmähungen aber, womit man von allen Seiten her seinen Monarchen überdeckte, kämpfte er ritterlich durch Gegenschriften, die er, weil

allen Buchdruckereien Teutschlands auf das strengste untersagt war, irgend ein rechtfertigendes Wort für Preußen unter die Presse zu nehmen, in eigner, ganz besonders zu diesem Behufe von ihm in Regensburg selbst angelegter Offizin drucken ließ. Die Schmähungen nahmen einen so entehrenden Charakter an, daß sich Friedrich in einem ernsten Worte an die Kaiserin darüber beschwerte. Aber die Vernunft wurde nicht mehr gehört, und der Anstand von dem glühenden Strom der Rache verschlungen. Paris wetteiferte hierin mit Wien, und suchte sogar England seinem Bündnisse mit Friedrichen treulos zu machen. Rußland stand ohnedies zum Todesstreich gegen Preußen bereit; und das teutsche Reich sammelte in möglichster Eile an der Aufstellung einer Exekutions-Reichsarmee von wenigstens 60,000 M. gegen den widerspenstigen Sohn.

Friedrich schien ohne Rettung verloren. Die Feinde hatten schon im Geist seine Staaten unter sich getheilt. Oesterreich hatte sich bereits das so schmerzlich vermißte Schlesien, Rußland das weitschichtige Preußen, Sachsen die nahen Provinzen, Halberstadt und Magdeburg, Frankreich die zerstreuten Provinzen in Westphalen, und endlich Schweden das bequem gelegene Pommern zugetheilt. Ob der Geächtete sein Brandenburg behalten, ob man ihn Churfürst oder Markgraf nennen werde, dies hing noch von seinem Betragen bei der Theilung und von seiner Willfährigkeit ab. So richtet die Welt über große Männer. Nie war ein Krieg ge-

rechter, als der, den Preußen nun gegen Oesterreich begann! Die unwidersprechlichen Beweise dafür hatte Friedrich den Höfen Europa's vor Augen gelegt. Es war in der That ein Vertheidigungskrieg — ja! eine Nothwehr auf Leben und Tod. Eben die Fürsten, die ihn nun verdammten, hätten in gleicher Lage gleiches gethan, freilich nicht mit der Energie und Klugheit. Diese beiden Genien des großen Mannes riethen ihm, der Nothwehr den Schein des Angriffs zu geben, und dieser Schein war es, der ihm das Verdammungs-Urtheil der Welt zuzog. Aber sollte er diesen meiden, um seiner Feinde Beute zu werden? Nein, lieber bey der geblendeten Welt eine Zeit lang in falschem Lichte stehen, und in verkannter Größe einherschreiten, als um trügerischen Beifall buhlen, und auf dem Wege der Gemeinheit Größe und Reich zu verlieren! — Auch hat sich Friedrich durch sein rasches Dreinschlagen im Grunde keinen neuen Feind geweckt. Er hat seine alten Feinde nur früher geweckt, als es ihnen gelegen war; oder den falschen die Maske nur ein wenig früher abgezogen, als sie es wünschen konnten. Mit Einem Worte: ein großer Geist hatte kleinere überlistet, und ihre schlechten Plane durch einen Gewaltstreich wie Kartenhäuser durcheinander geworfen. Dies war es, was die Höfe, und vorzüglich die zwei weiblichen Gottheiten derselben, eine Maria Theresia und eine Elisabeth, in Harnisch brachte.

Wie sehr ihm übrigens daran lag, keinen seiner Feinde ohne die allerdringendste Noth als solchen

behandeln zu müssen, bewies er durch sein unermüdetes Streben, den König August doch wenigstens zur Neutralität zu bewegen, oder ihn, wo möglich, ganz für sein Interesse zu gewinnen. Denn in der That lag schon damals die Bedingung von Sachsens Wohl in der Wohlfahrt Brandenburgs. Friedrich sagt daher in einem seiner Briefe an August: „Diese zwei Nachbarstaaten können einander nicht entbehren, und ihr wahrer Vortheil fordert es, ewig „verbunden zu bleiben." Aber alle seine Bemühungen um Augusts Gunst scheiterten an dem Herzen dieses Fürsten, den lange Gewohnheit zum Sklaven seines Ministers Brühl, und zum willenlosen Vasallen Oesterreichs gemacht hatte. Auch selbst Winterfeld, den, weil er nicht minder Polyhymniens als Bellona's Liebling war, sein König zweimal an August gesandt hatte, vermochte nichts über diesen Fürsten. Eben so wenig sprach die Schonung an sein Herz, womit der Eroberer Sachsen behandelte. Wer denkt hier nicht unwillkührlich an Friedrich August und sein Angeschmiedetseyn an einen Napoleon! Gleich unzertrennlich klebte damals Sachsens Regent an Oesterreich. Natürlich, daß ein so hartnäckiges und unpolitisches Widerstreben den Sieger reitzte!

Um jene Zeit stieg aus dem Abgrund der Hölle heimlich und stumm das schwarze Verbrechen herauf, den größten Mann des Jahrhunderts im Schooße der Nacht zu morden. Glasow, ein Mensch, den der König eines ausgezeichneten Vertrauens ge-

würdigt hatte, war der Name des gedungenen Ungeheuers. Er hatte als Kammerdiener die Pflicht, im Schlafzimmer des Königs zu wachen. Aber es wachte ein treueres Auge über Friedrich, das Auge der gütigen Vorsehung, und der teufliche Anschlag scheiterte, beinahe im Augenblick der That, am Zufall. Der Bösewicht reichte Morgens seinem Monarchen, wie gewöhnlich, eine Tasse Chocolade. Aber dieser, in tiefes Nachdenken verloren, zögerte, die Tasse zum Munde zu führen. „Ich bin verra„then“ — dachte Glasow — und rang, zu des Königs Füßen liegend, verzweifelnd die Hände. Er wurde verhört, und in Ketten nach Spandau geschafft, wo er bald erkrankte und starb. Auch selbst dem Arzte war der Zutritt nicht gestattet, aus Besorgniß, das Geheimniß möchte offenbar werden.

Weil denn nun alles vergeblich war, Augusts Herz zu gewinnen, und Theresiens Zorn zu mäßigen, so blieb Friedrichen nichts übrig, als die errungenen Vortheile möglichst zu nützen, und jede innere und äussere Kraft aufzubieten, dem heißen Kampf auf Tod und Leben würdig zu begegnen. Das Erste war, daß er Sachsen als Eroberung behandelte, die königlichen Staatsausgaben möglichst verringerte, die Einnahmen möglichst erhöhte, den ungeheuern Porcellainvorrath öffentlich versteigerte, und Brühls Palläste vernichtete *). Aber das kö-

*) Daß Friedrichen Rache gegen diesen sardanapalischen Menschen, in welchem er zugleich den vorzüglichsten Ur-

nigliche Schloß zu Dresden, und die treffliche Bildergallerie blieben unversehrt.

Alles lag daran, daß Friedrich sein wachsames Auge überall spähend umhersandte. Denn die Arglist der Feinde bot ihre geheimsten Künste auf, ihm zu schaden. Einst erhielt die Gräfin Brühl ein Faß Wein aus Polen. Der König ließ in Gegenwart eines Abgeordneten den Wein ordentlich abzapfen,

---

heber des Kriegs, und seinen persönlichen Todfeind anerkennen mußte, anwandelte, ist zwar tadelnswerth, weil Rache keinem guten Menschen, am wenigsten einem großen Manne, geziemt. Aber menschliche Billigkeit wird in dem ungeheuern und höchst-feindlichen Kontraste, worin dieser Nichtswürdige zu Friedrichen stand, wenigstens einige Entschuldigung dieser Schwäche finden, einer Schwäche, die einen Napoleon entteufelt haben würde, so wie sie einen Friedrich entgötterte. Um sich übrigens von dem Luxus dieses Brühl einen richtigen Begriff machen zu können, muß man vergessen, daß er nur Minister war. Denn er ließ alle Könige und Kaiser seiner Zeit zu Europa an häuslichem Glanze weit hinter sich zurück, und seine Kleider-, Uhren-, Dosen- und Degenmagazine hätten hingereicht, sie alle zugleich in Galla erscheinen zu lassen. Aus einem Buche, welches die Miniaturgemälde von seinen ausgesuchtesten Bekleidungen enthielt, sich selbst alltäglich eine andere zu wählen, war sein erstes und wichtigstes Tagsgeschäft; und für jede einzelne Bekleidung war auch eine ganz besondere Dose und Uhr, und ein ganz eigner Degen bestimmt. Darf man sich wundern, daß er sich von 40 Kammerherren bedienen ließ?

und dann das Faß untersuchen, das in einer meisterhaften Fütterung eine Menge wohlverwahrter und höchst wichtiger Briefe und Papiere verbarg. — Um eben diese Zeit erhielt einst die Oberhofmeisterin der Königin, Madame Ogilvi, eine Kiste voll Würste aus Böhmen. Der König ließ die Würste untersuchen, und fand sie mit Briefen ausgestopft. — Ein andermal wäre die neutrale Veste Königsstein von ihrem Commandanten beinahe den Oesterreichern heimlich überliefert worden. Der König entdeckte den Anschlag eben noch zeitig genug, um ihn vereiteln zu können.

Indessen nahte die Eröffnung des furchtbaren Schauspiels. Kaum schien die Wuth der Feinde sich bis zum Frühlinge zurückhalten zu können. Die Preußen wurden in ihren Winterquartieren, vorzüglich in der Lausitz, unaufhörlich geneckt, und der König sah sich sogar genöthigt, Verstärkungen dahin zu schicken. Sein Hauptkorps hatte er inzwischen durch Rekruten aus Sachsen, wo er, wie in seinem Eigenthum aushob, wenigstens der Zahl nach verstärkt. Die Hälfte des Aprils war herangerückt, und Friedrich brach auf. Er und sein Feldmarschall Schwerin, der in Schlesien stand, hatten den Plan zum Feldzug entworfen. Zuerst sollte Oesterreich, der nächste und gefährlichste Feind, geworfen werden. Vier Armeehaufen (Korps) drangen von vier Seiten auf Prag ein, während der Feind glaubte, Friedrich verschanze sich bei Dresden, und suche feste Lagerplätze zu einem Vertheidigungskriege. Seine

List hatte sie eingeschläfert. Von allen Seiten wurden die österreichischen, zerstreut-liegenden Corps zurückgeworfen, und schon im Anfange des Mayes war Böhmens Hauptstadt ringsum bedroht. Den meisten Verlust bei diesen Ueberrumplungen litt ein österreichischer Heerhaufe von 28,000 M. bei Reichenberg, wo sie der Prinz von Bevern mit unwiderstehlicher Gewalt aus ihrer festen Stellung wegdrängte, und, in Vereinigung mit der schlesischen Armee, gegen Prag zurücktrieb. Am 6. May standen 100,000 Preußen in den Umgebungen von Prag. Der österreichische Oberfeldherr war Prinz Karl von Lothringen. Unter ihm kommandirte Browne. Feldmarschall Daun rückte in Eilmärschen heran, sich mit dem Prinzen Lothringen zu vereinigen. Rasch versuchte Friedrich, vor Daun's Ankunft, einen Hauptschlag gegen Browne; diesmal nur allzurasch. Der weise Schwerin warnte, und rieth die Schlacht nur Einen Tag noch aufzuschieben, um inzwischen den rechten Flügel des Feindes Nachts zu umgehen, noch ein Verstärkungskorps an sich zn ziehen, und so die Macht der Oesterreicher mit geringerm Verluste zu brechen, und zugleich Prag selbst zu gewinnen. Umsonst. Heute noch, am 6. May, mußte geschlagen werden. „Nun denn“ — rief der 73jährige Jugendheld voll Unwillens — „muß es heute „noch seyn, so sey es! und hier auf der Stelle greife ich an.“ Es kostete Mühe, ihn zu mäßigen. Die Oesterreicher hatten eine ungemein veste Stellung an der Moldau, von Prag und dem Ziska-Berge

gedeckt, hinter Sümpfen und Teichen, zwischen welchen nur hie und da schmale Dämme hindurchführten. Die preußische Cavallerie drang durch alle Hindernisse; das Fußvolk watete nach. Jene greift an, und weicht, und greift dreimal an, und weicht, und thut es zum viertenmale, und überwältigt. Diese, erhitzt von gleichem Feuer, stürmt heran, und stürzt kompagnienweise nieder, vom Kugelregen der Kartätschen zerschmettert. Die Regimenter wanken zurück. Schwerin entreißt einem Fähndrich die Fahne. „Mir nach!“ ruft er, und dringt vorwärts. Die Tapfern ihm nach. Nun sinkt er, von mehreren Kugeln zugleich getroffen. Ihn deckt die Fahne. Der Rache Wuth entflammte die Preußen, und vorwärts, dem offnen Rachen der Hölle zu, drängen sie durch Blut und Leichen. Herzog Ferdinand von Braunschweig packte den Feind in der Seite und im Rücken, und Friedrich selbst drängt sich zwischen des Feindes beide Flügel ein. Nun ist gewonnen. In wilder Flucht stürzt sich der Feind nach Prag. Aber Tausende werden versprengt, Tausende gefangen. Das Schlachtfeld ist bethürmt mit Leichenhaufen. Browne selbst ist todt. Auch Er hatte dem Prinzen von Lothringen gerathen, und wurde, gleich seinem Waffenbruder Schwerin, nicht gehört; und auch Er gab sich, wie dieser, der schweren Pflicht zum Opfer. Ausser 60 Kanonen und der Kriegskasse, hatte Oesterreich 24,000 M. verloren, und darunter 5,000 Gefangene; Preußen 18,000. Ueber Schwerins Tod spricht der König: „Sein Tod

„machte die Lorbeern des Siegs verwelken; denn der „Sieg war durch ein zu kostbares Blut erkauft.“

Um so größere Vortheile glaubte der König für einen solchen Preis dem Glücke abtrotzen zu können. Wenigstens Prag sollte fallen. Eiligst erwuchsen Batterien, die Tod und Verderben in die geängstete Stadt schickten. Tag und Nacht loderte die Flamme; jeder Tag brachte neue Verwüstungen, jede Stunde neue Qualen über die unglücklichen Einwohner, die ohnedies unter der Last ihrer 50,000 M. starken Besatzung erlagen. Ihre Verzweiflung stieg, als in ihrer Mitte der Hunger mit all' seinen Schrecknissen erschien. Zu Tausenden wurde die Menschen aus der Stadt gejagt, aber alle trieb der Donner der Kanonen wieder zurück. Zum Hunger gesellten sich Seuchen. Die wüthendsten Ausfälle waren fruchtlos, und dienten blos dazu, die Zahl der Verwundeten zu mehren. Bevern wehrte der Daunischen Hülfsarmee das weitere Vordringen, indessen Oberst Maier mit seinem Freikorps aus Sachsen in das Baireuthische und Bambergische bis über Nürnberg hinaus streifte, und allenthalben Schrecken verbreitete. Die Reichstags-Gesandten zu Regensburg, die vor Kurzem den Donnerkeil so drohend über Friedrich schwangen, flohen auseinander, von panischem Schrecken ergriffen. Mehrere teutsche Reichsfürsten, selbst der Churfürst von Baiern, traten, durch Preußens Macht und Glück geschreckt, mit dem Könige plötzlich in Neutralitätsunterhandlungen. Aber eben so plötzlich

kehrte ihm dieses den Rücken, und Preußens Macht schien, einem Meteore gleich, zu schwinden. Es wurde die Schlacht bei Collin geschlagen.

Prag trotzte dem Hunger, wie dem Bombardement. Die große, bevestigte Stadt von 80,000 Einwohner, vertheidigt von einer nicht viel schwächern, zur Verzweiflung gebrachten Besatzung, im Sturme wegzunehmen, dazu war die Anzahl der Belagerer viel zu schwach. Und die Daunische, zu 60,000 M. angewachsene Armee, konnte von Beverns kleinem Korps nicht länger aufgehalten werden. Da ließ Friedrich den größten Theil seines Heeres vor Prag, und stieß eilends mit 10,000 M. zu Bevern. So griff er, 30,000 M. stark, am 18. Jun., trotzend auf sein Glück, die veste, auf Bergen und Felsspitzen, von Hohlwegen und Abgründen geschützte, mit Verderben drohenden Batterien umgürtete Stellung des überlegenen Feindes an. Anfangs lächelte ihm das Glück, und hatte beinahe schon für ihn entschieden. Aber Prinz Moritz von Dessau und General Mannstein machten in voreiliger Hitze die ersten Fehler; andere folgten. Daun benützte die Fehler wie ein großer Feldherr. Das erste Bataillon Garde that Wunder der Tapferkeit, und schlug 4 Bataillone Infanterie und 2 Regimenter Cavallerie zurück. Umsonst! Vorzüglich die sächsischen Dragoner waren mit beispielloser Wuth in das preußische Fußvolk eingefallen. „Dies ist für Striegau!“ riefen sie, und spalteten mit ihren furchtbaren Säbelhieben, was sie zu erreichen vermoch-

ten. Die Schlacht war vollkommen verloren *), und der König hatte beinahe 14,000 M. weniger. An 9,000 hatten die Oesterreicher verloren. Er zog sich in schönster Ordnung nach Lissa zurück. Prag war frei. Aber 8,000 Einwohner waren von feindlichen Kugeln getödtet, und mehr noch verwundet worden; die schönsten Straßen glichen Schutthaufen. — Vor Kurzem noch hatte Friedrich vom Wahlplatze bei Prag, nach gewonnener Schlacht, seiner Mutter geschrieben: „Der Feldzug ist für die Oe„sterreicher verloren, und ich habe mit 150,000 M. „freie Hände. Wir sind Meister von einem König„reiche, das uns Geld und Mannschaft geben wird. „Ich werde einen Theil meiner Truppen absenden, „den Franzosen ein Compliment zu machen; mit „den übrigen will ich die Oesterreicher verfolgen.“ Und nun schrieb er seinem Freunde, dem Lord Marschall: „Das Glück, mein lieber Lord! flößt uns „oft ein schädliches Selbstvertrauen ein. 23 Batail„lone waren nicht hinreichend, 60,000 M. aus ei„nem vortheilhaften Posten zu vertreiben. Ein an„dermal wollen wir unsere Sache besser machen. „Das Glück hat mir diesmal den Rücken zugekehrt. „Ich hätte es vermuthen sollen; es ist ein Frauen„zimmer, und ich bin nicht galant. Es erklärt sich „für Damen, die mit mir Krieg führen. Was sa„gen Sie von diesem Bündnisse wider den Mark-

*) Maria Theresia stiftete zum Andenken an diese Schlacht im Taumel des Entzückens den Theresien-Orden.

„grafen von Brandenburg *)? Wie sehr würde „der große Friedrich Wilhelm erstaunen, wenn er „seinen Enkel mit den Russen und Oesterreichern, „fast mit ganz Teutschland und mit 100,000 Fran„zosen im Handgemenge sehen sollte?! Ich weiß „nicht, ob es mir eine Schande seyn wird, zu un„terliegen. Aber das weiß ich, daß es keine Ehre „seyn wird, mich zu überwinden.“ Eben dieser Brief enthält zugleich auch einen schönen Beweis, wie gerne Friedrich den Feinden Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Er schreibt seinem Freunde: „Die „kaiserlichen Grenadiere sind vortreffliche Leute; „100 Compagnien vertheidigten eine Anhöhe, die „meine beste Infanterie nicht einnehmen konnte. — „Ferdinand **), der sie anführte, griff siebenmal an, „aber vergebens. Das erstemal bemächtigte er sich „einer Batterie, die er nicht behaupten konnte. Die „Feinde hatten den Vortheil einer zahlreichen und „wohlbedienten Artillerie, die Lichtensteinen Ehre „macht. Die preußische allein kann ihr den Rang „streitig machen. Ich hatte zu wenig Infanterie.“ Ein andermal schrieb er an seinen lieben General Fouquet: „Ihr werdet in der Taktik der Oester„reicher sehr viel Kunst bemerken, eine ausserordent-

*) Nachdem die königliche Würde seines Hauses schon längst von den europäischen Höfen anerkannt worden war, wurden von dem päbstlichen Hofe in dem römischen Addreßkalender die Könige von Preußen noch immer als Markgrafen von Brandenburg aufgeführt.

**) Herzog von Braunschweig.

„liche Vorsicht bei der Wahl ihrer Feldlager, eine „große Kenntniß der Gegenden, wohlunterstützte „Anordnungen, eine Klugheit, nichts zu unterneh= „men, als mit der größten Gewißheit eines glückli„chen Erfolgs, und sich nie wider ihren Willen zum „Schlagen nöthigen zu lassen. Daher ihre Lager auf „Anhöhen und Bergen u. s. w. — Uebrigens laßt „uns nicht erröthen, in der Manier unserer Feinde „das nachzuahmen, was wir für gut anerkennen „müssen." — Es war die erste Schlacht, die Friedrichen mißlang. Seine Helden hatten zwar die Schlacht verloren, aber die Bewunderung des Feindes erobert. So hatten Oesterreichs Krieger noch nicht kämpfen sehen. Gleich undurchdringlichen Mauern stand das Fußvolk den ansprengenden Regimentern. Und gelang es endlich auch letztern, hie und da einzuhauen, so öffneten sich Phalangen, und umschlossen ganze Eskadrons, wie eiserne Bollwerke. In diesem höllesprühenden Schooße stürzten Roß und Mann, rettungslos verblutend, übereinander hin; und nicht einer wäre der Vernichtung entgangen, hätten nicht sächsische Dragoner von aussen her auf allen Seiten eingehauen.

Als Friedrich den kleinen Rest seiner schönen Garde übersah, stürzten ihm Thränen aus den Augen. Schwarz lagerte sich die Wolke der Zukunft um seine große Seele. Da saß er auf einer Brunnenröhre, den Blick an die Erde geheftet, in Nachdenken verloren, Figuren in den Sand zeichnend. Seine Lage war schrecklich! Die nächste Folge seines Unglücks im Kriege war der Tod seiner über alles ver-

ehrten kränkelnden Mutter. Die Schreckenspost hatte ihr Hinscheiden beschleunigt. Was er ferner erwartete, geschah. Franzosen, Russen, Schweden, Reichstruppen, alle drangen von allen Seiten auf seine Staaten ein. Mehr als 100,000 M. Russen standen schon auf preußischem Boden; 17,000 Schweden fielen in Pommern ein. Die Reichsarmee rückte durch Thüringen gegen Sachsen und Brandenburg an. Mit ihr hatte sich ein Heer Franzosen vereinigt. Eine andere französische Armee, noch zahlreicher als diese, hatte den unerfahrenen englischen General, Herzog von Cumberland, dessen 40,000 M. starke Armee aus Hannoveranern, Braunschweigern, Hessen, Gothaern und einigen Tausend Preußen zusammengesetzt war, bei Hastenbeck, unweit Hameln, am 26. Jul. weggedrängt *), und bereits alle westphälischen Provinzen überfluthet, und schwelgten darin mit ächt gallischer Ausgelassenheit. Neue Unfälle folgten rasch aufeinander. Den wichtigen Paß von Gabel, unweit Zittau, hatte preußische Tapferkeit mit 4 Bataillons gegen die rastlosen Angriffe von 20,000 M. drei Tage lang vertheidigt. Aber der Prinz von Preußen, des Königs ältester Bruder, versäumte, die dringend-nöthige Unterstü-

---

*) Geschlagen kann man nicht sagen, denn er zog sich aus Feigheit und völliger Unkenntniß gerade in dem Augenblicke zurück, da sich der Sieg für ihn entschied. Zu Hameln vergoß er über seine begangene Albernheit bittere Thränen.

tzung zu senden, und der Paß ging verloren. Was half's, daß Friedrich, als er sich bei Bautzen mit seines Bruders Korps vereinigt hatte, gegen einen von dessen Generalen in die zu harten Worte ausbrach: „Sage er den übrigen Generalen der Ar„mee meines Bruders, daß sie alle, Winterfeld aus„genommen, verdienten, daß ich ihnen den Kopf „vor die Füße legen ließe.“ Was half's, daß er sogar dem Bruder, auf seine Bitte um Entlassung, äusserte: „Mein lieber Bruder! Ihr schlechtes Be„tragen hat meine Angelegenheiten sehr in Verfall „gebracht. Es sind nicht die Feinde, es sind Ihre „schlechten Maaßregeln, die mir allen Verdruß ver„ursachen. Meine Generale sind nicht zu entschul„digen, entweder, weil sie Sie so übel berathen, „oder weil sie zugelassen haben, daß Sie so schlech„te Entschliessungen ergreifen konnten. Ihre Ohren „sind nur gewöhnt, die Reden der Schmeichler an„zuhören. Daun hat ihnen nicht geschmeichelt, und „Sie sehen die Folge davon. In dieser traurigen La„ge bleibt mir nichts übrig, als mich zum Letzten „und Aeussersten zu bestimmen. Ich will schlagen; „und wenn wir nicht überwinden können, so wollen „wir uns alle zusammen begraben lassen. Nicht be„klage ich mich über Ihr Herz, aber wohl über Ih„re Unfähigkeit und über Ihren Mangel an Beur„theilung, die besten Mittel auszuwählen. Wer „nur noch wenige Tage zu leben hat, braucht nichts „zu verhehlen. Ich wünsche Ihnen mehr Glück, als „ich gehabt habe; und daß alle unangenehmen Er-

„eignisse, die Sie erfuhren, Sie lehren mögen, wich=
„tige Angelegenheiten mit mehr Sorgfalt, Vernunft
„und Entschlossenheit zu behandeln. Der größte
„Theil der Unfälle, die ich voraussehe, kommt blos
„von Ihnen. Sie und Ihre Kinder werden davon
„mehr als ich betroffen werden. Seyen Sie indeß
„überzeugt, daß ich Sie beständig geliebt habe, und
„daß ich mit diesen Gefühlen sterben werde *).“

Die Unfälle des Kriegs fuhren fort, Friedrichen zu verfolgen. Die schöne, offene und reiche Manufakturstadt Zittau, worin einige preußische Bataillone lagen, um das dasige Magazin zu decken, war in wenigen Stunden von den Bomben und glühenden Kugeln der Oesterreicher in einen Schutthaufen verwandelt, worunter 3,000 gewerbfleißige Bürger begraben wurden — ein schauerliches Seitenstück zu Davoust's Vandalismus. Furchtbarer noch hausten die Russen in Preußen. Feldmarschall Lehwald hatte mit 24,000 M. die große russische Armee in ihren Verschanzungen bei Großjägerndorf am 30. August angegriffen. Schon war der Sieg sein, als ein unseliger Irrthum, veranlaßt durch einige, von den Russen abgebrannte Dörfer, die Preußen so in Unordnung brachte, daß sie ihre eignen Geschoße gegegen einander kehrten. Die Schlacht ging verloren, und ganz Preußen wurde ein Schauplatz un=

*) Gramvoll ging der Prinz, begleitet von der innigsten Liebe und Achtung seiner Waffengefährten, nach Berlin zurück, und starb bald nachher vor Kummer.

aussprechlichen Jammers. Die Feinde waren Tiger geworden. Jemehr sie Blut sahen, desto höher stieg ihre Mordlust. Kein Greis, kein Weib, kein Kind wurde verschont. Dörfer anzünden, und sie umstellen, um die Einwohner nicht entfliehen zu lassen: sehen, wie die Verzweifelnden die Hände ringen: hören, wie ihr Angstgeschrei die Luft durchtönt: das Lodern der Flammen, das Brüllen des lebendig-verbrennenden Viehes, alles, wovor Menschen zurückschaudern, schien diesen Wüthrichen ein ergötzendes Spiel. Unschuldigen, wehrlosen Menschen Arme und Beine, Nase und Ohren abhauen, ihnen das bebende Herz aus dem Leibe reissen, sie an die Bäume aufhängen, oder lebendig auf glühende Kohlen legen und langsam braten, kleine Kinder und Säuglinge lebendig an Spieße stecken und zur Schau umhertragen, war den Kannibalen fröhliche Unterhaltung; das ganze Land in eine Wüste verwandeln, angenehmes Geschäft. Wie blutete Friedrichs Herz bei solchen Nachrichten! und wie sollte er helfen? Noch immer verfolgte ihn das Unglück des Kriegs. Herzog von Cumberland, durch seine Unwissenheit von Fehlern zu Fehlern fortgerissen, war am 8. Sept. gezwungen worden, mit seiner ganzen Armee zu kapituliren. Von allen Seiten drangen die siegenden Heere der Feinde gegen das Herz der preußischen Monarchie herein. Sogar der Reichshofrath erhob sich wieder zu dem Muthe, über den Geschlagenen die Reichsacht auszusprechen, und erließ zu Wien folgendes Erkenntniß:

„Es erfolge die Vorladung gegen Herrn Friedrich, „Churfürsten von Brandenburg, in dem Termine „von 2 Monaten zu erscheinen, um zu sehen und „zu hören, wie er in die Strafe der Reichsacht „verfallen erklärt, und aller seiner Lehen, Rechte, „Gnaden, Privilegien und Anwartschaften entsetzt „würde." Ganz Europa hielt Friedrichen für verloren. Aber ganz Europa vergaß, daß der wahrhaft-große Mann im finstern Schooße des Unglücks nur neuen Stoff zu höherem Ruhme sammelt.

Am Rande des Abgrunds erhob sich Friedrich, gestützt auf sein unerschöpfliches Genie, und seines Volkes Patriotismus. In der That gab dieses Volk damals ein Vorspiel von seinen Großthaten in unsrer Zeit. Alle, vom Feinde noch unbesetzten Provinzen, wetteiferten in freiwilligen Aufopferungen. Allenthalben bildeten sich Haufen Freiwilliger zu Fuß und zu Pferd, vorzüglich Husaren. Wer im Stande der Adelichen das Schwerdt noch schwingen konnte, eilte herbei zum großen, entscheidenden Kampfe für das hartbedrängte Vaterland. Greise stellten sich an die Spitze der jugendlichen Schaaren, und verjüngten sich im Hochgefühle für König, und Freiheit und Ehre. Ein Volk und ein König, die sich so in des Unglücks Feuerprobe bewähren, sind es würdig, des Ruhms unsterbliche Palme der Hand des zögernden Glücks zu entwinden.

Schon erhellte sich für Friedrich der Horizont gegen Norden. Die ganze russische Armee trat mit Einmal ihren Rückzug an, und so eilig, daß er

mehr eine Flucht, als ein Rückzug war. Denn sie ließen 15,000 Verwundete und Kranke, 80 Kanonen und den größten Theil ihres Gepäcks zurück. Ein sonderbares Schauspiel! Die Sieger flohen, von den Besiegten triumphirend bis zur Grenze verfolgt. — Das englische Gold war es, und Peter, der Großfürst, welche den Rückzug der Russen bewirkten. Peter war nämlich ein leidenschaftlicher Verehrer des großen Friedrich, und ein eben so großer Feind der Dänen. Er besorgte aber, Friedrich möchte sich mit diesen gegen Rußland verbinden. Und um dies zu verhüten, versprach er ihm heimlich, Englands Bemühungen zu unterstützen, und den Rückzug der russischen Armee zu veranlassen. — Nun hatte der 80 jährige Feldmarschall Lehwald Muße, die Ukermark und Vorpommern von den Schweden zu reinigen — ein leichtes Spiel. Aber der Hauptschlag mußte von Friedrichs Hand geschehen, und zwar entweder gegen den Oesterreicher Daun, der zwischen Ostritz und Görlitz an der Neisse, oder gegen den Franzosen Soubise, der mit dem Reichs-Feldmarschall, dem Prinzen von Hildburghausen, bei Erfurt stand. Rasch sammelte der König sein kleines Heer, und zog gegen Daun, entschlossen, ein entscheidendes Treffen zu wagen. Aber Daun's Stellung war unangreifbar; und alle Versuche, ihn ins Freie zu locken, waren vergebens. Dem Könige blieb nichts anderes übrig, als ihm gegenüber ein Beobachtungskorps stehen zu lassen, und nach Sachsen zu eilen, um sich wenigstens von dieser

Seite Luft zu machen. Den tapfern Seidlitz sandte er voraus nach Leipzig. Er selbst rückte gegen Erfurt an. Der Feind zog sich gegen Gotha zurück. Soubise saß gerade mit seiner Generalität an der herzoglichen Tafel im Schlosse, und opferte in süßem Vergessen dem lüsternen Gaumen. Da sprengte Seidlitz mit 1,500 Husaren an die Thore von Gotha. Galliens Feldherren sprangen auf von der duftenden Tafel, sammelten alle Franzosen in Gotha, es waren ihrer 8,000, und — flohen dahin mit ächt französischer Schnelligkeit. Seitzlitz aber und seine Preußen leerten lachend die köstlichen Schüsseln. Das erbeutete Gepäcke voll Haarbeutel und Pudermäntel, voll Perücken und Sonnenschirme, voll Schlafröcke und seidener Strümpfe, voll wohlriechender Wasser und Pomaden, gab er einen Husaren zur lustigen Beute. Den gefangenen Troß von Lakaien, Köchen, Haarkräußlern und Komödianten schickte er frank und frei den Kriegern Galliens nach.

Aber inzwischen hatten sich auch zu Berlin Gäste eingefunden, nicht minder unerwartet als Seidlitz in Gotha. Der kühne Haddick, ein ungarischer General, streifte mitten durch die Lausitz, und stand am 16. Okt. mit 4,000 M. vor Berlin. Die Bürger rotteten sich flugs zusammen, den verwegenen Feind zu verjagen, aber der Stadtkommandant Rochau verhinderte jede Gegenwehr, und die Oesterreicher drangen durch zwei Thore in die Stadt. Im Augenblicke des ersten Schreckens erpreßte Had=

dick 200,000 Thlr. als Brandschatzung, 12,000 Thlr. für sich, 3,000 Thlr. für seinen Adjutanten, und für seine Monarchin zwei Dutzend Berliner, mit dem Stadtwappen gestempelte Damenhandschuhe *). Schnell war Haddick erschienen; noch schneller verschwunden. Seidlitz flog mit seinen Husaren herbei; aber Haddick war schon entflohen. Sein Aufenthalt hatte einen Tag und eine Nacht gedauert. Er hätte in seinem Verschwinden seinen stolzeren Kriegsgefährten Soubise und Hildburghausen zum warnenden Meteore dienen können. Denn, wie jener vom Berliner, so entschwanden diese vom sächsischen Horizonte, nur mit dem Unterschiede, daß jener, seine Schwäche kennend, den Schlägen weislich auswich, diese aber, erst durch die Schläge aus ihren Siegsträumen aufgeschreckt, und zur Erkenntniß ihrer selbst gebracht, mit Schande bedeckt, entflohen. Friedrich lockte sie durch verstellten Rückzug aus ihrer vesten Stellung, und lagerte sich mit 22,000 M. bei Roßbach, unweit Weimar, und lauerte. Ha! dachten die 60,000 Feinde, er fürchtet uns. Auf! daß er uns nicht entrinne, laßt uns sein kleines Häuflein von allen vier Seiten umklammern, und so sie fangen, die kleine Wachparade von Berlin, mit ihrem abentheuerlichen Wagehals. — Es war der 5. Nov. Siehe! schon zieht das prangende Heer mit klingendem Spiele daher; schon dehnen sich seine beiden

*) Als sie der Kaiserin überreicht werden sollten, ergab sich, daß sie alle nur für die linke Hand paßten — sagt man.

Arme drohend um das preußische Lager, und streben, im Rücken die siegende Hand sich zu reichen. Die Preußen bleiben ruhig um ihr Mittagsmahl gelagert, an der schönen Musik und den prangenden Zügen der Feinde sich ergötzend. Der Feind hielt es für dumpfe, hingebende Verzweiflung. Endlich, nachdem sie den Magen bedient hatten, standen sie auf, auch den Feind zu bedienen. Ein Wink von ihrem Friedrich — da standen sie schlagfertig. Ein Nu, und Seidlitz schwang seinen furchtbaren Säbel über den Häuptern der feindlichen Reiterei. Unbemerkt hatte er hinter Anhöhen gelauert; und ehe es den Ueberraschten deutlich wurde, woher dieser Wetterstral des preußischen Heeres kam, waren sie schon niedergeschmettert, zersprengt, in die wildeste Flucht gejagt. Und ehe das staunende Fußvolk sich ermannte, wütheten preußische Kugeln in seinen Flanken. Zwei Regimenter schwere Cavallerie vollendeten die schimpfliche Niederlage. Alles, in chaotische Verwirrung durcheinander geworfen, floh hiehin und dahin, vereinzelt und in Haufen, so weit die Füße zu tragen vermochten. Die preußischen Husaren ihnen auf der Ferse. Der Himmel erbarmte sich der Geängsteten, und hüllte ihre Schmach in dichten Nebel. Bald eilte auch die Nacht zu ihrem Schutze heran, und verbarg sie unter ihren schwarzen Mantel vor den Säbeln der Verfolger. Freilich wurde es nicht allen so wohl. Denn 7,000 von ihnen wurden ereilt, und flehten zum Theil auf den Knien um ihr liebes Leben; 2,000 andere sanken,

eine Beute des Todes. Die Sieger hatten nicht mehr als 91 Mann verloren. Nie noch hat sich eine disciplinirte Armee mehr mit Schande bedeckt. Das Schlachtfeld war übersäet von lästig gewordnen Flinten und Degen, und Mützen und Gewändern. Mancher Husar oder Dragoner zog einzeln daher mit einem Haufen von 30 und mehr Gefangenen. Die Beute war unermeßlich. Auch mehr als 60 Kanonen waren darunter. Aber das meiste Vergnügen fanden die Husaren an der großen Menge erbeuteter Ludwigskreutze. Die ganze feindliche Armee war im eigentlichsten Sinne zerstoben, wie Spreu vom Sturmwinde. Bis in das Herz von Süd-Teutschland flohen die Geschlagenen, einzeln und in Haufen *). Ueber diese lächerliche Niederlage der Franzosen vernahm man nur Eine Stimme in ganz Teutschland, die der Freude. Wie tief im teutschen Charakter der wohlverdiente Nationalhaß gegen das Unheil bringende Volk der Franzosen gegründet sey, zeigte sich sogar auf dem Schlachtfelde von Roßbach. Ein preußischer Husar war eben im Begriff, einen fliehenden Franzosen zu packen. Da sah er einen österreichischen Kürassier mit blankem Säbel heransprengen, den Franzosen zu schützen, und rief ihm entgegen: „Bruder Teutscher, laß mir den Franzosen!" — „So nimm ihn" — entgegnete der De-

*) Soubise wurde bald nachher, wie es scheint, zur Belohnung seiner militärischen Weisheit und Tapferkeit zum Marschall von Frankreich ernannt.

sterreicher, und wendete sein Pferd. Doch ist keine Nation so schlecht, sie zählt auch manchen Braven. Friedrich selbst stieß auf einen französischen Grenadier, der sich wie ein Löwe vertheidigte. „Glaubst „du dich denn unüberwindlich?“ — rief der König ihm zu. „Ja, Sire, unter Ihrer Anführung!“ — erwiederte der Brave. — Friedrich, den Franzosen in der Schlacht ein Orkan, war ihnen, nach derselben, ein Schutzgeist. Er selbst suchte auf dem Schlachtfelde die Hülfsbedürftigen auf, sprach ihnen Trost zu, und sorgte liebreich für die Linderung ihrer Leiden; besuchte die verwundeten französischen Oberoffiziere, und bezauberte sie durch seine Artigkeit. General Cüstine erhob sich sterbend auf seinem Lager, und rief mit Begeisterung: „Ach, Sire! „Sie sind größer als Alexander; dieser quälte seine „Gefangenen, Sie aber gießen Oehl in ihre Wun„den.“ — Aber nicht Friedrich allein war glücklich gegen die Franzosen. Auch der treffliche Herzog Ferdinand von Braunschweig, ein Bruder des regierenden Herzogs, den der König den verbündeten hannövrischen, hessischen und braunschweigischen Truppen, zu welchen der König einige preußische Cavalerie-Regimenter hinzufügte, anstatt des unwissenden Cumberland zum Feldherrn gab, kämpfte glorreich gegen sie.

Den König selbst aber rief das hart-bedrängte Schlesien. Winterfeld war in einem hitzigen Gefechte mit dem weit überlegenen Feinde am rechten Ufer der Neiße gefallen. Der König, sein Freund,

empfand seinen Verlust tief: „Nie“ sprach er, „nie „finde ich wieder einen Winterfeld.“ Bevern war zu wenig Feldherr, um mit seinen 50,000 M. dem Andrange der Uebermacht zu wehren, und sah sich bald bis unter Breslau's Mauern zurückgetrieben. Die Vestung Schweidnitz mußte sich am 12. Nov. ergeben. Der Herzog selbst wurde 10 Tage darauf vom Prinzen von Lothringen mit solcher Uebermacht angegriffen, daß er, ungeachtet der unerschütterlichen Tapferkeit seiner Preußen, über 10,000 M. und 80 Kanonen verlor, und ohne Ziethens Muth und Genie ganz aufgerieben worden wäre. Freilich hatten auch die Oesterreicher einen Verlust von 18,000 M. erlitten; aber sie hatten doch, wenigstens auf der Seite, wo Bevern kommandirte, das Schlachtfeld gewonnen. Bald darauf gerieth er selbst beim Rekognosziren in feindliche Gewalt, wie es scheint, nicht ohne seinen Wunsch. Er mochte die Ungnade des Königs scheuen. Breslau selbst ging verloren. General Lestwitz, der Gouverneur, übergab es ohne Aufforderung, und wanderte nachher dafür nach Spandau. Aber schon eilte auch Schlesiens Schutzgeist heran. Erst noch weilte er in Leipzig, und 12 Tage darauf stand er drohend an der Oder, zwar nur mit 33,000 M., aber jeder war ein Held, entflammt für ihn, von seinem Geiste durchglüht. Er stand in der Mitte seiner Feldherren und Offiziere: „Kriegskameraden!“ — sprach er — „ich bin entschlossen, den Feind anzu„greifen, wo ich ihn finde, und hätte er sich auf

„dem steilsten Berggipfel mit Felsen und Batterien „umschanzt. Ich weiß es, meine Lage ist so, daß „sie einen Fürsten, der seine Hoffnungen nur auf „gemeine Stützen gründet, zur Verzweiflung brin„gen könnte. Mich nicht! Ich stütze meinen Muth „auf die Gerechtigkeit meiner Sache, auf die Treue „meiner Unterthanen, und auf die Tapferkeit mei„ner-Armee. Die Plane, welche die Arglist mei„ner Feinde gegen mich ausbrütet, suchen sie mit „Uebermacht durchzusetzen. Schon haben sie im „Geiste mein väterliches Erbe getheilt, des Thrones „mich entsetzt, und den beraubten Markgrafen von „Brandenburg der Nachwelt zum Spott hingege„ben. Aber ich weiß auch, daß es dahin nicht „kommen kann, so lange das Blut meiner Ahnen „mir durch die Adern rollt, so lange mein Volk „für König und Vaterland glüht, und so lang in „meiner Armee noch Einer ist, dem ein preußisches „Herz in der Brust schlägt. Ich kann dem eisernen „Verhängniß unterliegen, aber ein brandenburgischer „Fürst erträgt kein entehrtes Leben; er weiß mit Ehre „zu sterben." Undin seinen Helden flammt hoch auf der Geist der Spartaner. Manchem entstürzt eine glühende Thräne; denn Vaterlandsliebe und Königstreue und Schlachtenlust pressen krampfhaft die überwältigten Herzen. Die Hand am Degen, schwören die Helden ihrem Heros Sieg oder Tod. Und das ganze Heer ruft mit flammendem Muthe: „Sieg, oder Tod!"

So vorbereitet führt Friedrich seine Schaaren dem übermüthigen Feind entgegen. Dieser, 90,000

M. stark, erhebt sich von seinen unbezwinglichen Höhen, und zieht, unwillig, sich von einem so unbedeutenden Haufen in Beziehung der Winterquartiere verhindert zu sehen, höhnend herab, die letzten krampfhaften Zuckungen des Ohnmächtigen durch einen Gewaltstreich zu enden, und seine ärmliche Berliner Wachtparade gefangen wegzuführen. Friedrich aber frohlockt im Geist, als er den Feind so sicher daherziehen sieht; freudig ruft er: „Der Fuchs ist „aus seinem Loche gekrochen; nun fühle auch sein „Uebermuth die verdiente Strafe!" — In den Ebenen des Dorfes Leuthen stand am 5. Dec. das feindliche Heer in unabsehbarer Linie, gleich einem ehernen Walde. Friedrichs Feldherrnblick maß die Stellung des Gegners, und im Nu hatte sein Geist den Plan zur Schlacht geboren. Es war sein Meisterstück, seines unerschöpflichen Genius neue, eigne Erfindung. In kleinen, dicht aufeinander geschobenen Haufen rückt die preußische Macht in schiefer Richtung heran, dem Auge des stolzen Feindes eine unansehnliche, chaotische, fast verächtliche Soldatenmasse. Er versteht Friedrichs Kunst so wenig, daß er seine Bewegungen mitleidig belächelt, und für feigen Rückzug nimmt. „Lassen wir sie ziehen! „sie marschiren ab!" — sprach selbst der erfahrene Daun zu seinem Oberfeldherrn, dem Prinzen. Aber nun hatte der König den gewählten Punkt erreicht; und siehe! auf seinen Wink entfalten sich seine gedrängten Haufen, und dehnen sich, den feindlichen Flügeln gegenüber, mit Blitzesschnelle aus, beide

bedrohend, in furchtbarer Stellung. Des Feindes Spott wandelt sich schnell in Staunen, und Staunen in Schrecken. Denn in demselben Augenblicke sehen sich beide Flügel zugleich mit einer Wuth angegriffen, die all' ihre Geisteskraft niederschmettert. Der einzige Nadasti ahnet plötzlich, daß der König seinen, den linken Flügel zum Hauptzielpunkt erwählt habe; und seine Ahnung log nicht. Aber der Anführer des rechten Flügels, Luchesi, ein größerer Wort- als Thatenheld, sendet Boten auf Boten an den Prinzen: Hülfe! Hülfe! die preußische Hauptmacht habe sich stürmend auf ihn geworfen. Dasselbe behauptet Nadasti, und fordert gleichfalls Verstärkung. Des Prinzen Entschliessung schwankt lange zwischen den sich widerstreitenden Forderungen seiner beiden Unterfeldherrn. Luchesi's Ungestümm entschied. Man entzog dem tapfern Nadasti einige Cavallerie-Regimenter, und Daun selbst eilt dem bedrängten Luchesi zu Hülfe. Das war's, was Friedrich wollte. Nun war des Feindes linker Flügel ohne Rettung verloren. Zu spät erkannte der Prinz seinen Fehler, er sandte dem verkannten Nadasti Regimenter auf Regimenter zu Hülfe. Vergebens. So wie sie aufmarschirten, waren sie des preußischen Schlachtenmuthes sichere Beute. Das Dragoner-Regiment Baireuth allein nahm zwei ganze feindliche Infanterie-Regimenter mit allem, was dazu gehörte, gefangen; und was des Armes Kraft nicht vermochte, vollendeten die preußischen Batterien. Das Dorf Leuthen, vollgepropft von feindlichen Hau-

fen, wurde im Sturm genommen. Der linke, geschlagene Flügel, riß den rechten zu gleichem Ruin unaufhaltsam mit sich fort. Selbst der letzte Versuch, eine im Rücken gelegene Anhöhe zu behaupten — es koste auch, was es wolle — verdoppelte nur den ungeheuern Verlust der Feinde, die wie Verzweifelte fochten. Die scheidende, in Ströme Blut sich tauchende Sonne umgab den Helden des Tags mit einer Glorie, die den Glanz aller seiner frühern Siege hoch überstrahlte. Denn dieser Sieg war lediglich die Frucht seines alles überwiegenden Feldherrntalentes, und stellt ihn neben Epaminondas und Hannibal. Aber auch seine Preußen hatten diesmal sich selbst übertroffen. Dort riß einem preußischen Grenadier eine Kanonenkugel das eine Bein weg. Er stürzt zusammen, aber erhebt sich wieder; sein Gewehr ist seine Krücke. Auf diese gestützt, postirt er sich neben an den Weg, und ruft den vorüberziehenden Kolonnen zu: „Brüder, kämpft als brave Preußen! Siegen oder Sterben für den König!" Hier liegt ein anderer Grenadier. Ihm sind beide Beine abgeschossen; aber getrost raucht er sein Pfeifchen fort. „Wie Kamerad!" — spricht ein feindlicher General ihn an — „und du kannst noch rauchen, so nah' dem Tode?" — „Was schadet's" — entgegnet er — „sterb' ich doch für meinen König!" Dort ziehen die preußischen Helden, im Hochgefühle des glorreich-errungenen Sieges, still und feierlich über die Wahlstatt hin, eine heilige Schaar. Einer aus ihrer Mitte, auch ein gemeiner Grenadier, stimmt

plötzlich an aus voller Seele: „Herr Gott, Dich „loben wir!“ — Es war ein heiliger Funke, der schnell in Aller Herzen zündete, und aus dem Munde der Vieltausende steigt der Andacht froher Hochgesang zum Himmel empor. Selbst die verwundet auf dem Schlachtfelde lagen, stimmten mit ein, und vergaßen, durch die Tröstungen des heiligen Liedes ergötzt, ihre Schmerzen. Aber Friedrich rief beim Anblick der viel tausend Unglücklichen seufzend aus: „Wann, ach wann werden einmal meine Qualen „sich enden!“ —

Die Folgen dieser Meisterschlacht waren sehr groß. Bey 10,000 M. lagen auf der Wahlstatt, todt oder verwundet. An 7,000 derselben waren Oesterreicher. Gegen 22,000 waren in preußische Gefangenschaft gerathen; 6,000 M. gingen nach der Schlacht freiwillig zu den Siegern über. An 60 Fahnen und Standarten, und mehr als 130 Kanonen waren erobert. Dazu kamen noch über 3,000 Wagen, die nebst weitern 2,000 Gefangenen dem fliehenden Feind abgenommen wurden. Breslau selbst ergab sich zwei Wochen hernach, mit 13 Generalen, 700 Offizieren und 18,000 Mann, die sämmtlich vor dem Ueberwinder das Gewehr streckten. In der Stadt selbst fand er, ausser dem, seit der Uebergabe an die Feinde darin gebliebenen preußischen Geschütze, noch mehr als 80 österreichische Kanonen, mehr als 10,000 Pferde, ungemein viele Packwagen, und eine Kriegskasse von ungefähr 150,000 Gulden. Bald darauf ging auch auch Liegnitz über, und Schweidnitz

wurde berennt. Ganz Schlesien war gewonnen, die feindliche Armee so gut als vernichtet, und ganz nach Böhmen zurückgeschlagen. Oesterreich sank vom Uebermuthe zum Kleinmuth herab, und Friedrich stand herrlicher und furchtbarer da, als je. Vor Kurzem noch schwankte er am Rande des Verderbens, geschlagen, von Uebermacht niedergedrückt, fast aller seiner Staaten beraubt. Denn ganz Preußen, Schlesien, alle westphälischen Provinzen, selbst Magdeburg und Halberstadt, auch Vorpommern waren in feindlicher Gewalt, und selbst Berlin genommen. Und nun, am Ende desselben Jahres, seine Feinde gedemüthigt, und er wieder Herr seiner Staaten.

Nun schrieb er eigenhändig an Theresia: „Ich „schreibe diesen Brief gewiß zu einer sehr ungelegenen Zeit. Denn Sie haben wahrlich alle Ursache, „über mich böse zu seyn. Allein nie konnte ich das „Gefühl der Hochachtung unterdrücken, das ich für „eine Prinzessin von so seltenen Verdiensten hege. „Beim Tode Ihres Herrn Vaters kannte ich Ihre „Talente noch nicht. Allein, die nahe Verwandtschaft und die Gefahr, worin ich sie erblickte, bewogen mich zu dem Entschlusse, Ihnen meine Freundschaft anzubieten. Wäre ich galant, so würde ich „gestehen, daß der Ruf Ihrer Schönheit mich dazu aufmunterte. Wahr ist's, Ihr Staatsrath erschrack über die Forderung von zwei Herzogthümern. Allein, wohl überlegt, glaube ich, wird „die Welt einsehen, daß meine Ansprüche nicht un-

„gerecht waren. — — Sie hatten zwar einige „Vortheile in Schlesien. Indeß waren sie nicht „von langer Dauer, und schrecklich bleibt mir die „letzte Schlacht wegen des vielen vergossenen Blu= „tes. Meine Vortheile habe ich mir zu Nutzen ge= „macht, und Breslau wieder eingenommen, wobei „ich viele Gefangene machte, und darunter Leute „von sehr hohem Range. Bei Liegnitz zeigte ich, „daß ich der Tyrann nicht sey, für den man mich „ausgibt. Auch Schweidnitz hoffe ich wieder in „meine Gewalt zu bekommen, das mich in den „Stand setzen wird, wieder in Böhmen und Mäh= „ren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine wer= „the Muhme! Lernen Sie erkennen, wem Sie sich „vertrauen. Sehen werden Sie, daß Sie Ihre „Länder ins Verderben stürzen, daß sie die Ursache „alles Blutvergießens sind, und daß sie den nicht „überwinden können, der als Ihr naher Verwand= „ter und — wenn Sie ihn zum Freunde hätten ha= „ben wollen — mit Ihnen die Welt zittern gemacht „hätte. Ich schreibe das aus dem Grunde meines „Herzens. Möchte es den Eindruck machen, den „ich erwarte. Wollen Sie es aufs Aeusserste trei= „ben, so werde ich alles versuchen, was meine Kräf= „te vermögen. Stehen Ihnen Ihre Bundesgenos= „sen bei, wie es ihre Schuldigkeit fordert, so sehe „ich voraus, daß es um mich geschehen ist. Aber „ich werde keine Schande davon haben, sondern es „wird mir zum Ruhme gereichen, daß ich einen „Churfürsten von der Unterdrückung habe retten wol=

„len; daß ich zur Vergrößerung der Macht des „Hauses Bourbon nichts beigetragen, und zwei Kai„serinnen und drei Königen Widerstand geleistet ha„be. — Ich nenne mich Ihren gehorsamen Bewun„derer und aufrichtigen Freund."

Von Friedrichs Staaten schmachteten nur noch die entfernteren in Westphalen nach Erlösung aus den unwürdigen Händen der Franzosen. Sie wurde ihnen im Frühlinge des Jahres 1758. zu Theil. Der edle Ferdinand von Braunschweig jagte die unheilbringende Nation, die sich durch die entehrendsten Erpressungen, Räubereien und Schandthaten brandmarkte, ohne Schlacht, und doch mit einem Verluste von 11,000 M. von ihrer Seite, über den Rhein, ging selbst über diesen Strom, schlug den Feind bei Crefeld, eroberte Düsseldorf und Püremonde, und drang bis gegen Brüssel vor. Allein eine französische Armee, die von Hanau nach Hannover heranrückte, mit welcher sich 15,000 Würtemberger vereinigt hatten, und von welcher das allzuschwache Corps der Hessen zurückgedrängt worden war, nöthigte ihn, alle errungenen Vortheile aufzugeben, und wieder über den Rhein zurückzugehen. Doch stieß bald eine Verstärkung von 12,000 Engländern zu ihm; und nach 3 Monaten hatte er die Franzosen durch künstliche Bewegungen über den Main zurückgewiesen, und sich im Besitz von ganz Niedersachsen und Westphalen behauptet.

Indessen war auch Friedrich gegen Oesterreich mit gewohnter Kraft aufgetreten, doch mit minderm

Glücke. Schweidnitz wurde zwar erobert, und die Besatzung gefangen gemacht. Auch der unerwartete Einfall in Mähren gelang; aber an der Vestung Ollmütz scheiterte Friedrichs Vorhaben. Laudon nahm ihm einen ungemein wichtigen Transport von Geschütz und Proviant, nebst einer ansehnlichen Kriegskasse weg, und zwang ihn dadurch, die Belagerung aufzuheben. Beobachtet vom schlauen Daun, in weiten Kreisen von zahlreichen Haufen umringt, machte Friedrich einen Rückzug, der allein für einen Triumph gelten kann. Den Feind wußte seine List durch den Glauben zu täuschen, daß er gegen Troppau nach Schlesien dringen werde. Er eilte indessen durch Böhmen, und kam über Königingrätz und Landshut in Schlesien an, ohne von seinem großen Verpflegungs- und Belagerungstroß — er hatte allein 4,000 Wagen bei sich — etwas zu verlieren.

Inzwischen hatten sich am Petersburger Hofe die günstigen Verhältnisse, die durch den Einfluß des Großfürsten für den König daselbst eingetreten waren, wieder völlig aufgelöst. Die Russen traten mit erneuter Kraft auf den Kriegsschauplatz, und waren bereits, durch das unbewachte Preußen, in Pommern und die Neumark eingedrungen. Preußen behandelte der russische General Fermor als eine russische Provinz, also mit möglichster Schonung. Aber kaum hatte er die Grenzen dieses Königreichs überschritten, so bezeichneten Raub, Brand und Mord den Pfad seines Heeres, das nicht we-

niger als 80,000 M. zählte. Einem Lavastrome gleich stürzte sich diese Barbarenhorde auf das zitternde Cüstrin, und in wenigen Tagen lag die unglückliche Stadt in Asche; die Einwohner waren entweder todtgeschossen, oder von den einstürzenden Häusern erschlagen, oder in den wüthenden Flammen verbrannt, oder vor Schrecken umgekommen, oder endlich in wilder Verzweiflung entflohen. Aber die Vestungswerke waren noch unbeschädigt; und auch das angedrohte Sturmlaufen konnte den Kommandanten nicht abschrecken. General Dohna, der so eben Stralsund belagerte, hob schnell diese Belagerung auf, und eilte dem geängsteten Cüstrin zu Hülfe. Aber was vermochte sein kleiner Haufe gegen eine solche Uebermacht! Doch Friedrich selbst flog zur Rettung herbei. Die 14,000 Helden, die er mit sich führte, glühten vor Rache. Er kam, sah, und siegte. Es war der 25. August, als bei Zorndorf eine der blutigsten Schlachten des ganzen Kriegs geschlagen wurde. Der König war nur 30,000 M. stark. Aber den Mangel an Mannschaft ersetzten ihm seine Batterien. Diese wütheten mörderisch in dem ungeheuern Viereck der Russen; und hätte nicht der linke Flügel der Preußen in der Hitze des Treffens eine seiner Flanken zu sehr entblößt, so wäre der Sieg schnell und leicht gewonnen worden. Nun aber fand die russische Reiterei Gelegenheit, in das preußische Fußvolk einzuhauen, und Fermor träumte schon vom Siege. Aber seine Hoffnungen scheiterten an der Tapferkeit des preu-

ßischen Fußvolks. Bald kamen seine eignen Leute in Verwirrung, und Seidlitz vollendete mit seiner Reiterei. Ihm gelang, was man bisher für unmöglich hielt — er erstürmte mit seinem Cürassier-Regimente eine schwere Batterie. Ein paar andere Cavallerie-Regimenter jagten mitten durch die Flammen des hochauflodernden Zorndorfs; und so hieb die preußische Cavallerie von allen Seiten in das feindliche Fußvolk ein, das wie eine Mauer stand, und, statt zu weichen, lieber sich niedermetzeln ließ. Pardon wurde nicht gegeben, nicht einmal verlangt. Der rechte Flügel der Russen war bereits vernichtet. Schwere Arbeit noch machte der linke. Die preußische Infanterie schien ihre Kraft vergessen zu haben. Schon hatten die Feinde einige Batterien erobert; und die ganze preußische Schlachtordnung wich zurück, und kam in Verwirrung. Wäre Seidlitz nicht wie ein Ungewitter herangestürmt, die Schlacht wäre verloren gewesen. Er schlug den siegreichen Feind zurück, und die Infanterie stürmte nach mit gefälltem Bajonet. Der Würgengel schwang auf's Neue sein furchtbares Panier. Es war keine Schlacht mehr; es war ein Rasen: kein Kampf, sondern ein Zerfleischen. Wer keine Waffe mehr hatte, biß mit den wüthenden Zähnen. Endlich kehrte der Tag sein Antlitz von dem Mordgetümmel, und die Nacht warf erbarmend ihren Schleier über die gräßliche Scene. Das letzte Opfer waren 1,000 Kosaken, die sich aus einer Schäferei wie Verzweifelte wehrten, und zum Theil niedergehauen, zum Theil mit dem Ge-

bäude verbrannt wurden. Mit anbrechendem Morgen führte Friedrich sein Heer aufs Neue dem Feind entgegen. Aber die Blutarbeit von gestern hatte alle Kräfte verzehrt; und die Russen zogen ab. — Nahe an 30,000 Todte und Verwundete deckten das Schlachtfeld, darunter 10,000 Preußen. Der König hatte, mit Aufopferung von 1,500 Gefangenen und 26 Kanonen, 103 Kanonen und 3,000 Gefangene, nebst 27 Fahnen, der Kriegskasse und vielem Gepäcke erbeutet. Die Kraft des feindlichen Heeres war gebrochen, und Friedrich eilte nach Sachsen zurück, das indessen von zwei Heeren, von dem österreichischen unter Daun, und von der Reichsarmee unter dem Prinzen von Zweibrücken war überschwemmt worden. Ein Kurier, den der österreichische Feldherr an Fermorn geschickt hatte, mit der Warnung, jeder Schlacht mit dem schlauen Friedrich auszuweichen, und mit der Bitte, ihn so lange zu beschäftigen, bis Sachsen besetzt sey; dieser Kurier gerieth in des Königs Hände, und wurde von ihm mit dem lakonischen Schreiben zurückgesandt: „Sie haben Ursache gehabt, Fermorn zu warnen, „sich vor einem schlauen Feinde zu hüten, den Sie „besser kennen, als er; denn er hat Stand gehal„ten, und ist geschlagen worden.“

Noch hatte sich Daun von seiner Verwunderung nicht erholt, so stand auch schon Friedrich vor ihm, eine Schlacht anbietend. Prinz Heinrich, in gewissem Betrachte vielleicht ein größerer Feldherr als sein Bruder, der König, hatte sich gegen die zwei andringenden gro-

Armeen mit seinem unansehnlichen Häuflein so behauptet, daß nur erst ein kleiner Theil Sachsens von ihnen besetzt war. Nicht einmal Dresden hatten sie noch; denn Graf Schmettau kommandirte darin. Dieser läßt Daun melden, wofern er ihn angriffe, so würde er die Vorstädte in Brand stecken. In der That hatte er bereits die prachtvollsten Paläste mit Brennmaterialien anfüllen lassen. Daun dröhte: Werde er die Vorstädte verbrennen, so müsse er selbst, und jeder Preuße es mit seinem Leben bezahlen. Schmettau entgegnet: „Gut denn! „jede Straße wird mir ein Schlachtfeld, jedes Haus „eine Veste, und das königliche Schloß mein Kapitolium seyn, das zuletzt mit mir, dem gesammten Adel und der königlichen Familie in die Luft „fliegt." Dresden zitterte, Daun stutzte, Schmettau blieb unangegriffen. Dafür sollte Prinz Heinrich büßen. Von vornen, im Rücken, und auf beiden Seiten zugleich angegriffen, sollte er vernichtet werden. So eben soll das Unternehmen beginnen; da kommt der König, und vereitelt ist der Plan. Aber auch dem Könige gelang es mit Daun nicht, wie er wünschte. Dieser vorsichtige, bedächtliche Feldherr, stets unangreifbar postirt, konnte auch durch die schlauesten und verwegensten Bewegungen nicht zur offnen Feldschlacht gelockt werden. Voll Unwillen schrieb der König an seinen Freund, Lord Marshall, nach Potsdam: „Ich werde auf dem „Seile tanzen müssen, bis Schnee fällt. Wie gern „gäbe ich die Hälfte des Ruhms, von dem Sie

„schreiben, für ein wenig Ruhe hin!“ Daun schien unreitzbar, furchtsam, schläfrig, und Friedrich wurde sicher, nur allzusicher.

Am 10. Okt. war er mit 30,000 M. bei Hochkirch gelagert, zwischen Bautzen und Löbau. Da stand das feindliche 60,000 M. starke Heer vor ihm, auf unbezwinglichen Höhen, ein furchtbarer Halbmond. Die zwei Spitzen desselben zugleich anzugreifen, so den Feind zurückzudrängen, und nach Schlesien durchzubrechen, dies war Friedrichs kühner Plan. Er selbst hatte an der Spitze seines rechten Flügels bereits seine Absicht erreicht. Ein Gleiches zu thun, war dem linken Flügel, trotz der gewohnten Tapferkeit, unmöglich gewesen. Die feindliche Stellung war zu stark, der Feind zu zahlreich. Um so gefahrvoller war nun Friedrichs eigne Stellung geworden. Die beiden Heere standen einander so nahe, daß sie fast Ein Lager zu bilden schienen, und das preußische wurde von den unerstürmt gebliebenen Anhöhen des österreichischen beherrscht. So blieben die Sachen bis in die Nacht vom 12. auf den 13. Der graue Feldmarschall Keith sprach scherzend zum Könige: „Wenn die Oesterreicher „uns diesmal nicht angreifen, so verdienen sie gehangen zu werden.“ Friedrich entgegnete: „Hoffentlich werden sie sich auch mehr vor uns als vor „dem Galgen fürchten.“ Daun hätte auch wirklich nicht angegriffen, hätte ihn nicht Laudon ermuntert. Dieser machte den Plan zum nächtlichen Ueberfall, und führte ihn meisterhaft aus. Friedrich

schlief *). Das ganze Lager schlief. Die Pferde waren abgesattelt. Morgens um 4 Uhr sendet der Feind aus dem schnell eroberten preußischen Geschütze seine furchtbaren Donner über die schlafenden Feinde hin. Der König springt auf. Alles läuft herbei, viele ohne Kleidung, alle mit Waffen und

---

*) Die verwegene Sicherheit des Königs findet in folgenden Thatsachen einige Entschuldigung: Abends vor dem Ueberfalle wurde ein österreichischer Ueberläufer vor den König gebracht, der aussagte: Die Oesterreicher hätten vor, in bevorstehender Nacht das preußische Lager zu überfallen. Friedrich äusserte hierüber gegen einen seiner Adjutanten: „Der Kerl ist von jeher ein Wind„beutel gewesen; diese Nacht sind wir sicher.“ — Der Deserteur war nämlich einst Diener des Königs gewesen, und wegen seiner Lügenhaftigkeit und schlechten Aufführung mit Schande weggejagt worden. Es war gewiß verzeihlich, wenn dieser Mensch nicht Glauben fand. Aber vollkommen sicher wurde der König durch die schriftliche Nachricht eines seiner besten Spione aus dem feindlichen Lager gemacht: „Die kaiserliche Armee endigt die „Winterkampagne auf dieser Seite. Sie wird sich heu„te Mittags, Nachts und morgen durch Böhmen nach „Schlesien ziehen. Die Bewegung in der Armee ist „Rückmarsch. Die schwere Artillerie und das Gepäcke „geht schon heute über Herrnhut und Zittau nach Böh„men. Wir thun jetzt in dieser Gegend nichts weiter. „Am 13. Okt. 1758.“ — Aber leider war dies eine falsche, erzwungene Nachricht, die Daun dem Verräther selbst in die Feder diktirt hatte, und dem König in die Hände zu spielen wußte. Eine österreichische Patrouille hatte nämlich einen Menschen aufgegriffen, der furcht,

preußischem Muthe. Aber von vornen und auf allen Seiten stürmen die Feinde herein. Laudon wüthet im Rücken. Rabenschwarze Nacht. Welch' ein Rufen! welch' ein Tosen! welch' ein chaotisches Gewirre! Doch finden sich rasch die Helden. Mann an Mann gedrängt, sammeln sie sich um ihren König, um Keith und Seidlitz her. Vorwärts auf alle Seiten hin, woher der Feind nur stürmt, stürzen sie, Löwen gleich. Hochkirch brennt, und des Thurmes lodernde Flamme leuchtet zum gräßlichen Schauspiel. Man schlägt sich um den Besitz des brennenden Dorfes. Es wird verloren, es wird wieder gewonnen. Prinz Franz von Braunschweig stürzt. Feldmarschall Keith verblutet. Fürst Moritz von Dessau, ein General von Geist, und der andern Heerführer viele werden schwerverwundet weggetragen. Friedrich stürmt mit neuen Haufen heran. Zurückschlägt er die österreichischen Grenadiere. Er selbst empfängt eine Wunde. Die österreichische Cavallerie entscheidet. Friedrich kommandirt zum

---

sam im Gebüsche umherschliech. Bei genauer Untersuchung fand man zwischen den Sohlen seiner Schuhe einen Brief eines Offiziers aus dem Gefolge des Feldmarschalls. Dieser Brief war an den König gerichtet, und enthielt die Kunde, daß er in der bevorstehenden Nacht werde überfallen werden. Daun ließ sogleich den Offizier rufen, und zwang ihn, obige falsche Nachricht zu schreiben, die auch wirklich dem König auf dem gewöhnlichen Wege der Spionerie eingehändigt wurde, und ihre Absicht nur allzuwenig verfehlte.

Rückzug. Es war der höchste Triumph aller Militär-Disciplin, und ein Meisterwerk, wie die strategische Welt noch keines sah. Eine Stunde vom Nordfelde machte er Halt. Da stand er, auf der Krackwitzer Anhöhe, vor Bautzen. Ruhig und ernst maaß sein prüfendes Auge die vorbeiziehenden Reste seiner Schaaren, und nicht selten streifte sein kühner Blick hinüber nach des siegreichen Feindes hohem Schlachtfelde. So stand er vor dem Halbkreise seiner Generale und Adjutanten, mit beiden Händen auf den Stockknopf gestützt, oft den sinnenden Blick zur Erde geheftet. Todtenstille um ihn her. Es war ein hehrer Moment, die Geburtsstunde neuer Plane zu künftigen Triumphen. Nun hatte der hohe Geist geboren. Aufstrahlte der Blitz seiner Augen, näher traten die Adjutanten, empfingen die Befehle, und dahin flogen sie, dem stolzen Feinde Verderben drohend. — Einziger Friedrich! auch als Feldherr einzig. Wie lästerten sie deinen Namen, die sich erfrechten, einen Napoleon dir zur Seite zu stellen!! — „Mein lieber Golz“ — begrüßte der König einen seiner Generale am Morgen nach dem unglücklichen Ueberfalle — „man hat uns nicht „gut geweckt.“ — „Man pflegt gewöhnlich“ — entgegnete jener — „nur die im Schlafe zu stören, die „man bei Tage nicht sprechen kann.“ — „Er hat „Recht, aber ich werde den Herren, die uns so ge„weckt haben, ihre Unhöflichkeit am hellen Tage „verweisen.“ — Den Artilleristen rief er zu: „Ka„meraden, wo habt ihr eure Kanonen?“ Antwort:

„Der Teufel hat sie heute Nacht durch Deserteu„re *) geholt.“ — „So wollen wir sie ihm“ — erwiederte der König — „bei Tage wieder abneh„men.“ Es waren nicht weniger, als 101 Kanonen, die der Feind geholt hatte, nebst sämmtlichem Gepäcke und 30 Fahnen. Der Menschenverlust betrug 9,000 M., der der Oesterreicher nicht viel weniger. Aber mehr als 10,000 andere hatte Friedrich in seinem Keith verloren.

Doch stand Friedrich, beinahe ohne Kanonen und Munition, nach diesem Unfalle größer da, als vor demselben. Denn er hatte sich herrlichere Tropäen errungen, als seine Feinde, nämlich die vollendete Entwicklung seines Feldherrntalentes, und den Glauben der Unbesiegbarkeit. Denn wer selbst schlafend von der Uebermacht nur zurückgedrängt, nicht besiegt werden konnte, den mußte ganz Europa für unbesiegbar erklären. — „Daun hat uns aus dem Schach „gelassen“ — scherzte er — „das Spiel ist noch „nicht verloren. Wir wollen uns hier einige Tage „erholen, dann nach Schlesien gehen, und das be„lagerte Neisse befreien.“ Gesagt, gethan! Er verstärkt sich, deckt Sachsen, täuscht den österreichischen Feldmarschall durch verstellte Märsche, schlägt

*) Es hatten sich nämlich, sogleich im Beginn des Ueberfalls, eine Menge Oesterreicher, die sich für Deserteure ausgaben, bei einer Batterie eingefunden, und als sich ihre Anzahl hinreichend verstärkt hatte, mit Hülfe der nachrückenden Infanterie sich des Geschützes bemeistert.

sich unter täglichen Kämpfen nach Schlesien durch, und steht am 5. Nov. einen Tagmarsch von Neisse, und Neisse ist frei, auch Cosel, und ganz Schlesien vom Feinde geräumt. Daun weiß nicht, wie ihm geschieht. Doch Sachsen liegt ja nun offen vor ihm. „Auf! das kleine Corps, das Friedrich zurückgelassen hat, umringt, vernichtet, „Dresden, Leipzig, Torgau zugleich angegriffen!“ So beschließt Daun, und schreitet rasch zur Ausführung. Aber das kleine Corps zählt große Helden, und hat an Fink einen vorzüglichen Anführer. Schmettau brennt von Dresdens herrlicher Pirnaer Vorstadt 280 Gebäude, richtiger: Paläste, nieder. Daun schickt sich an zur Belagerung. Siehe! da ist Friedrich schon wieder aus Schlesien zurück, und Daun — geht nach Böhmen. So wechselten Daun und Friedrich ihre Rollen. Der Geschlagene zieht einher als Sieger, entsetzt seine Vestungen, und erobert verlorne Provinzen, indeß der Sieger Provinzen verliert, und mit Verlust nach Hause zieht. Mit Recht sagt der Dichter von Friedrich:

„Der keine Wunder glaubt,
„Und selber Wunder thut.“

Nun war auch noch Pommern und Brandenburg von den Russen und Schweden, und Leipzig von den Reichstruppen zu befreien. Die preußische Vestung Kolberg, deren Kommandant — von Heyden ist des Helden Name — fest, wie Eisen war, wurde von der 4 Wochen langen verderblichen Belagerung der Russen durch ein anrückendes preußi=

sches Corps erlöst. General Dohna entsetzte Leipzig, und Wedel jagte die Schweden, die wirklich nur noch 10 Stunden von Berlin standen, unter die Kanonen von Stralsund zurück. Glorreich bezogen die Preußen ihre Winterquartiere.

Das Jahr 1759. war für den König das härteste Probejahr seines Militärlebens. Frankreich hatte sich auf's Neue, und enger als je, mit seinen Feinden, vorzüglich mit Oesterreich, verbunden. Sogar der Herzog von Würtemberg rückte diesmal in eigner Person an der Spitze von 12,000 Würtembergern ins Fuldaische, gegen die Preußen zu Felde. Daun stand in Böhmen, an der schlesischen Grenze; Laudon aber auf den Höhen bei Lauban. Soltikow, der Russen Feldherr, zog durch Polen gegen die Oder heran. Friedrich stand in Schlesien im vesten Lager bei Schmuckseifen, und lauerte auf Daun. Der alte General, Graf Dohna, war unfähig, dem Vordringen der Russen zu wehren. General Wedel trat an seine Stelle, ohne glücklicher zu seyn. Bei Kay, zwischen Züllichau und Krossen, kam es zum Treffen. Wedel wurde geschlagen, und verlor 8,000 M. Soltikow drang bis Krossen. Mit ihm vereinigte sich Laudon.

Friedrich eilt aus Schlesien herbei. Am 12. Aug. schreibt er seinem Freunde d'Argens: „Gestern „schrieb ich Ihnen, zu kommen; aber heute verbiete ich es Ihnen. Daun ist in Kottbus; er marschirt nach Lübben und Berlin. Fliehen Sie diese

„unglücklichen Gegenden. Diese Nachricht zwingt „mich, die Russen noch einmal zwischen hier und „Frankfurt anzugreifen. Sie können glauben, daß „dies ein verzweifelter Entschluß ist. Es ist mir „kein anderes Mittel übrig, um nicht auf der ei„nen oder andern Seite von Berlin abgeschnitten „zu werden. Ich werde diesen muthlosen Truppen „Branntewein geben lassen, und durch dieses Mit„tel versuchen, ihnen mehr Muth einzuflößen; aber „ich verspreche mir nichts vom Erfolge. Mein ein„ziger Trost ist, daß ich mit dem Degen in der „Faust sterben werde. Leben Sie wohl, mein Lie„ber! Noch einmal: Fliehen Sie, und erwarten „Sie den Ausgang, um im Fall eines Unglücks „für Ihre Sicherheit zu sorgen. Für die Zunei„gung, die Sie gegen mich äussern, danke ich Ih„nen. Sie können sich darauf verlassen, daß ich „mich derselben bis zum letzten Athemzuge dankbar „erinnern werde.“ Noch an dem nämlichen Tage greift er mit 40,000 M. die noch einmal so starke feindliche Armee bei Kunnersdorf, in der Nähe von Frankfurt an der Oder, an. Es war, nach Friedrichs Ueberzeugung, ein Kampf auf Tod und Leben. Denn Daun stand ihm mit 70,000 M. im Rücken. Verlor er die Schlacht, und thaten die feindlichen Feldherren ihre Pflicht, so war er verloren, und der Krieg mit Einem Schlag zu Ende. Er hatte daher vor seinem Aufbruch aus Schlesien seinen letzten Willen aufgesetzt, seinen Bruder Heinrich zum Vormund seines minderjährigen Neffen und Thron-

erben bestimmt, und ihn vor allen Dingen verpflichtet, nie einen schimpflichen Frieden einzugehen.

Und nun ging er auf den Feind los, einer Löwin gleich, der man die Jungen rauben will, mit dem festen Vorsatze, die feindliche Armee nicht sowohl zu schlagen, als vielmehr völlig zu vernichten. Das war mehr, als, in seiner Lage, eines Menschen Kraft vermochte. Die Stellung des Feindes war zu vest; die Uebermacht zu groß. Die Preußen erstürmten die russischen Verschanzungen und Batterien, schlugen den feindlichen linken Flügel, und nahmen ihm über 100 Kanonen, und mehrere tausend Gefangene ab. Vom Schlachtfelde schrieb der König an seine Gemahlin: „Wir haben die Russen aus „ihren Verschanzungen herausgejagt, und ich hoffe, „daß in 2 Stunden der Sieg vollkommen seyn wer„de.“ Allein auf dem rechten Flügel, dem nun ein gleiches Schicksal werden sollte, stand Laudon, und hatte keinen Seidlitz als Wächter mehr vor sich. Diesen hatte der König abgerufen. Lange wollte er dem königlichen Rufe nicht folgen. Umsonst! alle Vorstellungen waren vergebens. Er mußte den wichtigsten Posten verlassen, um eine Batterie zu nehmen, die dem Könige beschwerlich fiel. Nun stürzte Laudon hervor; und von vorne wütheten die russischen Batterien. Friedrichs Helden hatten im 15stündigen Marsche, in der Schlacht und den brennenden Stralen der Sonne ihre Kraft erschöpft. Doch behaupteten sie die errungenen Vortheile. Alles rieth dem Könige Mäßigung für heute. Er aber

wollte heute noch ganze Arbeit machen, und kommandirte aufs Neue zum Angriff einer großen Batterie. Man stürmt, man ist schon auf 150 Schritte an sie herangedrungen, sie steht bereits leer. Wer könnte noch den Besitz streitig machen? — Laudon ist es. Er kommt früher bei der Batterie an, sendet den Preußen Kartätschen entgegen, hauet zugleich in ihre beiden Flanken ein, wirft sie zurück, und stellt sich hinter einen 60 Schritt breiten, und 15 Fuß tiefen Graben (der Kuhgrund genannt) mit steilem Aufwurf. Man stürmt, und wird zurückgeworfen, und stürmt von Neuem, und immer von Neuem, indeß das feindliche Groß- und Kleingewehrfeuer unaufhörlich in den Reihen der Stürmenden mordet. An einem andern Bollwerke, auf dem Spitzberge, ging es nicht besser. Die Verwirrung stieg, die Kraft versagte. Von Tod und Hölle umbrüllt, steht Friedrich, und kommandirt neue Truppen zum Angriff. Sie werden zurückgeworfen. Er versucht das Unmögliche, und sendet Cavallerie gegen den Berg. Umsonst! Der Würgengel raset. Ströme Blutes fließen. Die bebende Erde bedeckt sich mit den Leichnamen der Helden. Um des Königs Haupt schwirren die feindlichen Kugeln wie Todtenvögel. Er stürzt, sein Pferd ist getroffen. Er besteigt ein anderes, und kommandirt zum Stürmen. Todt sinkt das Pferd unter ihm nieder. Er besteigt das drtite, und kommandirt: Vorwärts! Es schlägt eine Flintenkugel ihm ans goldne Etui in der Westentasche, und bleibt ohnmächtig daneben

liegen. Alle umringen ihn flehend. „Weg, weg „von dieser Leichenstätte!“ Umsonst. „Ich muß „meine Schuldigkeit thun“ — ruft er entrüstet — „Alles, alles muß versucht werden, um die Schlacht „zu gewinnen.“ Aber nun bricht Laudon mit frischer Reiterei in den Rücken der Preußen ein. Allgemeine Verwirrung. Der König befiehlt, droht, bittet. Vergebens. Dorthin sieht er die Seinen fliehen. Alles stäubt auseinander, und sucht sein Heil in wilder Flucht. Nun ist alles, alles verloren! Dieser Höllengedanke steigt wie ein Nachtgespenst auf in der durchschütterten Seele des Königs. Schon dringen die feindlichen Reiter gegen ihn an. Gefangen zu werden — den Gedanken kann er nicht ertragen. „Kann“ — so ruft er in einem Augenblick unaussprechlicher Gefühle — „kann denn keine verwünschte Kugel mich treffen?!“ — „Prittwitz!“ — rief er — „ich bin verloren.“ „Nein, „nein!“ — rief ihm der edle Husaren-Rittmeister zu — „das nicht, so lang ein Odem in uns ist.“ Und er umringt den König mit seinen hundert Husaren. Das stolzeste Gefühl durchflammt ihre Seelen, und gießt Titanenkraft in ihre erschlafften Arme. Die heilige Schaar durchbricht einen blutigen Pfad, und bringt ihn glücklich über Leichen zu den übrigen Truppen zurück.

Aber wie klein war ihre Zahl! Von 40,000 noch 5,000, und diese ohne Munition und Kanonen, ohne Kraft und Muth. Und sie sollten die offne Hauptstadt schützen! die sinkende Monarchie aufhalten im

jähen Sturze! „Alles ist verloren“ — schrieb er seinem Staatsminister Finkenstein nach Berlin — „rette Er den Hof und die Archive.“ Er dachte an sein unglückliches Vaterland, und sein Herz blutete, als er zu sich selbst sprach: „Du, mein theu-„res Volk, dem jeder meiner Wünsche lebt! o du, „das zu beglücken, mir die Pflicht gebeut! ich se-„he von Gefahren dich umringt. Dein thränenwer-„thes Loos durchdringt mich tief; dein Schicksal „beugt mich nieder. Wie gern vergäß' ich meines „Ranges Glanz! Doch dir zu helfen, fließe jeder „Tropfen, der meiner Adern Bau durchrinnt.“ — Aber den unaussprechlichen Schmerz verschloß er in seine große Seele, und seine Miene zeigte ernste Ruhe. Schnell errang sein unbesiegbarer Geist den glorreichsten aller Siege, den über sich selbst. Zwei Stunden vom Schlachtfelde stellte Friedrich sein geschlagenes Häuflein auf. Nicht weniger als 20,000 M. hatte er auf dem Blutfelde todt oder verwundet zurückgelassen, und, nebst dem erbeuteten Geschütze, von seinem eignen noch 165 Kanonen. Das schon erobert gewesene Frankfurt mußte auch wieder geräumt werden. Alle Generale waren verwundet, auch der König, doch unbedeutend *). Friedrich selbst sagt in seinen Werken: „Es hing nur von

*) Der edle Dichter Ewald Christian von Kleist (er war Major), war mit unter den tödtlich Verwundeten. Rührend ist die Geschichte seines Todes. Er hatte mit seinem Bataillon bereits drei Batterien erobern helfen, dabei zwölf starke Kontusionen empfangen,

„den Feinden ab, dem Krieg ein Ende zu machen; „sie durften nur noch den letzten Gnadenstoß ge„ben.“ Und: „Es wäre um die Preußen gesche„hen gewesen, wenn die Feinde, die zu siegen wuß„ten, auch verstanden hätten, ihren Sieg zu nü„tzen.“ Sie durften nur vorwärts dringen. Aber

---

und war an der rechten Hand verwundet worden, so daß er den Degen in der Linken halten mußte. So führte er sein Bataillon, dessen Commandeur gefallen war, unter einem entsetzlichen Kanonenfeuer von Seiten der Feinde, gegen die vierte Batterie an. Eine Kugel verwundete ihm auch den linken Arm. Er nahm den Degen wieder in die verwundete rechte Hand, drang weiter vorwärts, und war nur noch 30 Schritte weit von dieser letzten Batterie, als ihm durch einen Kartätschenschuß das rechte Bein zerschmettert wurde. Vom Pferde sinkend, rief er den Seinen zu: „Kinder, ver„laßt euern König nicht!“ Zweimal noch versuchte er, sein Pferd wieder zu besteigen, aber er sank in Ohnmacht. Zwei Soldaten trugen ihn hinter die Fronte. Der Feldscheer, der seine Wunden verband, wurde in diesem Augenblick durch den Kopf geschossen, und stürzte entseelt neben ihm nieder. Kleist sah sich bald darauf von Kosaken überfallen, die ihm alle seine Kleidungsstücke nahmen, und ihn halb todt an einen Sumpf warfen. Er schlummerte ein. Nachts fanden ihn russische Husaren. Sie zogen ihn aufs Trockene, legten ihn bei ihren Wachtfeuern aufs Stroh, bedeckten ihn mit einem Mantel, und reichten ihm Brod und Wasser. Einer von ihnen wollte ihm ein Achtgroschenstück geben. Als es aber der Verwundete verbat, warf es der Husar mit edlem Unwillen auf den Mantel, womit er ihn bedeckt hatte, und

sie wagten es nicht, wußten auch nicht, daß Friedrich so ganz wehrlos sey, fanden sich, so schien es, durch die entzückende Ueberraschung eines so unerwarteten und vollständigen Triumphes gleichsam gelähmt, und waren, durch den ungeheuern Verlust von 24,000 M., in der That empfindlich geschwächt.

---

ritt mit seinen Gefährten davon. Morgens kamen die Kosaken wieder und nahmen ihm alles, was ihm die gutherzigen Husaren gegeben hatten. Er lag also wieder nackend auf der Erde. Endlich gegen Mittag ging ein russischer Offizier vorüber. Dem gab er sich zu erkennen, und dieser ließ ihn auf einen Wagen legen, und nach Frankfurt an der Oder bringen. Hier kam er gegen Abend äusserst entkräftet an, und wurde ordentlich verbunden. Aber er starb schon am 24. August, mit der Standhaftigkeit eines Kriegers und tugendhaften Mannes. Man begrub den erblaßten Helden in der unter feindlicher Botmäßigkeit stehenden Stadt Frankfurt mit allen möglichen Ehrenbezeugungen. Der Leiche folgten der Kommandant, eine große Anzahl russischer Offiziere, die Professoren, der Magistrat, die Studenten. Als man keinen Offiziersdegen bekommen konnte, um ihn auf den Sarg zu legen, nahm ein russischer Stabs-Offizier seinen eigenen Degen von der Seite, und gab ihn dazu her. „Nein" — sprach er — „ein so würdiger Offizier darf „nicht ohne dieses Ehrenzeichen begraben werden." — Kleist war ein Pommer, hatte die Rechte studiert, wurde, als ein Jüngling von 21 Jahren, dänischer, und mit Friedrichs Regierungsantritt preußischer Offizier. Er starb als ein Mann von 44 Jahren, hochgeachtet wegen seines trefflichen Charakters, berühmt durch sein Dichtertalent. Der Hauptcharakter seiner Gedichte ist sanfte

Der russische Feldherr sprach: „Erkämpfe ich noch „einmal einen solchen Sieg, so muß ich, einen „Stab in der Hand, allein die Siegespost nach „Petersburg bringen.“

Ein Friedrich aber bedurfte, auch nach dem tödtlichsten Streiche, nur eines kurzen Augenblicks, um sich zu erheben, und furchtbarer dazustehen als je. Noch am spätesten Abend des unseligen Tages gab er, mit einer Ruhe, als wäre nichts vorgefallen, die nöthigen Befehle, und trug dem Offiziere, der ihm Ferdinands Sieg bei Minden gemeldet, und den er, um ihn mit einer Siegesnachricht als Antwort zurückzuschicken, so lange bey sich behalten hatte, auf: „Sage Er dem Herzog, daß ich es sehr bedaure, „ihm auf seine gute Botschaft mit einer so schlech„ten Antwort dienen zu müssen. Kommt er aber

---

Schwermuth. Uz, Gleim, Gellert, Weiße, waren unter der Zahl seiner Freunde. — Aber man möchte mit dem Schicksale zürnen, daß es zwischen ihn und Lohbauern ein halbes Jahrhundert stellte. Beiden Männern, einander so ähnlich in ihrem äussern, ähnlicher noch in ihrem innern Leben, gleich an Edelsinn und Muth, an Dichtergeist und Wehmuthgefühl, an geheimer Abneigung vor dem Militärstande, und doch gewissenhafter Erfüllung der schweren Pflicht; gleich an glühendem Streben nach hohem Geistesgenuß, gleich an Mißgeschick der Liebe und gleich im Opfertode fürs Vaterland, ja sogar in der Ehre des Begräbnisses einander gleich — warum wurde diesen beiden Geistes-, Gemüths- und Schicksals-Verwandten das Eine — der gleiche Moment des Daseyns — versagt!

„auf seiner Rückreise noch vor der österreichischen „Armee nach Berlin, und vor der französischen nach „Magdeburg, so kann Er dem Herzog immer ver„sichern, daß noch nichts verloren sey." Hierauf legte er sich in einer ausgeplünderten Bauernhütte unausgekleidet aufs Stroh, und schlief so sanft, als nur immer seine Sieger schlafen konnten. Des andern Tags ging er über die Oder zurück, und stand nach etlichen Tagen wieder an der Spitze von 28,000 Mann, die Hauptstadt deckend, und jedem Feinde Trotz bietend. Die Russen waren so wenig gesonnen, ihn anzugreifen, daß sie sich vielmehr in ihrem alten Lager mehr als je verschanzten. Die Oesterreicher forderten von den Russen, einzudringen auf den geschlagenen König; und diese forderten es von jenen. „Ich habe" — schrieb Soltikow dem Zauderer Daun — „ich habe innerhalb drei Wochen „zwei Schlachten gewonnen, und warte jetzt, um „weitere Unternehmungen zu machen, auf zwei Sie„ge von Ihnen. Denn meine Monarchin findet es „unbillig, daß ihre Truppen allein agiren sollen."

Inzwischen war denn doch Friedrichs Lage ziemlich trostlos. Alle seine Staaten jenseits der Oder, und ganz Sachsen waren in des Feindes Gewalt; Schlesien zwar noch sein, und von Fouquet meisterhaft vertheidigt, aber er war von dieser Provinz völlig abgeschnitten. Doch schnell stellte Friedrich seine Sachen wieder her. Den General Wunsch sandte er mit 5,000 M. nach Sachsen, wohin auch Prinz Heinrich aus Schlesien einen Meisterzug

machte. Wittenberg und Torgau waren schneller wieder gewonnen, als sie verloren gegangen waren, und Friedrich war in Kurzem wieder Herr von Sachsen, bis an Dresden hin, das Schmettau übergeben hatte. Denn ein eigenhändiger Brief des Königs nach der Schlacht bei Kunnersdorf hatte ihm alle Hoffnung eines Entsatzes benommen, und befohlen, blos darauf Bedacht zu nehmen, die Kriegskasse von beinahe 6 Mill. preuß. Thlrn. zu retten.

Der König hatte sich nach Lübben gezogen. Die Russen, die nach Schlesien eindringen wollten, stießen unerwartet auf ihn, und zogen sich eiligst nach Polen zurück. Daun aber wurde vom Prinzen Heinrich aus der Lausitz über die Elbe hinüber manövrirt, während Friedrich zu Glogau am Podagra darnieder lag. Daun fing sogar an, sich langsam nach Böhmen zurückzuziehen. Der König, obwohl noch krank, glaubte, die Gelegenheit zur Rache sey gekommen, und schickte, gegen des weisern Bruders dringendste Vorstellungen, den General Fink mit 15,000 M. nach Maxen, um Daun von Böhmen abzuschneiden. In Wahrheit aber lieferte er den Oesterreichern diesen ganzen tapfern Heerhaufen in die Hände, und veranlaßte so die Wiederholung der Scene von Pirna, nur aber diesmal auf seine Kosten. Das ganze Finkische Corps, von mehr als 40,000 M. angegriffen, umringt, in steile Gebirge eingeengt, von aller Munition entblößt, streckte am 21. Nov. das Gewehr. Alles, ohne Ausnahme, auch die 71 Kanonen wurden des Feindes leichte Beute. Gleich

darauf gerieth ein anderes Corps von 1400 M., in der Gegend von Meißen, den Oesterreichern in die Hände. Friedrich verstärkte sein auf beinahe 20,000 M. herabgesunkenes Heer mit 12,000 M. von Ferdinands Armee, und rückte nun keck dem unermeßlich-verschanzten Feldmarschall Daun entgegen. Die Bollwerke aber waren zu fürchterlich; der König zog sich zurück, und lagerte sich um die Dörfer um Dresden, sehr nahe der österreichischen Armee, die sich hinter dem Plauenschen Grunde dachsmäßig verscharrte. So standen beide Mächte einander gegenüber, mit gleichen Feinden kämpfend, nämlich mit Kälte, Mangel und Seuchen. Starrsinn war es, was beide Theile in ihrer verderblichen, mit unsäglichen Mühseligkeiten verbundenen Lage den ganzen, ungewöhnlich-strengen Winter hindurch fest hielt. —

Ungleich besser befand sich das Heer der Alliirten, wie es sich überhaupt den ganzen Feldzug hindurch ungleich besser befunden hatte. Zwar hatte es durch das Treffen bei Bergen in der Gegend von Frankfurt am Main — es war ein vergeblicher Versuch, den Franzosen diese gegen alles Völkerrecht besetzte und mißhandelte Reichsstadt abzukämpfen — den Feldzug eben nicht glücklich eröffnet, und die Franzosen wurden Meister von Cassel, Minden und Münster. Aber Herzog Ferdinand rang ihnen bei Minden einen herrlichen Sieg ab, und der Erbprinz einen ähnlichen bei Grohfeld. Am Ende des Feldzuges waren die Franzosen wieder bis an den Main zurückgetrieben.

Während des Winters wurden einige schwache Versuche gemacht, der Frieden herzustellen, aber ohne allen Erfolg. Desto lebhafter wurde ein neuer Feldzug vorbereitet. Sachsen mußte dem Könige ungeheure Opfer dazu bringen, nicht blos an Geld und Lebensmitteln und Bedürfnissen anderer Art, sondern vorzüglich auch an Rekruten.

Im Frühlinge 1760. stand Friedrich, in gewöhnter furchtbarer Rüstung, seinen Feinden in Sachsen gegenüber. Aber einer der ersten Feldherren des Königs, der heldenmüthige Fouquet, hatte sogleich im Anfange des Feldzugs das Unglück, bei Landshut in Schlesien, wohin ihn sein König, Laudon gegenüber, gestellt hatte, mit seinen 8,000 M. den Angriffen von 30,000 Feinden endlich zu unterliegen.

Friedrich eilt nach Schlesien. Daun ihm lauernd zur Seite, und Laszy im Rücken. Plötzlich wendet sich Friedrich, und stürzt auf Laszy's Corps, sprengt es auseinander, täuschet Daun, der nichts Angelegentlicheres kennt, als dem Könige auf dem Marsche nach Schlesien zuvorzukommen, eilt auf Dresden zu, und beschießt es. Daun merkt die Täuschung, und eilt nun auch zurück, dem schönen Dresden zu Hülfe. Zugleich nahet von der linken Seite die Reichsarmee. Friedrich sendet eine sprühende Hölle über die geängstete Stadt. Thürme und Paläste stürzen ein; in allen Straßen wüthet das Feuer; Angstgeschrei erfüllt die Luft. Friedli-

che Menschen werden erschlagen, verschüttet, erschossen, verbrannt. Nirgends mehr Sicherheit; das Elend steigt mit jeder Minute. Vergebens! — Der Commandant schlägt jede Aufforderung ab. Himmelan lodern die Flammen; die rauchende Stadt speiet ihre Einwohner aus. Alle Ordnung, aller Ständeunterschied ist aufgelöst; an Löschen ist nicht mehr zu denken. Es flieht mit Angstgeschrei, was fliehen kann, jedes mit dem kleinen Reste seiner Habe bepackt. Nie noch hatte sich Friedrich so fürchterlich gezeigt — und dennoch vergebens. Aber eben so vergebens waren Daun's Versuche, die Preußen durch Ausfälle wegzuschlagen, wenigstens ihre Batterien zum Schweigen zu bringen. Nun beschließt er, den Ueberfall von Hochkirch zu erneuern. Schon ist das Dorf Gruna halb umringt. Drinnen schläft Friedrich. Schon glaubt ihn der Feind so gut als gefangen. Todtenstille rings umher. Die Schatten der Nacht liegen auf dem Feldlager der Preußen. Die fliehenden Vorposten stürzen ins Dorf. Friedrich erwacht. Schon fliegt sein Streitroß mit ihm ins schlafende Lager. Auf ruft er seine Helden. Wenige Minuten, und sie stehen in Schlachtordnung, und rücken, ihren König an der Spitze, den feindlichen Schaaren entgegen. Das hatte Daun nicht erwartet. Staunend zieht er die Seinen zurück, das Ungewisse einer offnen Feldschlacht fürchtend. Friedrich aber ändert die Stellung seines Heeres, und zieht bald darauf, als die Oesterreicher einen ansehnlichen, von Magdeburg die

Elbe herauf kommenden Munitions- und Getraide-transport wegnahmen, und von Schlesien die Kunde einlief, daß der unternehmende Laudon vor Breslau stehe, ganz ab, und nach Schlesien. Breslau war noch nicht über; denn Tauenzien, Befehlshaber der königlichen Leibgarde, war Commandant. 50,000 Feinde von aussen, ein Laudon an ihrer Spitze, 9,000 Gefangene innen, und nur 3,000 M. zur Vertheidigung, und unter diesen kaum 1000 getreue; überdies 75,000 Russen im Anzuge, Laudons Drohungen fürchterlich *), in der Stadt lodernde Flammen, der König und sein Bruder Heinrich ferne. Es gränzt ans Wunderbare, und doch ist's Thatsache — Tauenzien vertheidigt fünf Tage lang die Stadt von 60,000 Einwohnern. Nun erscheint Prinz Heinrch, und Laudon zieht ab.

Auch der König naht. Vor ihm her zieht Daun, hinter ihm Laszy. Er mit 30,000 M. und 2,000 Proviantwagen in der Mitte. 80,000 Russen stehen auch schon im Herzen von Schlesien. Welch' eine Aufgabe für eines Friedrichs Genius! Die Oesterreicher sagten: „Wir haben ihn im Sack, den dürfen wir nur zuschnüren.“ Der König erfuhr den Scherz, und erzählte ihn lachend seinen Offizieren.

---

*) Unter andern drohte der österreichische Feldherr: Würde der Commandant die Stadt nicht augenblicklich übergeben, so sollte gestürmt, und auch das Kind in Mutterleibe nicht geschont werden. Tauenzien antwortete: „Ich bin nicht schwanger, und meine Soldaten auch „nicht.“ —

„So ganz unrecht“ — sagte er — „haben sie eben „nicht; aber ich will ihnen ein Loch in den Sack „machen, das sie Mühe haben werden auszubes„sern.“ Er lagerte bei Liegnitz. Der Feind wollte abermals die Hochkirchner Scene wiederholen, und Friedrich erfuhr's. Es war die Nacht vom 14. auf den 15. August. Da zog er still sein Heer aus dem Lager, und stellte es auf den nächsten Anhöhen auf. Unter dem Schutze der frühsten Morgendämmerung zieht Laudon mit 30,000 M. daher, dem preußischen Lager zu. Plötzlich schlägt donnernd ein Kartätschenregen ihm in die Seite, und in demselben Augenblicke stürzt Reiterei und Fußvolk auf ihn ein. Ein anderer wäre geflohen; Laudon nicht. Er stellt die Ordnung wieder her, und wirft dem kühnen Feinde Reiterei entgegen. Aber kein Angreifen und kein Vertheidigen gelingt. Die österreichische Reiterei wird in Moräste geworfen, und das Fußvolk völlig in die Flucht geschlagen. Laudon harrt auf Unterstützung von Daun. Aber ein widriger Sturmwind entführt diesem die Donner der Schlacht. Zu spät erfährt er das Mißgeschick seines Unterfeldherrn: zu spät eilt er ihm zu Hülfe. Er stößt aufs preußische Lager, und findet es leer. Wie staunt er! der Löwe war früher, als er, auf Sieg ausgezogen. Er sucht ihn auf, und findet ihn, aber zu spät. Laudon war schon geschlagen, und der Sieger in einer Stellung, die jeden Angriff vergeblich machte. 10,000 Oesterreicher hatten theils ihr Leben, theils ihre Freiheit ver-

loren, und mehr als 80 Kanonen waren von den Preußen erbeutet. Sie selbst hatten einen Verlust von kaum 1,800 M. erlitten. Morgens um 8 Uhr zog Friedrich siegreich über das Schlachtfeld an der Katzbach hinab, der Oder zu. Vor ihm stand ein russisches, und zwei österreichische Heere hatte er zur Rechten. Er selbst, mit Beute und Gefangenen und Tropäen aller Art beladen, hatte doch nur auf Einen Tag Brod. Wichen die Russen nicht plötzlich, so konnten von Breslau keine Lebensmittel kommen, und der König war so gut als verloren. Aber List wirkt oft schneller als Gewalt. Friedrich meldete dem Prinzen Heinrich in einem Briefe: Er habe die Oesterreicher geschlagen, und werde nun über die Oder gehen, um die Russen anzugreifen. Diesen Brief brachte ein listiger und gut unterrichteter Bauer dem russischen Feldherrn glücklich in die Hände, und dieser wußte nichts Angelegentlicheres zu thun, als alle seine Truppen über den Strom herüber- und zusammenzuziehen. Mehr wollte Friedrich nicht, denn nun war der Weg nach Breslau und zu den Magazinen geöffnet. Zugleich war die Verbindung zwischen den russischen und österreichischen Heeren zerrissen, und Daun wird nun unter glänzenden Gefechten in die Gebirge zurückgedrängt.

Aber bald droht von einer andern Seite her dem König und dem ganzen preußischen Staate der Untergang. Der Herzog von Würtemberg brandschatzte in Halle und der umliegenden Gegend, und vereinigte sich mit der Reichsarmee. General Hülsen

schlug zwar mit seinen 12,000 Preußen diese vereinte, auf 35,000 M. angewachsene Macht, bei Ströhlen zurück, mußte aber doch, aus Mangel an Lebensmitteln, ganz Sachsen räumen. Inzwischen stürmte von Rußland her ein verwüstender Heerhaufe in das Herz von Brandenburg. Zuerst sah sich Kolberg von der See- und Landseite zugleich mit Wuth angegriffen, und es hätte, trotz Haydens tapferer Gegenwehr, fallen müssen, wäre nicht General Werner von Schlesien dahergeflogen, und hätte die 15,000 Russen vor Kolberg mit 5,000 Preußen so geschlagen, daß sie alles, alles, was sie nur immer mit sich führten, verloren, und spornstreichs davon liefen. Aber dies Alles konnte den Hauptschlag, den die Feinde im Schilde führten, nicht verhindern. Sie sandten nämlich 20,000 Russen und 15,000 Oesterreicher plötzlich von Schlesien geraden Wegs nach Berlin. Am 3. Okt. kam der russische General Tottleben vor der überraschten Hauptstadt an. Sie wird aufgefordert. Alles greift zu den Waffen, und schließt sich an die kleine Besatzung von 1,200 M. an. Berlin wird beschossen; es brennt; es wird gestürmt; umsonst! Die Flammen werden gelöscht, der Sturm wird abgeschlagen. Des andern Tages kommt Prinz Eugen von Würtemberg mit 5,000 M. 18 Stunden weit her, der geängstigten Stadt zu Hülfe, und schlägt den Feind zurück. Aber dieser kommt mit dreimal verstärkter Macht wieder, und — Berlin kapitulirt. Sechs Tage nach ihm kommt auch der

Oesterreicher Laszy. Jenen mäßigte die angeborne Milde, diesen spornte die Wuth der Rache. Mit Grausamkeit plündern, mit Muthwillen zerstören, mit Schadenfreude mißhandeln, kam in- und ausserhalb Berlin täglich mehr an die Tagsordnung *). Zur höchsten Zeit erscholl das Rettungswort: „Der

---

*) Berlin fand in jenen Schreckenstagen in einem seiner Bürger, dem reichen Kaufmann Gozkowsky, seinen rettenden Genius, der Klugheit mit Kraft und Entschlossenheit wunderbar in sich vereinte. Er hatte sich schon früherhin durch die menschenfreundlichen Unterstützungen, die er gefangenen russischen Offizieren hatte angedeihen lassen, die Liebe der Russen, und neuerdings durch sein weises und edles Betragen auch Tottlebens höchste Gunst erworben. Er allein betrieb die wichtigsten Verhandlungen: brachte die Forderung von 4 Mill. Thlr. auf 1 ½ Mill. herab: rettete durch Vorstellungen und Geschenke alle königlichen Fabriken: hintertrieb die allgemeine Volksentwaffnung: erbat den unvorsichtigen Zeitungsschreibern Verzeihung, und erhielt die angesehensten Kaufleute, die als Geißeln fortgeschleppt werden sollten, dem Staat und ihren Familien: reiste sogar, mit Zurücksetzung aller seiner großen Handlungs- und Fabrikgeschäfte, dem russischen Heere nach, um die dringendsten Angelegenheiten der Stadt zu berichtigen: kämpfte sich durch tausendfache Lebensgefahr, glühend von Patriotismus, glücklich hindurch, und brachte dem Vaterlande einen großen Theil seiner Reichthümer zum Opfer dar. Der Senat von Berlin erklärte in einem Danksagungsschreiben an ihn: „Es ist ein Beispiel ohne „ne Beyspiel, daß ein Mann für seine Mitbürger das „übernimmt und aussteht, was Sie ohne alles Interes-

„König kommt!“ Die Oesterreicher fliehen nach Schlesien, die Russen über die Oder, und selbst die Schweden nach der Peene zurück. Die Verheerungen und Greuelthaten, womit die Russen ihren Rückzug bezeichneten, erreicht keine Sprache. Durch sie fühlten sich auch die civilisirteren Feinde wie ange-

---

„se übernommen haben.“ Der König ließ ihm ein Geschenk von 150,000 Thlr. auszahlen; und Gozkowsky errichtete dafür die berühmte Porcellainfabrik. — Auch für Leipzig wurde er ein großer Wohlthäter. Als nämlich Friedrich bald nachher diese Stadt durch Gewaltthaten zu nöthigen versuchte, ihm eine Contribution von 1,000,000 Thlr. zu zahlen, so brachte er es durch seine persönliche Verwendung dahin, daß 300,000 Thlr. nachgelassen wurden: und für die ganze übrige Summe leistete er selbst Bürgschaft, ohne auch nur die geringste Erkenntlichkeit dafür anzunehmen. Das Nämliche that er ein Jahr darauf, als Leipzig eine Contribution von 3 Mill. Thlr. zahlen sollte. Gozkowsky reiste selbst nach Breslau zum Könige, und brachte die Summe bis auf 1,100,000 Thlr. herab, ohne sich auch nur den geringsten Vortheil zu bedingen. Vielmehr war ihm Leipzig noch von der vorigen Kriegssteuer 200,000 Thlr. schuldig. — Leipzigs Einwohner fanden zum drittenmale, so sehr er über erlittnen Undank zu klagen Ursache hatte, ihren Wohlthäter an ihm, als sie aufs Neue 400,000 Dukaten baar erlegen sollten. Auch diesmal gelang es ihm, die Forderung des Königs zu mildern, und auch diesmal leistete er Vorausbezahlung. — So wie für Leipzig, so verwendete er sich für den ganzen Leipziger Kreis, und statt 2 Mill. Thlr. durften nur 400,000 Thlr. erlegt werden. Auch den sächsischen Bergstädten verschaffte er

steckt, so, daß selbst in Friedrichs großer Seele der Dämon der Rache geweckt wurde. Die Sachsen hatten sein liebes Charlottenburg mit ächter Cannibalenwuth vernichtet. Dafür mußte Friedrichs Quintus Icilius mit seinem Freibataillon am Königl. sächsischen Jagdschlosse Hubertsburg das Vergeltungsrecht üben. Doch empfindlicher noch litt Sachsen durch seine eignen Bundesgenossen. Unter andern wurde halb Wittenberg von ihnen eingeäschert, ehe sie es erobern konnten.

Nicht lange, so war die Hälfte Sachsens wieder von den Preußen besetzt. Friedrich selbst war über die Elbe gegangen, und marschirte auf Daun los, der jeder Schlacht auswich. Aber der König mußte schlagen, oder er war verloren. Denn der Winter war schon angebrochen, und der größte Theil seiner Staaten noch in feindlicher Gewalt, und der übrige Theil von allen Seiten bedroht. — Bei Torgau stand Daun auf todtumgürteten Höhen, in dem nämlichen Lager, welches im vorigen Feld-

---

durch seine menschenfreundlichen Verwendungen große Erleichterung. Diesem Manne war Wohlthun höchstes Bedürfniß, und dabei Unbekannt-bleiben innigste Freude. Viele Unglückliche erhielten in regelmäßigen Fristen Geldunterstützungen, ohne die Quelle erspähen zu können. Ihr unerkannter Wohlthäter war Gozkowsky. Diese Welt lohnte ihn nicht. Als im Jahre 1764. die ersten Handlungshäuser in Holland fallirten, wurde auch Er mit ins Verderben gerissen. Er starb im J. 1775. zu Breslau als ein armer Mann.

zuge Prinz Heinrich inne hatte, und Daun mit seiner überlegenen Macht nicht anzugreifen wagte. Friedrich unternahm nun dies Wagestück mit seinem weit schwächern Heere. Der König zieht heran, — es ist Nachmittags um 2 Uhr — nimmt im Anzuge ein ganzes Dragoner-Regiment gefangen, und stürmt gerade gegen die feindlichen Batterien an. Ehe eine halbe Stunde vergeht, sind 5,000 preußische Grenadiere zu Boden geschmettert. Neue Colonnen rücken aus dem Wald hervor, hinein in die sprühende Hölle, dem Sieg entgegen. Aber auf halbem Wege von der feindlichen schweren Reiterei in die Seite genommen, stürzen sie nieder, oder weichen. Zwar wirft sich der feindlichen Reiterei die preußische entgegen, und anfangs mit siegreichem Glücke, aber zuletzt von der Menge erdrückt. Noch Einmal stürmt der König mit dem Fußvolk, und wird zurückgeschlagen; er selbst durch einen Streifschuß an der Brust verwundet. Aus Daun's Lager fliegen Siegsboten nach Wien, indeß rabenschwarze Nacht die fürchterliche Blutarbeit des Tags verhüllt. Indeß rückt der tapfere Ziethen von einer andern Seite heran. Auf Einmal wüthet eine preußische Batterie den Oesterreichern in der Seite. Es war General Saldern, der siegreich heranstürmte. An ihn schloß sich der eisenfeste Hülsen an, der sich auf einer Kanone dahertragen ließ; denn die feindlichen Kugeln hatten ihm alle seine Pferde getödtet, und ihn selbst verwundet. Vergebens suchte Daun den Tapfern die errungenen Höhen wieder abzukämpfen. Er wurde geworfen, und — den Siegsboten

hinkt ein Trauerbote nach. Die ganze österreichische Armee zog sich, unter dem Schutze der Nacht, über die Elbe zurück. Die Verwirrung war beispiellos, und mengte Freunde und Feinde untereinander. An ein Erkennen, an ein Ordnen, an ein Commandiren war nicht zu denken. Hunger und Durst, Ermattung und Kälte, und dazu die Rabenschwärze der Nacht, machten aus Feinden Freunde, die sich nicht selten brüderlich um Ein Feuer lagerten. Friedrich selbst übernachtete in der Kirche zu Elsning, sitzend auf der untern Stufe des Altars, und die obere als Schreibtisch gebrauchend. Von hier aus gingen seine Befehle für die Schlacht des kommenden Tages. Mit der ersten Morgendämmerung erscholl der Ruf zur Schlacht, und Corps reihten sich an Corps. Aber es war kein Feind mehr da. Daun war schwer-verwundet abgezogen, und ließ 12,000 Todte und Verwundete, überdies noch 8,000 Gefangene und 50 Kanonen zurück. Freilich hatte auch Friedrich in Allem an 13,000 M. verloren. Aber er war nun doch wieder Herr von Sachsen, seinem großen Kriegsmagazine, Dresden ausgenommen, konnte Schlesien, die Mark und die beiden Pommern von feindlichen Truppen reinigen, und Mecklenburg wieder besetzen. — Den Russen war die Lust zu einem neuen Vordringen gegen Berlin vergangen. Sie bezogen die Winterquartiere in Polen. Friedrich aber hatte sich Leipzig zum Winterquartiere ausersehen, und wendete die kurze Zeit der Ruhe dazu an, durch unge-

heure und gewaltsame Gelderpressungen Mittel für den neuen Feldzug zu gewinnen.

So hatte sich also der König abermals gegen seine zahlreichen Feinde glorreich erhalten, und wieder mehr geleistet, als ganz Europa erwartet hatte. — Auch sein edler Waffengefährte Ferdinand hatte mit seinen 60,000 M., wozu eine neue Verstärkung von 7,000 Engländern gestoßen war, gegen die 150,000 M. des französischen Marschalls Broglio so ritterlich gefochten, daß er, nach manchem Glückwechsel, ruhige Winterquartiere in Westphalen beziehen konnte. Der kleine Verlust bei Korbach war durch den Sieg bei Emsdorf, und den noch ansehnlichern bei Marburg ruhmvoll ausgeglichen; und ungeachtet der mißlungenen, durch das Treffen bei Kloster Kampen vereitelten Einschließung von Wesel, und der gleichfalls ohne Erfolg gebliebenen Berennung von Göttingen, war Ferdinand doch so glücklich, die Plane der Feinde zu zerstören, und sie bis nach Kassel zurückzudrängen.

Schon im Februar 1761. sahen sich die Franzosen von dem stets wachsamen Ferdinand auf allen Seiten angegriffen und zurückgeschlagen. Schon waren alle ihre Magazine, die ausgenommen, die sie selbst zerstörten, in preußischen Händen. Schon waren Göttingen, Marburg und selbst Kassel berennt. Schon waren die Sachsen bei Langensalza geschlagen, und Alles schien für die überrasch-

ten Franzosen verloren — als plötzlich Broglio mit frischen Heerhaufen vom Rheine herzog, und das Treffen bei Grünberg gewann. Darauf stürzte sich die ganze französische Armee mit all' ihrer Uebermacht auf Ferdinands kleines Heer, bei Villingshausen, wurde aber mit dem empfindlichsten Verluste zurückgeschlagen. So rang Ferdinand mit abwechselndem Glücke, sich nach jedem Unfalle von Neuem erhebend. Sogar auf Braunschweig und Bremen unternahmen die Franzosen einige, jedoch vergebliche Versuche. Diese Nation hat sich auch damals von eben der verächtlichen Seite gezeigt, von der sie sich uns, gutmüthigen Teutschen, stets beurkundete. Sie behandelte die teutschen Reichsstände nicht wie Verbündete, sondern wie Unterjochte. Sie erlaubte sich in den befreundeten teutschen Staaten zahllose Erpressungen aller Art, wie sie kaum vom Feinde zu erwarten waren. Sie behandelte die Fürsten der gemißhandelten teutschen Völkerschaften mit einem Uebermuthe, der alle Vorstellung übersteigt. Kurz! sie that auch damals alles Erdenkliche, um den Erfahrungssatz zu bekräftigen, daß uns ein grausames Geschick diese Nation zur Nachbarin gab.

Der französische Hof war es auch, oder vielmehr der Minister Choiseul, Friedrichs persönlicher und erbitterter Feind *), der durch erweiterte Verhand-

*) Voltaire hatte nämlich dem Minister eine von Friedrichs poetischen Episteln, die äusserst nachtheilige Stellen über

lungen, Hoffnungen und Plane die Flamme des Kriegs aufs Neue nährte, und er fand vorzüglich am russischen und österreichischen Hofe die willkommenste Bereitwilligkeit. Dagegen hatte Friedrich seinen treuen Bundesgenossen, Georg II. von England durch den Tod verloren. Um so gewisser schien das Königreich Preußen das bleiben zu müssen, wofür es in Petersburg angesehen wurde, eine russische Provinz. Um so gewisser schien Schlesien für Oesterreich so gut, als gewonnen, und der preußische Staat in die Reihe der kleinen Mächte herabgesetzt. Um diese Zeit machte Friedrich einen Vorschlag zum Frieden, der, in Beziehung auf die Ereignisse unsrer Zeit, in der That merkwürdig genug ist. Er erbot sich nämlich, sein ganzes Königreich Preußen, nebst allen seinen westphälischen Provinzen hinzugeben, und Sachsen dafür anzunehmen. Er selbst wollte sich in Zukunft den König der Wenden nennen. Aber es stand im Buche des Schicksals verzeichnet, daß in Zukunft die Krone Preußen unter Europa's ersten Kronen in der Glorie unsterblicher Großthaten glänzen, und, ohne Aufopferung so beträchtlicher Provinzen, die bessre Hälfte der sächsischen Krone mit sich vereinigen sollte. Der Vorschlag wurde verworfen. Und so begann denn ein neuer Feldzug.

Friedrich rückte nach Schlesien, wo Daun mit 72,000 M. stand. Mit diesen vereinigten sich, so

---

ihn enthielt, übersandt, aus Furcht, er möchte sich durch Verheimlichung unglücklich machen.

lange auch des Königs künstliche Märsche und Stellungen es zu verhindern wußten, endlich doch noch 60,000 Russen. Und dieser Macht hatte er nicht mehr als 50,000 M. entgegenzustellen. Aber nun gab er einen Beweis, daß er sich auch zu verschanzen wisse, und das mit einer Kunst und einer Schnelligkeit, die bisher ohne Beispiel war. Er bezog bei Bunzelwitz, in der Gegend von Schweidnitz, ein von der Natur begünstigtes Lager, das er in Zeit von 3 Tagen beinahe unüberwindlich machte. An 500 Kanonen drohten von den Batterien; jede Anhöhe war zum Fort, jedes Dorf zur Citadelle geworden. Dennoch wollte der kühne Laudon angreifen. Aber der russische Feldherr glich ihm weder an Unternehmungsgeist noch an Einsicht. Jede Nacht stand Friedrich schlagfertig. Zweimal rückten die verbündeten Heere aus; aber die Plane ihrer Feldherren stimmten nie zusammen, und das Wagestück unterblieb. So standen Friedrich und seine Gegner einander drei Wochen lang gegenüber. Unterdessen hatte er den General Platen nach Polen geschickt. Dieser war so glücklich, den Russen einige ihrer beträchtlichsten Magazine zu zerstören und 5,000 Wagen zu erbeuten. Dies brachte beim russischen Feldherrn den längstgenährten Entschluß zur Reife, durch Polen nach Pommern zurückzugehen. Er ließ blos 20,000 M. bei Laudon's Armee zurück. Nun verließ auch der König sein Vestungslager, und zog nach Münsterberg, stets bereit, den Oesterreichern eine Schlacht zu liefern. Aber Laudon überraschte den König durch

eine That, die er von österreichischen Heerführern zu erwarten nicht gewohnt war. Laudon überrumpelte Nachts die vom König schwach besetzte, und vom Commandanten nachläßig bewachte Vestung Schweidnitz.

Voll Mißmuth zog Friedrich nach Strehlen an der Ohlau, und nahm sein Quartier in dem, nächst an Strehlen liegenden Dorfe Woiselwitz, mitten im Schooße der schwärzesten Verrätherei. Ein reicher schlesischer Edelmann, Warkotsch, dem der arglose Monarch in hohem Grade gewogen war, und den er mit Wohlthaten überhäuft hatte, wurde um den Preis von 100,000 Dukaten an seinem königlichen Freunde ein Judas, nur mit weniger Glück als dieser. Er hatte den satanischen Plan entworfen, seinen König den Oesterreichern todt oder lebendig in die Hände zu liefern. Längst schon brütete seine schwarze Seele über dem Gedanken; und einmal schon, als der König auf einem seiner Landgüter übernachtete, wäre die Ausführung beinahe gelungen. Aber diesmal schien nichts mehr im Wege zu stehen. Ein österreichischer Hauptmann Wallis sollte in der Nacht vom 30. Nov. die That vollbringen. Der Verabredung dienten der Jäger des Edelmanns, Cappel, und ein Priester in Siebenhuben, Franz Schmidt, als Mittelspersonen. Cappel wurde Nachts vorher von seinem Herrn mit einem an Wallis addressirten Briefe zu Schmidt gesandt. Aber Cappel war den Tag über unzufrieden mit seinem Herrn gewesen, und murrend ins

Bett gegangen, und nun sollte er nicht einmal die Ruhe des Schlafs genießen, sondern matt und müde in die rauhe Nacht hinaus. Den Plan argwohnte er auch; denn er war seines Herrn halber Vertrauter. Gewissensrührung und Mißmuth führten ihn diesmal nicht zu Schmidt, sondern zu einem sehr edeln Manne, zum lutherischen Pfarrer Gerlach in Schönbrunn, einem Warkotschischen Dorfe. Diesem entdeckte er den ganzen Anschlag, und Gerlach machte es ihm zur Gewissenssache, den Brief unmittelbar dem Könige selbst einzuhändigen. Es geschah. Die beiden Verräther entflohen zwar; aber Wartkotsch irrte wie ein Kain umher, und starb endlich in Ungarn.

Friedrichs diesjähriger Feldzug war zu Ende, und er und Laudon überwinterten in Schlesien. Eben so wurde auch Sachsen vom Prinzen Heinrich und Daun getheilt. Heinrich war glücklich genug, mit seinem kleinen Heerhaufen sich gegen die österreichische und Reichsarmee behauptet, und beiden manchen, nicht unbedeutenden Sieg abgerungen zu haben. Aber gerade da, wo diesmal der preußische Heldengeist die glänzendsten Thaten verrichtete, war das Glück am ungünstigsten gewesen. Kolberg fiel, und Pommern und die Neumark mußten den Russen zu Winterquartieren dienen. Das kleine Kolberg war wieder zu Wasser und zu Land belagert worden. Die feindliche Macht hatte diesmal aus 27,000 M. Landtruppen, und einer Flotte von 54 Segeln bestanden. Aber drinnen kommandirte

Hayden; und vor die Vestungswerke hatte sich der tapfere Prinz von Würtemberg mit 6,000 M. als erstes Bollwerk hingestellt. Der Angriff begann mit Wuth, und wurde mit Hitze fortgesetzt. Die Preußen setzten den Feinden Löwenmuth entgegen. Ihre Ausfälle waren mörderisch und siegreich, alle Anordnungen meisterhaft. Nun stieß auch noch Platen mit seinem kleinen Corps zu Würtemberg. Aber auch die Russen hatten sich bis auf 40,000 M. verstärkt. General Knobloch hatte sich mit 2,000 Preußen in das offene Städtchen Trebtow geworfen, fünf Tage lang gegen 8,000 Russen gewehrt, und sich endlich ergeben müssen. Nicht lange, so herrschte Mangel an Allem in der Vestung und im Lager. Um der Besatzung nicht alles zu verzehren, mußten sich der Prinz von Würtemberg und Platen von ihr trennen. Mit unglaublicher Kühnheit und List zogen sie ihr kleines Corps, ohne den geringsten Verlust, aus ihrem Vestungslager, hinaus ins Freie. Aber alles, was sie von nun an zum Entsatze, oder wenigstens zur Verproviantierung Kolbergs unternahmen, mißlang, weil ihr ohnehin kleines Corps durch die Winterstrapatzen täglich schwächer wurde. Werner, der edle, muthige Werner hatte sogar das Unglück, gefangen zu werden. Kolbergs Noth stieg von Augenblick zu Augenblick. Zwar schlug es jeden Sturm ab; aber der Hunger überlieferte es endlich doch, nach viermonatlicher Gegenwehr (am 16. Dec.), dem Feinde. Doch durfte Friedrich sich glücklich preißen, daß sich diese unbedeutende Ve-

stung so lange gehalten hatte. Denn sie allein hat dadurch die russischen Heere von gefährlichen Unternehmungen gegen das Herz der brandenburgischen Staaten zurückgehalten.

Nichtsdestoweniger waren die Aussichten auf einen neuen Feldzug höchst traurig. Die meisten Staaten des Königreichs, selbst Schlesien zur Hälfte, in der Feinde Gewalt; fühlbarer als je der Mangel an Soldaten und Lebensmitteln; die englischen Subsidiengelder waren schon im letzten Feldzuge ausgeblieben; die Hülfsquellen von Sachsen, das ohnedies nur zur Hälfte in preußischen Händen war, waren erschöpft, und des Königs Schatzkammer war es beinahe auch. Nur eines bot ihm unergründliche Hülfsquellen an, sein Geist. Weil es ihm in Europa an Bundesgenossen fehlte, so suchte er sich neue an Asiens Grenze, und in Asien selbst; und es fehlte nicht viel, so hätte er den türkischen Kaiser, und sogar den Tartarchan, von dem er, als er in Schlesien stand, eine Gesandtschaft erhielt, gegen Rußland und Oesterreich in Harnisch gebracht. Inzwischen hielt Oesterreich des Königs neue Rüstungen für nicht viel mehr, als die letzten ohnmächtigen Versuche versiegter Kraft, verminderte daher seine stehenden Heere um mehr als 20,000 Mann, und behandelte Schlesien als sein Eigenthum.

Friedrichs Seele brütete damals in dumpfer Melancholie. Die schwarze Nacht der Hoffnungslosigkeit hatte sich um ihn gelagert. Aber plötzlich erglühte ihm aus Norden ein hellleuchtender Glücks-

strahl, und zerriß die grauenvolle Finsterniß der Verderben-drohenden Zukunft. „Nach dem Urtheile „aller Staatskundigen“ — sagt Friedrich — „war „der preußische Staat schon verloren; aber er hob „sich durch den Tod einer Frau wieder empor, und „behauptete sich durch den Beistand derjenigen Macht, „die zu seinem Verderben am eifrigsten gewesen „war.“ Die Kaiserin aller Reussen, Elisabeth, starb. Am 5. Jan. 1762. ging ihr die Lebenssonne unter, und Friedrichen die Freudensonne auf. Der neue Kaiser, Peter III., war längst sein Freund, sein enthusiastischer Verehrer. Waffenstillstand, Friede, Zurückgabe aller Eroberungen. Vereinigung einer russischen Armee von 20,000 M. mit den Truppen des Königs in Schlesien, das alles erfolgte so plötzlich, daß Friedrichs Feinde Mühe hatten, sich von dem unerwarteten Schrecken zu erholen. Dieser wurde noch erhöht, als auch Schweden, aus Furcht vor den Russen, dem Könige Frieden anbot. Friedrich lächelte: „Ich weiß von keinem Kriege „mit den Schweden“ — sagte er — „zwar habe „ich von Händeln gehört, die mein General Bel„ling mit ihnen hatte, aber dieser wird sich wohl „wieder vergleichen.“ Am 22. des Mays wurde der Friede unterzeichnet, und die alte Grenze wieder hergestellt.

Neues Leben ergoß sich in die preußische Armee, und, durch des Königs Sorgfalt nicht nur, sondern auch durch unglaublich viele Ueberläufer mehr als

je verstärkt, betrat sie aufs Neue, im Frühling 1762., das Feld der Ehre. Aber indem Friedrichs Geist in neuen Planen schwelgte, hätten ihm ein paar hundert Gefangene eine seiner bedeutendsten Vestungen beinahe genommen. Es waren 800 Kroaten, die, weil ihnen ihr trauriger Zustand in Cüstrin unerträglich wurde, sich empörten, die Posten der nicht gar 600 M. starken Besatzung überrumpelten, und beinahe schon die ganze Vestung inne hatten. Dem Garnisonprediger Benicke gelang es, in Verbindung mit zwei kroatischen Priestern, sie wieder zur Ruhe zu bringen.

Der Feldzug begann. Daun hatte das Oberkommando; denn Laudon hatte der Cabale weichen müssen. Während der König Einfälle in Böhmen und Mähren thun ließ, schickte er selbst sich an zum Angriff auf Schweidnitz, das die Oesterreicher in einen furchtbaren Vertheidigungsstand gesetzt hatten. Da kam plötzlich die Nachricht: Peter III. ist entthront, getödtet, seine Gemahlin, Catharina, ist Monarchin, und das russische Hülfskorps zieht nach Haus. Ein Donnerschlag für den König! Aber blitzschnell benützt er das russische Heer, noch ehe es abzieht. In der Nacht noch bereitet er ein Treffen. Mit frühestem Morgen donnert er aus unsichtbar-entstandenen Batterien auf die bei Burkersdorf verschanzten Oesterreicher ein, stürmt mit der Infanterie nach, läßt von der Cavallerie einhauen, schlägt den Ausfall der Schweidnitzer Besatzung zurück, drängt den Feind aus allen Ver-

bindungen mit dieser Vestung, und gibt so dem abziehenden russischen General Czernitscheff, der, auf inständigstes Bitten des Königs, die unerwartete Neuigkeit den Oesterreichern für den Augenblick noch vorenthalten, seinen Abzug ein wenig verspätet, und sein Corps gegen die Oesterreicher hatte aufmarschiren, aber auch nur aufmarschiren lassen, ein würdiges Abschiedsfest. Dies geschah am 21. Jul. Tags darauf zogen die Russen ab. Friedrich sah sie schon im Geiste sich aufs Neue gegenüber, und abermals Preußen und Pommern ihren Verwüstungen preißgegeben. Wirklich hatte Katharina anfangs für den Krieg entschieden. Denn sie sah in Friedrichen Peters bösen Rathgeber und ihren persönlichen Feind, und suchte in seinen Briefen an den Unglücklichen die Beweise dafür. Mit bitterem Hasse griff sie nach diesen Papieren und las. Aber wie sehr erstaunte sie, ganz das Gegentheil von dem zu finden, was sie erwartet hatte! Bitten, seine Hitze zu mäßigen: seine übereilten Plane zurückzunehmen: den Vorzügen seiner Gemahlin Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, und sie mit Ehrerbietung zu behandeln: in Allem die Grundsätze ächter Regentenweisheit zu befolgen. Katharina weinte, widerrief die schon angeordnete Huldigung in Preußen und den schon befohlnen Krieg, und gab dem geschloßnen Frieden die Bestätigung.

Unmittelbar nach dem Vorpostentreffen bei Burkersdorf unternahm Friedrich die Belagerung von Schweidnitz mit möglichstem Nachdrucke. Daun

wollte es entsetzen, und fiel mit aller Uebermacht auf das bei Reichenbach stehende Bedeckungscorps des Herzogs von Bevern. Aber dieser widerstand mit Muth und Glück; und als vollends der Prinz von Würtemberg mit seiner Reiterei herzueilte, floh der Feind, und Friedrich, der später anrückte, fand alle Arbeit schon gethan. Der Vestung wurde indessen durch Bombardement, auch selbst unterirdisch, durch künstliche, furchtbar-zerstörende Minen einer ganz neuen Art, so heftig zugesetzt, daß sie bald in lichten Flammen stand, und daß endlich sogar durch Sprengung einer solchen Miene eine ungeheure Bresche entstand. Ein Pulvermagazin flog, von einer Haubitzgranate entzündet, in die Luft. Der König kommandirte zum Sturme. Da ergab sich (am 9. Okt.) die Vestung nach zweimonatlicher Belagerung. Die ganze Besatzung, die noch 9,000 M. stark war, streckte das Gewehr. — In dem Platze fand man über 350 Kanonen, und einen ansehnlichen Vorrath von Munition und Lebensmitteln.

Während Friedrich diese Vestung, beinahe im Angesichte Daun's, wegnahm, schlug in Sachsen Prinz Heinrich die Oesterreicher und Reichstruppen in verschiedenen Gefechten, denen er durch die Schlacht bei Freiberg (29. Okt.) die Krone aufsetzte. Bald darauf streifte Kleist bis in die Gegend von Prag. Nun bequemte sich Oesterreich zu einem Waffenstillstande, und Friedrich bezog vergnügt die Winterquartiere. — Auch Ferdinand war glücklich gewe-

sen. Der gute Feldherr Broglio hatte einem schlechten, dem Marschall Etrees weichen müssen. Nachdem Ferdinand die Franzosen bei Wilhelmsthal, und vier Wochen darauf bei Lutternberg geschlagen hatte, verlor er zwar das Treffen bei Johannisberg (1. Sept.), und lieferte ein anderes nichts entscheidendes bei dem Schlosse Amöneburg und der dasigen Brücke über die Ohm, eroberte aber dafür, nach kurzer Belagerung, Cassel (1. Nov.).

Plötzlich folgte der Friede zwischen England und Frankreich. Letzteres war des langen, mit so vielen Unglücksfällen verbundenen, und so ungeheure Summen verzehrenden Kriegs (denn er mußte nicht blos in Europa, sondern zugleich auch in den Colonien und auf den Meeren geführt werden, und hatte bereits die französische Marine und fast alle aussereuropäischen Besitzungen gekostet), endlich müde geworden, und bedurfte der Ruhe, um seine Finanzen und seinen Handel, wo möglich, wieder in einige Ordnung zu bringen. Dem englischen Minister Bute aber gefiel es, über die zwischen seinem und dem preußischen Hofe bestehende Verbindlichkeit, nach welcher, ohne Beistimmung des Verbündeten, mit dem Feinde weder über einen Waffenstillstand verhandelt, noch viel weniger ein bloßer Separatfrieden abgeschlossen werden durfte, hinwegzusehen. — Am 10. Febr. 1763. wurde der Frieden geschlossen. Der König war mit Recht höchst aufgebracht über diese Beleidigung, die dadurch bei weitem nicht gut gemacht wurde, daß, zufolge dieses Friedensschluss-

ses, die Franzosen unverzüglich ganz Teutschland, und somit auch die bisher besetzt gehaltenen preußischen Provinzen am Rhein und in Westphalen räumen mußten. Inzwischen hatte der König seine rheinischen Provinzen schon vor dem Friedensschlusse wieder besetzt. Und da nun einmal der politische Horizont für Friedrichen hell zu werden begann, suchte er, statt durch strenges Bestehen auf seine Rechte neue Unruhen zu wecken, lieber auch die übrigen Wolken am Himmel zu zerstreuen, und so sich von allen Seiten die heißersehnte Ruhe zu verschaffen.

Mecklenburg hatte bereits Frieden erbeten. Nun bemühte sich der König, auch den südteutschen Reichsständen ernstliche Sehnsucht nach Frieden einzuflößen. Er schickte daher den unternehmenden Kleist mit einem fliegenden Heerhaufen von 10,000 M. nach Franken und in die Oberpfalz, bis an die Donau. Panischer Schrecken ergoß sich über diese wehrlosen Provinzen. Die Reichsstadt Rothenburg ergab sich an 25 Husaren. Das kleinere Windsheim hielt sich ein wenig besser. Die Husaren mußten erst von ihren Pferden steigen, und Sturm laufen. Ueberall wurden Brandschatzungen eingetrieben. Nürnberg mußte 1 ½ Mill. Thlr. geben, und sein ganzes schönes Zeughaus leeren lassen. Die Reichsversammlung zu Regensburg, sogar der Herzog von Würtemberg, hielten sich zur Flucht gerüstet; viele andere Fürsten waren längst entflohen. Endlich aber kam eine österreichische Armee aus Böhmen den Ge-

ängsteten zu Hülfe, und Kleist zog sich mit seinen leichten Truppen, schwer mit Beute beladen, zurück. Friedrich hatte seine Absicht vollkommen erreicht. Die Churfürsten von Mainz und von Baiern, die Fürstbischöffe von Würzburg und von Bamberg baten um Frieden; andere Reichsstände schickten keine Contingente mehr, und der Reichstag erklärte seine Neutralität.

So stand denn Oesterreich ganz allein noch gegen den furchtbaren Mann. Dieser säumte nicht, einen neuen Feldzug zu bereiten, und stand, drohender als je, dem hartnäckigen Feind entgegen. 200,000 M. harrten seines Winkes. Aber Theresia bot die Hand zum Frieden; und Friedrich ergriff sie mit Freuden. Drei Männer von trefflichem Geiste: von Cullembach, österreichischer Hofrath, von Herzberg, preußischer Legationsrath, und von Fritsch, sächsischer Geheimerrath, versammelten sich auf den Wink ihrer Monarchen in dem sächsischen Schlosse Hubertsburg, den Kriegsgott zu beschwören, und den seufzenden Nationen die lang-entbehrten Segnungen des Friedens zuzuwenden. In wenigen Wochen war das heilige Werk zu Stande gebracht. Der fünfzehnte Februar gab dem blutenden Europa den heilbringenden Frieden. Der König blieb Herr von Schlesien: alle seine Staaten, wie er sie vor dem Kriege besaß, wurden ihm gewährt: und er räumte dafür Sachsen. —

So endete ein Krieg, dem, nach des Königs Berechnung, 180,000 preußische, 200,000 französische, 160,000 englische und mit ihnen Verbundne, 140,000 österreichische, 120,000 russische, 25,000 schwedische, und 28,000 Soldaten von der Reichsarmee, als blutige Opfer gefallen waren; der vielen friedlichen Menschen das Leben, vielen glücklichen Familien den Wohlstand, vielen Millionen Menschen die Ruhe geraubt, und die gesegnetesten Landesstriche in Wüsteneien verwandelt hatte; ein Krieg, der, ausser unzähligen Blutscenen, 16 große Schlachttage und 20 Belagerungen zählte; ein Krieg, der den König 125 Mill. preuß. Thlr., und 50 Mill. Thlr. weniger kostete, als einem einzigen seiner fünf Feinde, dem französischen Hofe. Sie alle hatten in diesem langen, kostspieligen Kampfe ihre Unterthanen mit schweren Auflagen belastet, und dennoch ihre Schuldenlasten um unermeßliche Summen, z. B. Oesterreich um nicht weniger, als 100 Mill. Thlr., Frankreich um noch mehr vergrößert. Friedrich allein hatte seinem Volke keine Kriegslasten auferlegt, auch keine Schulden gemacht, und dennoch am Ende des Kriegs mehr baares Geld im Schatze, als alle seine Feinde zusammengenommen. Friedrich, an der Spitze eines kaum fünf Millionen Köpfe zählenden Volkes, und von dem fernen England nur wenig mit Hülfstruppen unterstützt, rang 7 Jahre lang mit allen seinen Nachbarstaaten, die über 90 Millionen Menschen zählten, und hatte weitschichtige, auseinander-zerstreute Staaten zu

vertheidigen, die feindlichen Einfällen allenthalben offen standen, meistens auch im Innern wenige Vertheidigungspunkte darboten, und nicht selten zur Hälfte in des Feindes Gewalt war. Wahrlich! hier ist nicht Friedrich der Große, hier ist Friedrich der Einzige. —

Freilich glich am Ende des langen und heißen Kampfes der preußische Staat, wie Friedrich sagt: „einem Menschen, der mit Wunden bedeckt, durch „Blutverlust entkräftet, und im Begriff ist, unter „dem Gewichte seiner Leiden zu erliegen. Er bedurfte einer strengen Diät, um erhalten zu werden, „stärkender Mittel, um seine Lebhaftigkeit wieder „zu erlangen, und heilenden Balsam, um von sei„nen Wunden zu genesen. Unter diesen Umständen „mußte die Regierung durchaus dem Beispiele ei„nes weisen Arztes folgen, der mit Hülfe der Zeit, „und durch gelinde Mittel einem erschöpften Kör„per seine Kraft wieder verschafft. Diese Betrach„tungen waren so dringend, daß die innere Ver„fassung des Staats meine ganze Aufmerksamkeit „an sich riß. Der Adel war entkräftet: das gerin„gere Volk zu Grund gerichtet: eine Menge Dör„fer lag in der Asche: viele Städte waren durch „Belagerungen, oder durch vom Feinde gedungene „Mordbrenner verheert, eine völlige Anarchie hatte „alle Ordnungen der Polizei und der Regierung „umgestürzt: die Finanzen waren in der allergröß„ten Verwirrung: mit Einem Worte, die Verwü„stung erstreckte sich über Alles. Man rechne zu

„all' diesem Unglück noch hinzu, daß die alten Mi=
„nister und Räthe beim Finanzwesen während des
„Kriegs gestorben waren, und daß ich gleichsam
„allein stand, ohne Gehülfen war, neue Männer
„für die Posten auswählen, und sie zugleich zu
„denselben bilden mußte. Die Armee befand sich
„in keinem besseren Zustande als das ganze Land.
„Die Blüthe der Offiziere und Soldaten war da=
„hingerafft. Die Regimenter waren nichts weni=
„ger als vollzählig, und bestanden zum Theil aus
„Ueberläufern oder Kriegsgefangenen. Die Ord=
„nung war fast verschwunden, und die Mannszucht
„hatte so nachgelassen, daß unsre alte Infanterie um
„nichts besser als eine neugeworbene Militz war."
Aber Friedrich, der Erste in der blutigen Kunst,
sich heldenmäßig zu schlagen, war auch der Erste
in der segnenden Kunst, väterlich zu heilen. Er
endet seine Beschreibung dieses Krieges mit den Wor=
ten: „Die Zeit, die alle Uebel heilt und ver=
„wischt" — und mehr, als die Zeit, Friedrichs
Geist — „wird ohne Zweifel den preußischen Staa=
„ten in Kurzem ihren Ueberfluß, Wohlstand und
„ersten Glanz wieder geben. Auch die übrigen
„Mächte werden sich wieder erholen. Aber dann
„werden andere Ehrsüchtige neue Kriege erregen, und
„neue Widerwärtigkeiten verursachen. Denn das ist
„dem Geiste des Menschen eigen, daß Beispiele
„Niemanden bessern. Die Thorheiten der Väter
„sind für ihre Kinder verloren. Jedes Geschlecht
„muß seine eignen begehen."

„Nur noch ein Wort wollen wir beifügen, um „die Nachwelt zu befriedigen, die ohne Zweifel zu „wissen wünschen wird, wie ein Fürst von so gerin- „ger Macht, als der König von Preußen, einen so „verderblichen Krieg, sieben Feldzüge hindurch, wi- „der die größten Monarchen von Europa hat aus- „halten können? Wenn der Verlust so vieler Pro- „vinzen ihn in Verlegenheit setzte, wenn er bestän- „dig übermäßige Ausgaben zu bestreiten hatte, so „blieben dennoch einige Quellen übrig, welche die „Sache möglich machten. Aus den Provinzen, die „dem Könige blieben, zog er 4 Millionen. Die „Kriegssteuern von Sachsen betrugen zwischen 6 und „7 Millionen. Die Hülfsgelder von England, wel- „che 4 Millionen ausmachten, wurden in 8 verwan- „delt. Die Münze, die man verpachtet hatte, brach- „te 7 Mill. ein, indem man den Werth des Geldes „um die Hälfte verringerte. Ueberdies hatte man „die Bezahlung vieler Gehalte aufgeschoben, um „alle Gelder auf die Kriegsausgaben wenden zu „können. Diese verschiednen angezeigten Fonds be- „trugen im Ganzen 25 Mill. Thlr. in schlechtem „Gelde, welche, durch Hülfe einer guten Wirth- „schaft, zur Bezahlung und Unterstützung der Ar- „mee, und zu den ausserordentlichen Ausgaben, die „man mit jedem Feldzug erneuern mußte, hin- „reichten.“ —

„Möge es der Himmel so lenken (wenn anders „die Vorsehung ihre Blicke auf menschliche Armse- „ligkeiten herabsenkt), daß das unveränderliche und

„blühende Glück dieses Staats, die Fürsten, die „ihn beherrschen werden, vor dem Unglück und den „Trübsalen bewahre, welche Preußen in dieser Zeit „der Zerrüttung und der Unruhen erlitten hat: da„mit sie nie mögen gezwungen werden, zu den ge„waltsamen und traurigen Hülfsmitteln ihre Zuflucht „zu nehmen, deren man sich zu bedienen genöthigt „war, um den Staat gegen den eroberungssüchti„gen Haß der europäischen Fürsten zu erhalten, die „das Haus Brandenburg zernichten, und auf ewig „alles, was den preußischen Namen führte, ver„tilgen wollten." —

Noch Einmal zog Friedrich den Degen, weil ihm gerechte Besorgniß fremde Sache zur eignen machte. Maximilian Joseph, der letzte männliche Nachkomme aus dem Hause Baiern, starb, und hinterließ seinem nächsten Verwandten, dem Churfürsten Karl Theodor von der Pfalz, die vollgültigsten Ansprüche auf alle seine Länder. Aber Oesterreich hatte längst eine Ursache an Baiern gesucht, und glaubte sie nun in dem Scheingrunde zu finden, daß Niederbaiern und ein Theil Oberbaierns, nebst der Oberpfalz, blos der baierischen, nicht aber der pfälzischen Linie, vom teutschen Reich und der Krone Böhmen zu Lehen übertragen worden sey, und daß demnach alle diese Landesstriche nun wieder heimfallen müßten. Friedrich durfte eine solche Vergrößerung der österreichischen Macht

weder um des Besten des teutschen Reichs, noch um seinetwillen zugeben. Denn, galt dieser Grundsatz, so waren alle Erbverbrüderungen und Verträge aller teutschen Regentenfamilien, und auch die seines Hofes vernichtet, und ganz Teutschland eine Beute von Oesterreichs Uebermacht. Karl Theodor hatte sich wirklich schon durch Versprechungen und Drohungen bewegen lassen, eine förmliche Verzichtsakte zu unterschreiben. Aber Friedrich protestirte dagegen, und zog Karl Theodors nächsten Erben, den Herzog von Zweibrücken, auf seine Seite. Die Häuser Sachsen und Mecklenburg schlossen sich von selbst an Preußen an; denn jenes machte gerechte Ansprüche an die von Maximilian Joseph hinterlassenen Allodialgüter *), und an dessen Mobiliarvermögen; dieses aber auf die kleine Landgrafschaft Leuchtenberg in der Oberpfalz. Als alle gütlichen Vorstellungen am Wiener Hofe vergeblich waren, erklärte der König den Krieg. Nach 16jähriger Waffenruhe, und schon ein Greis von 66 Jahren, rückte er mit 160,000 M. ins Feld. Er selbst drang im Jul. 1778. durch Glatz, Prinz Heinrich durch Sachsen in Böhmen ein. Dieser schlug die Oesterreicher bei Gabel, und rückte in die Nähe von Prag.

---

*) Das sind solche Güter, die der Eigenthümer nicht zu Lehen erhalten hat, und also nach Belieben veräussern kann. Das Wort kommt her vom altteutschen Od, d. i. Gut (daher auch: Kleinod, Ein-(same) öde und all, d. i. ganz.)

Aber Friedrich war nicht mehr der rasche, kühne, feurige Schlachtengeist; und ihm stand der junge, unternehmende, wachsame Joseph II., gedeckt durch beinahe unangreifliche Verschanzungen und den erfahrnen Lascy zur Seite. entgegen. Die Witterung war äusserst schlecht, die Lebensmittel mangelten, die Krankheiten rissen ein, und die preußischen Heere räumten Böhmen, ohne etwas Entscheidendes gewagt zu haben. Endlich erklärte die russische Katharina dem Hofe zu Wien: Sie würde, wenn Oesterreich nicht den gerechten Forderungen Friedrichs und seiner Alliirten nachgäbe, mit ihm auf dem Kampfplatz erscheinen. Diese Erklärung bewirkte einen Waffenstillstand, dem am 13. Mai 1779. der Friede zu Teschen folgte. Die große Angelegenheit wurde dadurch ausgeglichen, daß Oesterreich blos den zwischen den Flüssen Donau, Inn und Salza gelegenen Landesstrich, Sachsen aber 6 Mill. Gulden, und Befreiung von den böhmischen Lehensrechten über die Schönburgischen Herrschaften, Mecklenburg Befreiung von allen Appellationen an das Reichskammergericht erhielt, und König Friedrich sich mit der Ehre begnügte, Oesterreichs Vergrößerungssucht mit Glück sich widersetzt, und die Rechte der teutschen Fürsten geschützt zu haben.

IV.

Friedrichs Ländererwerb im Frieden.

Das herrliche, reiche Schlesien mußte Ströme Menschenblutes trinken, ehe es Friedrich seiner Krone als erste und kostbarste Perle einverleiben, und er des sichern Besitzes sich freuen konnte. Es ist ein theurer Preis seines Feldherrn-Talentes. Wohlfeilere errang sich sein diplomatisches Talent, das jenem weder an Scharfsinn und Schlauheit wich, noch an Energie. Seine erste Eroberung dieser Art war das Fürstenthum Ostfriesland. Dieses kleine 54 Q. Meilen umspannende, nicht viel mehr als 100,000 protestantische Einwohner fassende, bergloſe, niedrige, am Meer ungemein fruchtbare, im Innern mit Sand und Moor angefüllte Küstenland, war schon dem Churfürsten Friedrich III., nachherigem Könige Friedrich I. von Kaiser und Reich als Entschädigung für die großen Aufopferungen, die sein erhabener Vorfahrer im Kriege gegen Schweden, auch mit zu Teutschlands Wohl gemacht hatte, zugesagt worden. Gleich große Verdienste hatte sich Friedrich III. in den Kriegen gegen die Türken und Franzosen um Kaiser und Reich erworben; und daher war auch der künftige Besitz von Ostfriesland so feierlich zugesagt, und so oft wiederholt

worden, daß den Ansprüchen auf dieses Land kein gegründeter Widerspruch entgegengesetzt werden konnte. Aber diese Ansprüche traten erst mit dem Erlöschen des ost-friesischen männlichen Fürstenstammes in Wirksamkeit. Karl Edzard, der letzte männliche Zweig, starb am 25. Mai 1744., und 4 Wochen darauf huldigten die Ostfriesen dem Könige. Sie brachten ihm Dank-ergebene Herzen zu. Denn schon sein großer Anherr, Friedrich Wilhelm, hatte den Ständen des Landes mehr als einmal kräftigen Schutz angedeihen lassen. Und Friedrich selbst nahm sie auf, wie ein guter Vater seine Kinder, ließ den Ständen alle ihre Rechte und Freiheiten, befreite die Städte von den holländischen Besatzungen, zahlte ihre Landesschulden, und bestimmte dem ganzen Lande nicht mehr als 40,000 Thlr. jährliche Abgabe.

Auf minder gerechtem Wege gewann, nach einem Zwischenraume von beinahe 30 Jahren, Friedrich einen andern, ungleich bedeutendern Länderzuwachs durch einige polnische Provinzen. Polen, dieser unglückliche Zwitterstaat und ewige sich selbst Verderben-sprühende Vulkan, so groß an Umfang, und so schwach durch unaufhörlichen Zwist im Innern, zwischen mächtige, kraftvolle Staaten eingeengt, die ihren Vortheil dabei fanden, seine innerlichen Unruhen zu nähren, ihn in seiner politischen Ohnmacht zu erhalten, und es so zu sichrer Beute für gelegene Zeit reif werden zu lassen. — Diese Königsrepublik litt unter ihrem Schattenkönige, vor-

dem Graf Poniatowsky, nun Stanislaus August genannt, mehr als je an innern Gährungen. Den überwiegendsten Einfluß hatte Rußland. Darüber eifersüchtig, schloß Oesterreich mit der Pforte ein Schutz- und Trutzbündniß. Was sollte Preußen thun? Mit Rußland, dem es verbündet war, gegen Oesterreich stehen, und so sich aufs Neue einem ungewissen, kostspieligen, verheerenden Kriege hingeben? Oder sollte es neutral bleiben, und so mit Ruhe zusehen, wie der siegende Theil die Beute für sich allein hinnimmt? oder auch, wie beide Theile über die Beute sich vereinen, und ihm nichts davon lassen? Oder sollte er selbst, ehe noch die Kriegsflamme auflodert, auf Theilung antragen? — Der Politik, die leider nur zu selten etwas von Moral weiß, wurde die Wahl des Entschlusses nicht schwer. Rußland hatte kurz vorher seine Eroberungen an die Pforte zurückgeben müssen. Dies diente zum Vorwande. Rußland konnte Entschädigung fordern. Wurde diese zugestanden, so durften weder Oesterreich noch Preußen ohne Länderzuwachs bleiben, des politischen Gleichgewichts wegen. Die Gründe waren einleuchtend. Jeder Theil nahm, was die beiden andern zugestanden: Rußland einen großen Theil von Litthauen; Oesterreich ganz Gallizien und Lodomerien, und Preußen den Landesstrich von Großpolen bis an die Netze, und noch überdies ganz Polnischpreußen, mit Ausnahme der Städte Danzig und Thorn. Es gingen Manifeste aus, die der Welt die Rechtmäßigkeit der Theilung beweisen soll-

ten. Der polnische Reichstag hat ja selbst diese Rechtmäßigkeit förmlich und öffentlich anerkannt — freilich erst auf die Drohung, daß im Weigerungsfalle ganz Polen unter die drei Nachbarn würde vertheilt werden; — und daß diese Handlung nie an Polen wiederholt werden solle, wurde gleichfalls feierlich erklärt *). Dieses Ereigniß, über dessen moralischen Werth alle Zeiten und Nationen nur

*) Sie wurde aber doch wiederholt 1793, und im J. 1795 noch einmal. Bei der zweiten Theilung erhielt Preußen 760, und bei der letzten den ganzen von Rußland und Oesterreich übrig gelassenen Rest, der noch 1100 Q. Meilen betrug. — In dem zu Grodno 1793. zwischen Preußen und Polen unterzeichneten Traktate stehen die Worte: „Gegen die von Seiten Sr. Majestät des Kö„nigs und der Republik Polen durch gegenwärtigen „Traktat gemachten Abtretungen entsagen Se. Königl. „Maj. von Preußen für Sich und für Dero Erben und „Nachfolger beiderlei Geschlechts auf die ausdrücklichste „Weise allen Ansprüchen, welche Sie sowohl gegenwärtig „als auch in der Zukunft, entweder direkt oder indi„rekt, aus welchem Rechtsgrunde, Benennung oder Vor„wande, durch Zeitumstände oder Ereignisse veranlaß„ter und eingegangener Verbindlichkeiten es immer seyn „möge, an irgend eine Provinz, oder den kleinsten Theil „des gegenwärtigen polnischen Gebietes machen könn„ten. Se. Königl. Maj. begeben sich gleichfalls des „Besitzes und aller Ihrer Rechte auf die in Litthauen „gelegenen Herrschaften, Sarrey und Tauroggen, nebst „allem, was davon abhängig ist; und verpflichten sich „noch überdies, die Republik Polen in Ihrem gegen„wärtigen Besitzstande zu behaupten, und Ihr, wie Se.

Eine Stimme haben können, geschah im J. 1772. So gewann Friedrich sein Westpreußen mit dem Netzdistrikte, die beide zusammen an 640 Q. Meilen umspannen, und also Schlesien an Größe gleichkommen. Von nun an nannte sich Friedrich nicht mehr einen König in, sondern den König von Preußen; und beurkundete zugleich die traurige Wahrheit, daß ein philosophischer Regent deßwegen nicht immer auch ein gerechter Regent sey. Doch muß zu Friedrichs Ehre gesagt werden, daß er die Theilung Polens vor seinem eignen Gewissen vollkommen rechtfertigen zu können glaubte. „Wir wollen uns hier“ — sagt er irgendwo — „nicht auf „die Rechtsgründe dieser Theilung einlassen. Es „mußten besondere Umstände zusammentreffen, um „die Gemüther auf diesen Punkt zu führen, und sie „zu dieser Theilung zu vereinigen — das einzige „Mittel, einem allgemeinen Kriege auszuweichen.“ Und an Voltaire schrieb er: „Ich schlug vergeb„lich verschiedene Auskunftswege vor, und mußte „endlich meine Zuflucht zu dieser Theilung nehmen, „da sie das einzige Mittel war, einen allgemeinen „Krieg zu verhüten. Der Anschein ist betrügerisch, „und das Publikum urtheilt doch nur nach ihm.

„Kön. Maj. durch den gegenwärtigen Artikel wirklich „thun, die Unzertrennlichkeit und Souverainität Ihrer „gedachten gegenwärtigen Besitzungen, nebst allen dar„aus herfließenden Rechten, auf das Ausdrücklichste und „Verbindlichste zu garantiren.“

„Was ich Ihnen hier sage, ist eben so wahr, als „die 48 Sätze des Euklides.“

In seinem Greisenalter noch (1779) fielen dem Könige von der Grafschaft Mannsfeld zwei Fünftheile zu, 8 Q.Meilen groß, über welche er schon vorher die Landeshoheit hatte.

V.

Friedrichs Regentenleben.

Schwer ist, stets weise zu denken, noch schwerer, stets weise zu handeln. Dem Menschen ist beides unmöglich. Aber Friedrich hat, was der Menschenkraft möglich ist, beinahe, und was jedem Regenten seines Jahrtausends, ausser seinen beiden Heroenbrüdern, Karl und Peter, unmöglich war, wirklich geleistet. Auch er war, wie jene, einer von den mächtigsten Hebeln, deren sich die Vorsehung zur Hebung der Menschheit bedient. Was wäre der preußische Staat? was wäre Teutschland? ja! was wäre Europa ohne ihn? Und war er auch nicht immer groß, so war er's doch fast immer, nie aber klein, und stets dann am größten, wann es am nöthigsten war.

Ein solcher Moment war jener, da er, wie Alkmenes Sohn, am Scheidewege stand. Es war un-

mittelbar nach seiner Thronbesteigung, und eine von den großen Stunden, die den ganzen Werth unserer Zukunft in sich schließen. Friedrich lebte, wie oben erwähnt wurde, in Rheinsberg ein Leben, das dem feinsten Geschmack und Geistesgenuß gewidmet war, das aber doch auch gerne der Hädypathie opferte. Seine Gesellschafter waren zwar feingebildete, aber auch sehr sinnliche Menschen. Pöllnitz und seine Lustgefährten hatten den königlichen Jüngling umgarnt, und dieser gab sich gern ihren Lockungen hin; denn ihm selbst war Genuß das Höchste. Die Welt versprach sich in ihm einen König, der seinen Hof zu einem Pracht-Tempel des Geschmacks und der Freude erheben werde. Die Plane zu einem königlichen Freudenleben, getragen von einem glänzenden Hofstaate, waren längst entworfen, von dem jungen Könige gut geheißen, und große Summen, womit die neuen Einrichtungen bewerkstelligt werden sollten, bereits auf die Staatskassen angewiesen. Da meldete sich des vorigen Königs Finanzminister, von Boden, den Hoflüstlingen von jeher ein Dorn im Auge, und nun, zu ihrer Freude, vom jungen Könige als ein sauertöpfischer, harter und geitziger Mann, wie es scheint, mit Verachtung, zurückgesetzt. Dieser meldet sich im Vorzimmer, wo ihn Pöllnitz mit höhnischer Miene empfängt. Der König läßt ihm sagen: „Er werde ihn schon rufen lassen, wenn er ihn brauche." Und Boden ließ erwiedern: „Findet auch der König keine Ursache, mich vor sich kommen zu las-

„sen, so finde doch ich um so mehr Ursache, mir „Audienz zu erbitten.“ Der König, erstaunt über diese Dreistigkeit, läßt ihn eintreten. Boden wird mit finsterer Miene empfangen. Aber Boden spricht frei und offen von dem großen Schaden, der dem Staate daraus erwüchse, wenn Summen, die ihm gebühren, dem Hofetat zugetheilt würden. Friedrich fühlt sich von der ernsten, edeln Freimüthigkeit des Mannes ergriffen. Er legt ihm Pöllnitzens Plan vor, doch mit der bittern Bemerkung: er sey eben nicht gesonnen, sich einschränken zu lassen, und so karg zu leben wie sein Vater. Boden ließ sich nicht irre machen, und zeigte dem Könige, welche große Hofstaats-Ausgaben auf die Militär- und andere Verwaltungskassen angewiesen seyen, wie empfindlich diese Geschäftszweige darunter leiden müßten, und wie sich der König gezwungen sehen würde, entweder einen Theil des Heeres abzudanken, oder neue Abgaben auf die Unterthanen zu wälzen. „Nein, nein!“ — rief der König — „weder jenes soll geschehen, noch dieses. Haben meine Unterthanen nicht schon genug Lasten? Erleichtern will ich sie, und meine Armee, die will ich „vermehren. Aber Eines ist doch überflüssig — die „riesenmäßigen Soldaten, die haben zu viel gekostet; die sollen mir weg!“ Und Boden trat ab mit dem Auftrage, ehestens einen Entwurf einzureichen, wie der König einen anständigen Hofstaat halten könne, ohne den Staatskassen wehe zu thun, Pöllnitz aber und Consorten sahen ihren ganzen Le-

bensplan vereitelt, und durften sich noch Glück wünschen, daß sie gewürdigt wurden, dem königlichen Geiste in arbeitfreien Stunden als Mittel der Erheiterung zu dienen.

Die erhabenen Grundsätze, die den Monarchen leiteten, hat er selbst in einer Schrift „Ueber die „Regierungsformen und über die Pflichten des Re„genten“ ausgesprochen. „Die Könige“ — spricht er — „sind nicht mit der höchsten Gewalt bekleidet, „um sich ungestraft den Ausschweifungen und jeder „Art des Aufwands ergeben zu können. Sie sind „nicht über ihre Mitbürger erhaben, damit ihr „Stolz sich auf dem öffentlichen Schauplatz brüste, „und mit Verachtung die Einfalt der Sitten, die „Armuth und den Elenden niedertrete. Sie stehen „nicht an der Spitze des Staates, um neben sich „einen Haufen von Müssiggängern zu halten, deren „Nichtsthun und Unbrauchbarkeit alle Arten von La„stern erzeugt. Die schlechte Verwaltung der mo„narchischen Regierungsform rührt von verschiede„nen Ursachen her, die ihre Quelle im Charakter „der Regenten haben. So wird ein Fürst, der den „Weibern ergeben ist, sich von Mätressen und Günst„lingen regieren lassen. Diese werden die Gewalt „mißbrauchen, die sie über den Geist des Fürsten „haben; sie werden sich derselben bedienen, um „Ungerechtigkeiten zu begehen, sittenlose Menschen „in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu „verkaufen, und andere Schandthaten dieser Art zu „begehen. Wenn der Fürst aus Hang zum Nichts-

„thun die Führung des Staats gedungenen Händen, „ich will sagen, seinen Ministern, überläßt, so zieht „der eine zur Rechten, der andere zur Linken, Nie- „mand arbeitet nach einem allgemeinen Plane; je- „der Minister stürzt um, was er schon eingeführt fin- „det, so gut die Sache auch seyn möge, um ein „Schöpfer von etwas Neuem zu werden, und um „seine Phantasieen, oft zum Nachtheile des allgemei- „nen Besten, durchzusetzen." — „Wie alle Räder „einer Uhr zu einem einzigen Zwecke zusammenwir- „ken, nämlich die Zeit abzumessen; so sollte das „ganze Triebwerk einer Staatsverwaltung dahin ab- „zwecken, daß alle verschiedenen Zweige der Regie- „rung gleichförmig zum Wohle des Staats beitrü- „gen. Denn dies ist der wichtige Gegenstand, den „man nie aus den Augen verlieren muß. Ist dies „nicht, so macht das persönliche Interesse der Mi- „nister und Generale gewöhnlich, daß sie sich einan- „der überall entgegenarbeiten, und daß sie biswei- „len die Ausführung der nützlichsten Dinge verhin- „dern, weil sie sie nicht selbst in Vorschlag gebracht „haben. Aber das Uebel erreicht seinen Gipfel, „wenn es verkehrten Gemüthern gelingt, den Re- „genten zu bereden, daß sein Interesse von dem In- „teresse seiner Unterthanen verschieden sey. Dann „wird der Souverän der Feind seines Volkes, ohne „zu wissen, warum? Er wird aus Mißverstand „hart, strenge, unmenschlich. Denn da die Grund- „sätze, von denen er ausgeht, falsch sind, so müs- „sen es nothwendig auch die Folgen seyn. Der Re-

„gent ist durch unauflößliche Bande mit dem Staats=
„körper verbunden.“ — „Wenn man bis zum Ur=
„sprunge der Gesellschaft hinaufsteigt, so ist es ein-
„leuchtend, daß der Regent schlechterdings kein Recht
„über die Meinungen der Bürger habe. Müßte
„man nicht wahnsinnig seyn, wenn man sich vorstel-
„len wollte, daß Menschen zu einem ihres Gleichen
„gesagt hätten: Wir erheben dich über uns, weil
„wir gerne Sklaven seyn wollen; und wir geben dir
„die Macht, unsere Gedanken nach deiner Willkühr
„zu lenken? Sie haben vielmehr gesagt: Wir
„bedürfen deiner, um die Gesetze aufrecht zu hal-
„ten, denen wir gehorchen wollen, um weise re-
„giert zu werden, und uns zu vertheidigen; übri-
„gens fordern wir von dir Achtung für unsere Frei=
„heit.“ — „Damit der Fürst seine Pflichten nie
„aus den Augen lasse, muß er sich erinnern, daß
„er ein Mensch ist, wie der geringste seiner Unter=
„thanen. Wenn er der erste Richter, der erste Ge-
„neral, der erste Finanzier, der erste Minister der
„Gesellschaft ist, so soll er dies alles nicht blos vor=
„stellen, sondern alle damit verbundenen Pflichten
„erfüllen. Er ist nichts, als der erste Diener des
„Staats, und ist verbunden, mit aller Rechtschaf=
„fenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit zu verfah=
„ren, als wenn er jeden Augenblick seinen Mitbür=
„gern Rechenschaft über seine Staatsverwaltung ab=
„legen sollte. So ist er strafwürdig, wenn er das
„Geld seines Volkes, welches durch die Auflagen
„einkommt, in Aufwand, in Pomp und Ausschwei-

„fungen verschwendet — er, der über die guten „Sitten wachen soll, welche die Aufseherinnen der „Gesetze sind — er, der die Nationalerziehung ver„vollkommnen, und nicht durch böse Exempel sie „verderben soll.“

Die edeln Vorsätze, die in der Seele des jungen Monarchen glühten, sprach er in einer Anrede an die Collegien kräftig aus. „Unser erster Ent„zweck“ — sprach er — „wird allezeit seyn, das „Glück unserer Staaten zu befördern, und jeden „unserer Unterthanen fröhlich und zufrieden zu ma„chen. Wir wollen nicht, daß ihr sie drücket, um „uns zu bereichern; sondern, daß ihr beides, das „Glück des Landes und unsern Vortheil vereinigt „vor Augen habt. Denn wir kennen zwischen bei„den keinen Unterschied.“ Und den Ministern er„klärte er: „So oft ihr den Nutzen meiner Unter„thanen mit meinem Vortheile im Widerspruch fin„det, so dürft ihr euch nicht bedenken, jenen die„sem vorzuziehen.“

Einen unumschränktern Selbstherrscher hat es noch nie auf einem Throne gegeben. Die trefflichsten Köpfe waren Friedrichs Minister und erste Staatsbeamte. Denn in seiner Sphäre konnte kein mittelmäßiges Talent bestehen. Aber sein Genie überflügelte sie alle, und sie waren nur seine Diener, seine Schreiber und Vollstrecker seines Willens, die sich hochgeehrt fühlten, wenn er es für gut fand, ihre unmaaßgebliche Meinung zu vernehmen. Die geheimen Kabinetsräthe hieß er nur seine Schrei-

ber; und in der Regel waren sie auch nicht mehr. Die eingereichten Anfragen, Berichte, Vorstellungen u. dergl. fertigte er selbst mit ganz kurzen Randglossen ab, die stets, nach seiner individuellen Ansicht, billigend oder verwerfend, und im letztern Falle oft sehr beissend waren. Bisweilen kleidete er seine abschlägige Antwort in einen Scherz. Einst klagten die Vorsteher der Nikolaikirche zu Berlin, daß die Bogengänge, womit er die Kirche umgeben ließ, einen Theil der Kirche verfinstern. Seine Resolution lautete: „Selig sind, die nicht sehen, und „doch glauben." Was heute einging, mußte, der Ordnung gemäß, auch heute noch abgethan werden. Nur in zweifelhaften Fällen, die eine umständliche und tief-eingehende Untersuchung erforderten, verschob er sein Urtheil, untersuchte und ließ untersuchen, merkte auf Vorstellungen, und ließ sich Einwürfe gefallen. Ja! so streng er auf Königswort hielt, so brachte er doch mehr als einmal der Gerechtigkeit das Opfer, daß er seine eignen Cabinetsbefehle zurücknahm. Aber seinen Blick beschränken, seinen Willen lenken zu wollen, wagte keiner. Er sah überall mit eignen Augen, und keiner, der etwas zu verwalten hatte, war vor seinem Adlerblicke sicher. Freilich sah er auch öfter als einmal falsch, und dann wankte er von der Bahn des Rechts. Er war aber auch gerne sein eigner Richter, und gesteht selbst: „Nur 8 Tage regiere ein „Fürst, und er wird Fehler begehen." Sein Wille war auch dann edel, wenn er irrte. Und, um

wie viel glücklicher sind Unterthanen, wenn auch der König, mit eignem Blicke tausendmal den rechten Punkt treffend, einmal falsch sieht, als wenn er sich fremder Augen bedient, die, weil sie nicht des Herrn Augen sind, weniger des Volkes, als den eigenen Vortheil zum Gesichtspunkt haben.

Nicht leicht wird ein Fürst gewesen seyn, der von dem Zustande seines Reichs eine so tief eingehende und allseitige Kenntniß besessen hätte, als Friedrich; und nicht leicht einer, der die höheren Diener des Staats so scharf in das Aug' faßte, als er. Und unter der Addresse: au Roi, konnte der geringste Unterthan sein Klag- oder Bittschreiben in die Hand des Königs bringen.

Friedrichs Staaten umfaßten viele weitschichtige Landesstrecken von geringer Bevölkerung und schlechter Cultur. Diese wird durch jene bedingt. Daher war sein erstes Augenmerk darauf gerichtet, Menschen zu gewinnen. Aus allen Gegenden wurden Ansiedler herbeigelockt. Sie erhielten Land zum Urbarmachen, und Wohnungen, Viehstand und Hausgeräthe, Befreiung von Steuern und vom Soldatenstande. Tausende strömten dahin, vorzüglich aus der Schweiz und aus Schwaben. Eine Colonie entstand neben der andern. Selbst von seinen eigenen Maiereien, deren die Krone allzuviel besaß, gab er so viel Land ab, daß nach und nach 150 Dörfer darauf angebaut wurden. Freilich wanderte auch

eine Menge Nichtswürdiger mit ein. Aber selbst viele von diesen fanden hier ihr Glück. Denn durch Noth und Aufsicht wurde mancher gezwungen, zu werden, was er in seiner Heimath nicht gewesen war, ein Freund von Fleiß und Ordnung. Ueberaus gerne sah es der König, wenn sich seine Soldaten im Auslande verheyratheten, weil auch dadurch neue Familien herbeigezogen wurden. Am Schlusse des siebenjährigen Krieges ließ er die Soldaten beinahe nöthigen, sich in Sachsen, ehe sie es verließen, Weiber zu nehmen. Man mußte ihm sogar von jedem Regimente eine genaue Liste der Neuverheyratheten vorlegen; und als die Schaaren der preußischen Helden heimzogen, folgten ihnen nicht minder große Schaaren von Mädchen, Weibern und Kindern. Ueberhaupt wurden die Verehelichungen möglichst befördert. Besonders ließ er für die Erhaltung der Soldatenkinder und Erleichterung ihrer Eltern auf alle Weise Sorge tragen. — Von der ausserordentlichen Zunahme der Bevölkerung in dem Zeitraume von 1740. bis 1779. gibt der König selbst folgende Uebersicht:

	1740.	1779.
Preußen	370,000 :	780,000
das Churfürstenthum . .	480,000 :	710,000
Magdeburg u. Halberstadt .	220,000 :	280,000
Schlesien . . .	1,100,000 :	1,520,000

Vermehrung: 1,120,000.

Aber Friedrich wollte nicht nur Wüsteneien bevölkern; er wollte die Menschen, durch die er sie

bevölkerte, auch glücklich machen. Dazu bedurfte er eines weisen Gesetzbuches, woran es mangelte. Denn das damals noch allgemein übliche römische Corpus juris konnte seinem Geiste nicht genügen. Schon früherhin hatte er bei den Criminalgerichten die Tortur abgeschafft. Sein Großkanzler von Cocceji hatte ein neues Gesetzbuch, das Corpus juris Fridericianum entwerfen müssen. Es hatte unendliche Vorzüge vor jenem; aber dem Könige genügte es je länger, je weniger. Der treffliche Großkanzler Carmer erhielt, dreißig Jahre später, den Befehl, ein neues Gesetzbuch auszuarbeiten, und Carmer lieferte ein Meisterstück des menschlichen Geistes. Jedes mit höchster Sorgfalt ausgearbeitete Gesetz wurde öffentlich einer unumwundenen Prüfung unterworfen, und auf jede wesentliche Verbesserung wurde eine Prämie von 25—50 Dukaten gesetzt. Einer eigenen Gesetzkommission wurde das besondere Geschäft zugetheilt, über den wahren Sinn der Gesetze und ihre Anwendung zu wachen. So wurde Friedrich der Schöpfer des vollkommensten Gesetzbuches, das die Menschheit kennt, dessen ganze Vollendung er aber nicht mehr erlebte.

Nichts konnte den König so sehr empören, als die Entdeckung, oder auch nur der Verdacht eines ungerechten, parteyischen, irgend einen Unterthanen bedrängenden Urtheilsspruches. Einst schrieb er einem Justizkollegium: „Ich werde der Herren ihre „Administration einmal examiniren lassen; denn mir „däucht, die Gevatterschaft gilt in dem Lande viel

„mehr als die Justiz. — — Fünf werden nicht „mehr für gerade angenommen werden. Wer nicht „gerade gehen wird, den werde ich tüchtig auf die „Finger klopfen.“ Er hatte diesmal die Behörde mit Unrecht im Verdacht, und schrieb ihr bald darauf noch einmal: „Ich werde künftig Jahr hinkommen; ich spreche alle Leute, und ich werde „nicht fünf gerade gehen lassen, und gnade Gott „demjenigen, der nicht redlich und ehrlich in Justizsachen verfährt; quod bene notandum.“ Er überzeugte sich bald von der vollkommenen Unschuld des Collegiums, und gab ihm sein höchstes Wohlgefallen hierüber zu erkennen.

Vorzüglich der Armen nahm er sich kräftigst an, und litt durchaus nicht, daß man sie strenger als andre behandle. Einst klagte ihm eine arme Frauensperson, der Gerichtshalter habe sie unbarmherzig schlagen lassen. Er schrieb an den Rand ihrer Klagschrift: „Man muß aus keinen Lumpereien große „Sachen machen, und das arme Volk muß nicht „unterdrückt werden, und kein Mensch muß gegen „sie tyrannisch verfahren.“ Ueberzeugte er sich von einer wirklich verübten Ungerechtigkeit eines Collegiums, so war er, wie Peter der Große, ein Orkan, der alles braußend niederstürzt. Ein gewisser Edelmann verklagte einst bei der Neumärkischen Regierung einen gewissen Müller Arnold, der ihm schon etliche Jahre lang die grundherrlichen Gefälle nicht entrichtet hatte, weil ein an ihn angrenzender adelicher Güterbesitzer seiner Mühle einen ansehnlichen

Theil des Wassers abgegraben, und dadurch seine Nahrung bedeutend geschmälert habe. Die Regierung gab dem Müller unrecht, legte ihm die Verbindlichkeit auf, zu zahlen; und entschied, im Fall er's nicht thäte, für den Verkauf der Mühle. Nun klagte des Müllers Frau unmittelbar beim Könige selbst, und beschuldigte den angrenzenden Güterbesitzer, der ein Landrath war, daß er damit umgehe, die Mühle käuflich an sich zu bringen, und daß die Richter seine guten Freunde seyen, und bei ihm schmaußten. Noch entschied der König nicht. Aber ein alter, ehrlicher Oberst mußte insgeheim der Sache nachforschen. Dieser nahm hiebei einen Auditor zu Hülfe, der nicht gut auf die Regierung zu sprechen gewesen seyn soll. Der Oberst berichtete dem Könige: die Aussagen der Müllerin seyen wahr. Nun war der Monarch ausser sich. Eiligst wurde der Großkanzler von Fürst mit drei Kammergerichtsräthen gefordert, und mit den bittersten Aeusserungen überschüttet. Zuletzt diktirte er einem der Räthe ein Ausschreiben an alle Justizbehörden, das folgende Stelle enthält: „Sämmtliche Justizkollegien müssen nur wissen, daß der geringste Bauer, „ja! der Bettler eben sowohl ein Mensch ist, wie „Seine Majestät sind, und dem alle Justiz wiederfahren muß, indem vor der Justiz alle Leute gleich „sind, es mag seyn ein Prinz, der wider den Bauern klagt, oder auch umgekehrt, so ist der Prinz „vor der Justiz dem Bauer gleich. Darnach mögen sich die Justizkollegien in allen Provinzen nur

„richten. Und wenn sie nicht mit der Justiz ohne „alles Ansehen der Person und des Standes gera= „de durchgehen, sondern die natürliche Billigkeit „bei Seite setzen, so sollen sie es mit Sr. Königl. „Majestät zu thun kriegen. Denn ein Justizkollegi= „um, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher „als eine Diebsbande; vor der kann man sich schü= „tzen. Aber vor Schelmen, die den Mantel der „Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones aus= „zuführen, kann sich kein Mensch hüten.“ — Die Richter fühlten schwer des Königs Ungnade. Drei Kammergerichts= und drei Regierungsräthe wurden zur Vestung verdammt, und der Großkanzler selbst entlassen. —

Seine Gerechtigkeisliebe umfaßte alle Stände des Reichs mit wahrhaft väterlicher Fürsorge. Den Bauernstand aber ehrte er als Hauptstütze aller Reichswohlfahrt. Daher war er ihm mit ausge= zeichneter Vorliebe zugethan. Ja! er war so nach= sichtsvoll gegen die Bauern, daß viele trotzig wur= den, ihren Obrigkeiten den Gehorsam verweigerten, sich oft förmlich empörten, und sich sogar an dem gegen sie ausgeschickten Militär vergriffen. Und wenn Friedrich auch einsah, wie ungerecht, ja! wie unverschämt die Klagen dieser Menschen oft waren, so ließ er es doch stets auf das Aeusserste ankom= men, bis er mit Strenge gegen sie verfuhr. Sein Großkanzler trug einst bei ihm auf Bestrafung eines Bauers an, der sich erfrecht hatte, den Monarchen mit einer lügenhaften Klagschrift hintergehen zu wol=

len. „Es ist meinen Gesinnungen zuwider" — entgegnete Friedrich — „dergleichen arme Bauersleute „deßhalb sogleich ins Gefängniß werfen zu lassen; „und ob sie schon öfters Unrecht haben, so kann ich „ihnen doch als Landesvater das Gehör nicht versagen." Wahrscheinlich hatte er bei seiner allzugroßen Nachgiebigkeit gegen die Bauern die Absicht, ihnen dadurch einigermaaßen die große Last zu erleichtern, die er ihnen durch sein Militär verursachte. Denn sie hatten ungemein viel Militärvorspann zu leisten, und wurden sehr schlecht dafür bezahlt. Auch die Verpflegung der Cavalleriepferde, die in den drei Sommermonaten auf ihnen lastete, verursachte ihnen bedeutende Kosten; und demungeachtet hatten sie auch starke Futterlieferungen um sehr niedrige Preiße. Ueberhaupt waren ihre Abgaben nichts weniger als gering, und sie hatten Mühe, sich mit ihren Familien zu nähren. — In den letztern Jahren seiner Regierung nahm er eine etwas strengere Miene gegen sie an. Seine Geduld schien erschöpft, und er mochte eingesehen haben, daß allzuviel Nachsicht schade. Ueberhaupt gab das Alter seinem Betragen mehr Strenge.

So groß seine Milde gegen den Bauernstand war, so groß war sein Streben, den Feldbau selbst emporzubringen. Große Sumpfstrecken und Moorgründe längs der Elbe, Havel, Finow, Netze und Warte, des Rheins, und anderer Flüsse, wurden durch seine Sorgfalt nach und nach fruchttragendes Land, worauf sich viele tausend neuangesiedelte Fa-

milien nährten. Ueberströmungen wurden durch kostbare Dämme verhindert, und dem Dollart *) viele Morgen trefflichen Marschlandes abgewonnen. Um dem Bauernstande mehr Lust zur Arbeit zu erwecken, erleichterte er da, wo Leibeigenschaft ihn niederdrückte, sein trauriges Loos durch völlige Lossprechung. Wo er diese Sklaverei nicht ganz aufheben konnte, da milderte er sie wenigstens, minderte die Frohndienste, oder verwandelte sie, wo dies nicht thunlich war, in kleine Geldabgaben; ließ die vielen, zum Theil ungeheuer großen Gemeindeplätze vertheilen; gebot Stallfütterung, ver-

*) Der Dollart, dieser große Meerbusen der Nordsee, zwischen Grönland und Ostfrießland, war sonst ein tiefliegender Landstrich mit mehr als fünfzig kleineren und größeren Orten. Im dreizehnten Jahrhunderte wurde er von der See verschlungen. Schon seit langer Zeit tritt er immer mehr von der ostfrießischen Grenze zurück, und setzt neues, ausserordentlich fruchtbares Land an, das durch Grabenziehen und Eindeichungen urbar gemacht, und trefflich benützt wird. Die merkwürdigste dieser Eindeichungen ist der landschaftliche Polder. Er ist gegen eine Stunde lang, und eine halbe breit, und unter 22 Erbpächter vertheilt, die überaus reich sind, und eine wahre Republik von Ackerbauern bilden. Sie werden von den unter ihnen wohnenden Krämern und Professionisten als Herren betrachtet, lieben hohe Reinlichkeit, Eleganz, Pracht, Musik, Literatur; haben jährlich etliche Bälle, im Winter ein Liebhaberkonzert, halten ihren Kindern Privatlehrer, und sind biedere und wohlwollende Leute.

breitete den Anbau besserer Futterkräuter, vorzüglich des spanischen und des Luzerner Klees, und der Esparsette; nahm den inländischen Tabackbau unter seine besondere Obhut; ließ die Pferdezucht durch eigne Stuttereien, die Rindviehzucht durch Ankauf west- und ostfrießischer Kühe, die Schaafzucht durch englische und holsteinische Böcke, und die Schweinezucht durch westphälisches Vieh veredeln; setzte für Landleute, die sich durch Fleiß und Nachahmung der Acker-, Wiesenbau- und Viehzucht-Verbesserungen auszeichneten, Prämien aus; schickte auf eigne Kosten Commissäre durch's Land, und ließ sich umständlich über den Zustand der neuen Anlagen berichten.

Aber über dem Eifer, an Acker- und Wiesenland zu gewinnen, hatte man die Pflege der Wälder so vergessen, daß Holzmangel einriß. Friedrich eilte, ihm kräftigst zu steuern, drang auf Forstkultur und Forstökonomie, ordnete ein eigenes Forst-Departement an, und neue Waldungen entstanden. — Auch den Obst- und Gemüßbau machte er zum Gegenstande seiner Sorgfalt, ermunterte ihn durch Belohnungen, ließ die Wege mit Obstbäumen schmücken, gründete große Baumschulen, und ordnete 40 Kunstgärtner an, die da und dort in der Churmark ihre Kenntnisse gemeinnützlich machen mußten. — Friedrichs trefflichster Gehülfe in seinen segensreichen Unternehmungen für die Kultur seines Reichs war der edle geheime Oberfinanzrath von Brenkenhof. Er hatte ihn aus dem Dessauischen in sei-

ne Dienste gezogen. Friedrich bekannte die hohen Verdienste dieses Mannes öffentlich durch das herrliche Wort: „Es gehört unter die Vorzüge meiner „Regierung, einen Brenkenhof gehabt zu haben.“

In minder hohem Grade hatte der Stand der Handwerker der königlichen Huld sich zu freuen. Nicht, als hätten Einzelne aus dieser Klasse geringere Beweise des Wohlwollens von ihm genossen. Tausende von nützlichen, und vorzüglich geschickten Handwerkern hat er ins Land gezogen, und mit baaren Geldvorschüssen und anderen Vortheilen unterstützt. Wer sich in seinem Gewerbe durch Kunst und Regsamkeit auszeichnete, durfte stets auf seinen besondern Schutz rechnen. Nur aber hat er durch seine Handelsmonopole der Gesammtmasse des Handwerksstandes empfindlich geschadet, und seine Industrie merklich gehemmt. Nicht nur mehreren Klassen von Werkleuten, ganz vorzüglich auch dem Handelsstande, brachten seine Monopole unersetzlichen Schaden. So gab er z. B. den Tabackhandel einer Gesellschaft von 10 Kaufleuten und Fabrikanten für jährlich 1,100,000 Thlr. in Generalpacht, gab ihr die Erlaubniß, dieses Bedürfniß im ganzen Reiche allein bereiten und verkaufen, und das Pfund des gemeinen Stangen-Tabacks für 13 $\frac{1}{8}$ kr. rhein. verkaufen zu dürfen. Zwar löste sich diese Gesellschaft bald auf, weil sie nicht bestehen konnte. Aber dafür übernahm nun der König den ganzen in- und

ausländischen Tabackhandel auf eigne Rechnung, und ordnete eine königliche Tabacksadministration an, die ihm jährlich einen reinen Gewinn von 1,260,000 Thlr. abwarf. Der Taback selbst war schlecht und doch theuer, ungeachtet aller im Königreich gebaute Taback an die Administration um einen niedrig gesetzten Preiß gegeben werden mußte. Wie sehr wurde dadurch die allgemeine Industrie in diesem Nahrungszweige gehemmt! wie sehr der Schleichhandel, und mit ihm Betrug und Immoralität befördert!

Verderblicher noch war das unselige Monopol des Caffeehandels, den sich der König gleichfalls ausschließlich zueignete. Wer Caffee trinken wollte, mußte ihn der königlichen Administration und ihren tausend Unterhändlern theuer abkaufen; und doch war er meistens schlecht von Gehalt. Man erhielt ihn schon gebraunt, und in, mit Siegel- und Stempel wohlverwahrten Paketen. Wer ohne besondern Erlaubnißschein ungebrannten im Hause hatte, wurde für jedes Pfund um 10 Thlr. bestraft. In den Städten schlichen Riechspione durch die Straßen, Menschen, die ihre Nasen auf Kundschaft trugen, und, wo sie gebrannten Caffee rochen, in's Haus drangen, und es bis in die geheimsten Winkel durchforschten, ob sie den hoch verpönten eingeschwärzten Caffee fänden. Alle Grenzen, alle Eingänge des Landes und der Städte wurden von bewaffneten Auflaurern umschwärmt. So steigerte man Mißtrauen und Betrug auf eine für König und Volk gleich gefährliche Höhe.

Selbst den Holzhandel unterwarf Friedrich einem verderblichen Zwange. Zuerst übertrug er ihn einer Holzhandlungskompagnie, in der Folge aber, um noch mehr zu gewinnen, einer eignen königl. Nutzholzadministration. Sie hatte bey allen öffentlichen- und Privatholzverkäufen das Vorkaufsrecht, und jeder Holzkäufer durfte sein Bedürfniß nur von ihr beziehen. Ueberdies mußte, weil Berlin und Potsdam nur mit großen Kosten sich dieses Materiale verschaffen konnten, jede Provinzialstadt von jedem Klafter Brennholz etliche Groschen, als Beitrag für jene beiden Städte, erlegen. In früherer Zeit hatte er die Holzlieferung für seine Residenz-Städte gleichfalls an eine Compagnie verpachtet; späterhin hat er eine eigne Brennholzkompagnie für diesen Zweck angeordnet.

Sogar in fremde Welttheile verirrten sich seine kaufmännischen Spekulationen. So gründete er schon im J. 1750. zu Emden eine asiatische, späterhin eine levantische, und später noch eine andere Seehandlungsgesellschaft, mit welcher er eine Salzhandlungskompagnie verband *). Die asiatische Gesellschaft sollte mit Leinwand und Schiffbaumaterialien nach Spanien handeln, und für das

*) Der Direktor dieser Seehandlungsgesellschaft, von Görne, setzte ein so ungeheures Kassendeficit, daß er von der Untersuchungskommission zum Tode verurtheilt wurde. Der König sprach: „Hätte er hundert Köpfe, ich „ließe sie ihm alle abschlagen; da er aber keinen hat, „was kann ich machen?" — Er schickte ihn nach Spandau.

gewonnene Silber Gold aus China holen. Nebenbei sollte sie den Herings-, Wall- und Stockfischfang treiben. Das Nebengeschäfte wurde bald zum Hauptgeschäfte; sie wurde eine Heringskompagnie. Die Levantische Gesellschaft ging sehr bald ganz unter. Die Seehandlungsgesellschaft mußte ausländisches Salz einführen, und die Salzhandlungsgesellschaft mußte es nach Polen absetzen. Diese erhielt sich nicht nur, sondern erweiterte auch ihre Geschäfte durch viele andere Handlungsartikel.

Der Kaufmannsstand führte über die immer weiter um sich greifende Beschränkung seiner Handlungsgeschäfte laute und gerechte Klagen. Aber der König antwortete: Sie möchten nur mit Kälbern, Schweinen, Hammeln, mit Eiern, Butter, Käse u. dergl. handeln. Friedrich mußte wohl selbst fühlen, daß dem Handelsstande Unrecht geschehe; aber dringender noch fühlte er das Bedürfen, einen reichen Schatz zu sammeln, als das wirksamste Gegenwicht für die gefährliche Uebermacht der Nachbarstaaten. Denn sein Sprichwort war: „Nur wer „den letzten Thaler hat, hat gewonnen Spiel.“ Seine Absicht war rein, und ächt landesväterlich, wie immer, nur waren die Mittel nicht gut gewählt.

Er that aber dafür auch vieles, was den handelnden Stand wieder mit ihm aussöhnen mußte. Schon seine Vorfahren waren damit beschäftigt, zur Belebung des inländischen Handels die Ströme durch Kanäle zu verbinden, und Friedrich näherte dieses edle Unternehmen seiner Vollendung. So wur-

de nach und nach der Handel zwischen Berlin und Magdeburg durch den **plauenschen Kanal**, der die Havel mit der Elbe um 12 Meilen früher verbindet, und der Zwischenhandel von Berlin, Magdeburg und Stettin durch den **Finowkanal**, der die Havel mittelst der Finow mit der Oder vereinigt, ungemein gehoben. Der neue **Oderkanal** aber verhindert die Ueberschwemmungen der Oder, und kürzt ihren Lauf um 4 Meilen ab. Der **Johannisburger Kanal** in Ostpreußen fördert die Flößhölzer der Johannisburger Waldungen durch mehrere Seen, die er verbindet, 12 Meilen weit. Der **Bromberger Kanal** endlich vereinigt die durch die Warte in die Oder fließende Netze, mittelst der Brahe, mit der Weichsel. So wohlthätig diese Kanäle für den innern Handel sind, so wohlthätig war für den auswärtigen Handel der **Swinemünder Hafen**, der den preußischen Schiffen einen geraden Weg in die Ostsee öffnet, und sie des ausländischen Zolles bei Wolgast überhebt.

In anderen Beziehungen gewähren die von Friedrich errichtete **Leihbank** *), und die gleichfalls von ihm gestiftete, und aus seinem eignen Schatze mit 8 Mill. Thlr. unterstützte **Girobank** **) entschiedne Vortheile.

---

*) **Leihbank**, Leihhaus, Pfandhaus, Gemeinkasse, wo man, gegen hinreichende Sicherheit, Geld geliehen erhält.

) Eine **Girobank (lies: Dschiro, vom latein. gyrus, der Kreis) Umlaufsbank, Depositenbank, ist ausschließlich für den Handel bestimmt, und dient dazu, daß

Begünstigter als andere Kaufleute waren die Fabrikanten und Manufakturisten. Vorzüglich erreichten die Leinwandmanufakturen eine bewundernswürdige Höhe. In den letzteren Jahren seiner Regierung stieg ihr Gesammtertrag auf nicht weniger als 9 Mill. Thaler. Diese Art von Manufakturen war jedoch schon von Friedrich Wilhelm ausnehmend begünstigt worden. Aber die Baumwollenmanufakturen hatte jener absichtlich durch die strengsten Verbote ganz vernichtet. Friedrich rief sie wieder ins Leben. Aus allen Gegenden zogen unternehmende Männer ins Reich, neue Baumwollenfabriken zu errichten. Er gab Vorschüsse und Unterstützungen aller Art, und ermunterte durch Belohnungen zu höherem Kunstfleiße. Nach und nach erhob sich dieser Industriezweig zum höchsten Flor. — Eben so thätig, und nicht minder glück-

---

die Kaufleute eines Orts ihre gegenseitigen Zahlungen leichter und sicherer, als durch baares Geld-Erlegen geschehen würde, berichtigen können. Wenn ein Kaufmann einem andern, der, gleich ihm, Geld in die Bank niedergelegt hat, eine Summe schuldet; so läßt er in den Büchern der Bank diese Summe sich ab-, und jenem zuschreiben. Dies nennt man giriren. Der auf diese Art die Summe an den andern abtritt, heißt Girant, und der sie überschrieben erhält, Girat. Auch diese Art von Banken kann Geld ausleihen; die Interessen aber gehören dem Staate, oder werden zu den Unterhaltungskosten der Bank verwendet, wozu auch von jeder eingelegten Summe etwas entrichtet werden muß.

lich war der König in Emporhebung der Wollenmanufakturen. Weniger gelang es ihm mit den Papierfabriken. Aber seiner Sorgfalt um Zuckersiedereien und Raffinerien lächelte das Glück so sehr, daß am Ende der größte Theil seiner Unterthanen seinen Zuckerbedarf von den inländischen Fabriken bezog. Seine wirksamsten Mittel, die Fabriken und Manufakturen zu heben, waren theils die starken Auflagen, womit er die Einfuhr fremder Fabrikate beschwerte, theils die Gründung eines ausschließlich für Manufakturen und Commerz angeordneten, und in diesen Geschäftszweigen überaus thätigen Departements.

Aber auch ein eignes Hütten- und Bergwerks-Departement hatte er; und die von ihm angeordneten Bergämter, so wie das Institut der Bergbau-Eleven, hatte die erfreulichsten Folgen. Es wurden viele neue Eisenhütten angelegt. Das beträchtliche Rothenburger Kupferbergwerk betrieb er auf eigne Kosten. Neustadt-Eberswalde schuf er durch Herbeiziehung von einigen hundert geschickten Arbeitern in eine Eisen- und Stahlfabrik um, die mit den ersten teutschen Fabriken wetteiferte. — Die durch seine ausgezeichneten Begünstigungen entstandenen Porcellainfabriken, wovon die des oben gerühmten Gozkowsky die vorzüglichste war, eiferten der Meißen'schen Fabrik nicht ohne glücklichen Erfolg nach. — Aber wie unglaublich viel ein unverdrossenes Streben vermöge, zeigte der preußische Seidenbau. So ungünstig auch das

Clima für Seidenraupen und Maulbeerbäume ist, dennoch erwuchsen große Maulbeer-Pflanzungen; dennoch wurden Magazine mit selbstgezogener Seide gefüllt; dennoch erhoben sich, unter Betrieb geschickter, dem Ausland entlockten Arbeiter, hie und da Seidenmanufakturen, deren Fabrikate mit den französischen wetteiferten. Aber Friedrich hatte auch diesen ganzen delikaten Industrie-Zweig unter des trefflichen Herzbergs ganz besondere Obhut gegeben. Und so stand denn das Manufaktur- und Fabrikwesen des Königreichs in fröhlicher Blüthe, eine Schöpfung Friedrichs, zu unendlichem Segen für alle Classen seiner Unterthanen.

Vor allen anderen Ständen schien jedoch der des Adels von Friedrich am meisten begünstigt. Ihm hatte er die obersten Stellen im Staate beinahe ausschließlich gewidmet. Seine Offiziere, Präsidenten und Minister mußten in der Regel Edelleute seyn. Und war auch einmal ein Bürgerlicher so glücklich, sich durch ausgezeichnete Verdienste zu einer solchen Stelle zu erheben, so schien es, als würde er des Postens erst dadurch ganz würdig, daß er auch ein Edelmann würde, und dem Dienstpatente folgte unmittelbar das Adelsdiplom. Eine Ausnahme ohne Gleichen machte der wirkliche geheime Staats-, Kriegs- und dirigirende Minister Michaelis, eines Apothekers Sohn. Wahrscheinlich erließ er ihm das Wörtlein von blos deßwegen, weil er unverheyrathet blieb.

Es war eine von den Schwächen des großen Friedrichs, daß er sich gerne nach dem Alter des Adels, von diesem oder jenem erkundigte, und zwischen altem und neuem Adel sehr genau unterschied. Aber eine von seinen Tugenden war es, daß er sich der ausserordentlichen Menge armer Edelleute in seinen Staaten mit so väterlicher Huld annahm. Die vorhandenen wohlthätigen Anstalten für Kinder armer Adelichen wurden von ihm ansehnlich erweitert, mehrere andere neu gegründet. So entstand die treffliche Ritterakademie zu Berlin, so das Cadettenhaus zu Stolpe, und jenes zu Culm. Unter besondere Obhut nahm er die wohlthätigen Fräulein- und Damenstifter, und es lag ihm alles daran, daß nur die Aermsten dahin aufgenommen würden. Für wie viele verarmte Edelleute zahlte er die Schulden! Welche Summen schenkte er adelichen, durch Krieg und Unglück herabgekommenen Güterbesitzern! Wie viele Capitalien lieh er ihnen um sehr mäßige Interessen! und selbst aus diesen Interessen bildete er eine Unterstützungskasse für arme adeliche Wittwen. Eine seiner wohlthätigsten Anstalten für den Adelstand waren die ritterschaftlichen Credit-Assoziationen, durch die es jedem einzelnen geldbedürftigen adelichen Güterbesitzer möglich wurde, Capitalien um sehr mäßige Procente entlehnt zu erhalten; denn die vereinte Ritterschaft seiner Provinz verhalf ihm durch ihren Credit zu der nöthigen Summe, und leistete Bürgschaft. Es war dem Könige sehr darum zu thun, den Adel

seines Reiches wohlhabend zu wissen. „Ich mag“ — schrieb er einst — „lieber reiche Edelleute, als „reiche Stifter haben.“

Doch litt auch der Adel einige, wiewohl sehr billige und erträgliche Einschränkungen seiner großen Vorrechte, insoferne dadurch den Finanzen sichtlicher Vortheil erwuchs. Er unterwarf z. B. den Adelstand, jedoch nur in gewissen Verhältnissen, gleich den übrigen Ständen, der Wein- und Caffeeversteuerung. Als einst die hinterpommerischen Edelleute darüber Klage führten, so ließ er ihnen antworten: „Se. Königl. Majestät sind Höchstselbst „in der Jugend mit Biersuppe erzogen worden; „mithin können die Leute dort eben so gut mit „Biersuppe erzogen werden. Die ist viel gesünder „als der Caffee. Die Stände können sich also um „so mehr bei der Sache beruhigen, zumal den beständig auf dem Lande Wohnenden von Adel so viel „Wein und Caffee, als sie zu ihrer und ihrer Familien Consumtion nöthig haben, fernerhin freigelassen wird. Nur soll kein Mißbrauch weiter vorgehen, daß die Sachen unter ihren Namen hereingebracht werden, und dann damit ein kontrebander Handel getrieben wird. Das kann durchaus „nicht gestattet werden.“

So spricht der Landesvater zu seinen Kindern; und wie er spricht, so handelt er. Mag auch des großen Königs Aussenseite vielen Einzelnen rauh er-

schienen seyn! im Busen schlug doch ein liebend Herz für Alle. Davon zeugen nicht nur seine vielen ächt-landesväterlichen Verordnungen; davon zeugt auch die Milde, womit er dem Elende Einzelner, und ganzer Provinzen zu Hülfe kam. Nach dem siebenjährigen Kriege ergoß er Ströme von Segnungen über die unglücklichen Gegenden, die der Feind zu Wüsteneien gemacht hatte. In der Neumark ließ er auf eigne Kosten aufbauen, was verbrannt war, und ernährte die völlig ausgeplünderten Einwohner bis zur nächsten Erndte mit Getraide und Hülsenfrüchten, schenkte ihnen an 70,000 Schaafe; und Rindvieh und Pferde, so viel sie deren zur Bestellung ihrer Felder bedurften. Eben so segnete er das unglückliche Pommern. Dieser Provinz schenkte er zur Wiedererbauung ihrer Wohnungen und Wirthschaftsgebäude nahe an 1½ Millionen Thaler, mehr als 12,000 Pferde, und an Getraide und Mehl, so viel nur immer die Magazine vorräthig hatten. Ueberdies erließ er diesen beiden Provinzen zweijährige, dem Herzogthum Schlesien aber sechsmonatliche Steuer. Die Schlesier empfingen noch ganz besonders 17,000 Pferde zum Geschenk. In gleichem Verhältnisse wohlthätig war er gegen seine übrigen Provinzen. Zu gleicher Zeit hat er einzelne Gemeinden und Familien mit unzähligen Segnungen beglückt. Sein Minister, Graf von Herzberg, hat die Geschenke, die Friedrich von 1763. bis an seinen Tod seinen Provinzen spendete, berechnet, und fand die ungeheure Summe von

24,399,838 Thalern. Und den höchsten Werth lieh Friedrich diesen Wohlthaten durch den Adel seiner Gesinnung. Als einst Abgeordnete der Stadt Greifenberg in Schlesien vor ihm erschienen, um ihm im Namen ihrer Bürger zu danken, daß er ihre Stadt wieder aufgebaut habe, entgegnete er ihnen: „Ihr „habt nicht nöthig, mir deßwegen zu danken. Es „ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Un„terthanen aufzuhelfen.“

Aber die nächsten und dringendsten Ansprüche an seine Güte hatten die verstümmelten Menschen, die für ihn mit Freuden ihr Leben in die Schlacht getragen hatten, die Invaliden. Er hatte zwar schon 1745. ein schönes Invalidenhaus zu bauen angefangen; allein es war zu enge, alle die Tapferen, die ihres Lebens Glück ihm geopfert, zu fassen; und der Gnadenthaler, der gereicht wurde, war zu wenig, sie vor quälendem Mangel zu schützen. Theilnehmender gedachte er der Berliner Armen. Er errichtete für sie, mit großen Kosten, ein herrliches Armen- und Arbeitshaus, das mehr als 1000 Arme faßt. Ein ähnliches Haus erbaute er für Potsdam; und das dasige Militärwaisenhaus ließ er von Grund aus neu aufführen. Aber für des edeln Franke *) Stiftung in Halle that er so wenig, als für das Waisenhaus zu

*) Dieser August Hermann Franke, ein geborner Lübecker, der Sohn eines Rechtsgelehrten, ein wahrer Magnat unter den Wohlthätern der Menschheit und ein ächter Jünger Jesu, wurde, wie dieser, um seiner ächt-

Züllichau; und die vortreffliche Wittenverpflegungsanstalt wurde, ohne milde Unterstützung von seiner Seite, blos von Privatleuten gegründet. Doch gab er an jedem Neujahrstage den Predigern zu Berlin regelmäßig 4,000 Thlr., um verschämte Arme damit zu erquicken, und unterstützte das Armendirektorium mehreremale mit reichlichen Gaben.

Eines seiner glänzendsten Verdienste um alle Unbemittelte in seinen Staaten erwarb er sich durch die Magazine, die er allenthalben anlegen ließ, und woraus in Zeiten der Noth den Dürftigen um billige Preiße mitgetheilt wurde. Durch dieses Mittel rettete er in den schrecklichen Jahren 1770 bis 1772 Hunderttausende von dem Hungertode, und sah seine königliche Milde auch noch dadurch belohnt, daß an 50,000 Menschen in seine Staaten einwanderten, um dem Hunger zu entfliehen. Büsching *) theilt in seiner Schrift „über den Charakter Friedrichs II.“ folgendes Gespräch zwischen

---

christlichen Gesinnung willen, verfolgt, von Brandenburg aber in Schutz genommen, und von Leipzig als Prediger und öffentlicher Lehrer der Theologie nach Halle versetzt, wo er, ein armer Mann blos, durch milde Beiträge unterstützt, das berühmte Waisenhaus stiftete, das schon bei seinem Tode (1727) über 2,000 Zöglinge hatte, und womit er ein Pädagogium, eine Buchdruckerei, eine Buchhandlung, eine Apotheke, und noch mehrere andere wohlthätige Anstalten verband.

*) Dessen Benützung ich hier dankbar anerkenne.

Der Verf.

dem Könige und einigen churmärkischen Landräthen mit, das eine getreue Zeichnung von dem, unter einem barschen Tone verborgenen milden Sinne Friedrichs gibt. „Als er am 29. März 1763.,
„auf der Rückreise nach Berlin, in den niederbar-
„nimschen Kreis kam, empfing ihn der geheime-
„und Landrath von Nüßler, ein großer Patriot,
„zu Tasdorf mit Glückwünschen, und empfahl sei-
„ner gnädigen Vorsorge den sehr verwüsteten Kreis,
„für den er (v. Nüßler) bis dahin noch keine er-
„hebliche Hülfe habe erlangen können.

„Der König: Was fehlt ihm für seinen Kreis?

„v. Nüßler: Pferde zur Bestellung der Aecker,
„Roggen zu Brod und zur Sommersaat.

„d. K. Roggen zu Brod und zur Sommersaat
„will ich geben; aber mit Pferden kann ich nicht
„helfen.

„v. N. Ew. Maj. haben doch, auf Vorstellung
„des Geheimenraths von Brenkenhof, den Provin-
„zen Neumark und Pommern Proviant- und Ar-
„tilleriepferde geschenkt. Aber für den niederbar-
„nimschen Kreis spricht kein Mensch. Nehmen sich
„doch Ew. Maj. desselben unmittelbar an, sonst ist
„er verloren; u. s. w.

„d. K. Versammle Er geschwind alle churmär-
„kische Landräthe. Ich will sie am Donnerstage zu
„Berlin sprechen, und sagen, wie ich dem Lande
„helfen kann, und will.

„Am ersten April erschienen die Landräthe auf
„dem Schlosse, und von Nüßler führte lebhaft das
„Wort:

„d. K. Hat Er Crajon (Kreide?)

„v. N. Ja!

„d. K. Nun, so schreibe er auf. Die Herren „sollen aufsetzen, wie viel Roggen zu Brod, wie „viel Sommersaat, wie viel Pferde, Ochsen und „Kühe ihre Kreise höchst nöthig gebrauchen? Ueber„legen Sie das recht, und kommen Sie übermor„gen wieder zu mir; alsdann will ich mich darauf „erklären. Sie müssen aber Alles so genau und spar„sam als möglich einrichten; denn ich kann nicht „viel geben.

„Am dritten Tage stellten die Landräthe sich wie„der auf dem Schlosse ein, und von Nüßler war „abermals der Sprecher.

„v. N. Wir überreichen Ew. Maj. den anbe„fohlnen Aufsatz, welcher nur das Allernöthigste ent„hält, dessen die Kreise bedürfen. Er betrifft auch „nur die Stände, die Contribution geben. Der Adel „und andere arme Leute, die von den Russen rein „ausgeplündert worden, sind nicht mit in dem Auf„satze begriffen. Es hat aber der Adel durch den „Krieg und durch die Plünderung sehr viel gelitten.

„d. K. Welche Edelleute hat Er in Seinem „Kreise?

„v. N. (nennt sie, und setzt hinzu, daß, und „wie er, als Landrath, am meisten gelitten habe).

„d. K. Ich kann nicht allen geben; hat Er aber „arme Edelleute in seinem Kreise, die sich gar nicht „helfen können, so will ich diesen etwas geben.

„In dem niederbarnimschen Kreise waren solche „Arme von Adel nicht. Von Nüßler nannte aber

„Einige im lebusischen Kreise, die ganz ruinirt wä-
„ren, und forderte die Landräthe des teltowschen „Kreises auf, dem Könige mehrere zu nennen. Der „König schenkte bald darauf den Aermsten von Adel „8,000, 6,000, 4,000 Thlr. u. s. w." — Ein solcher König ist in Wahrheit ein Landesvater, und ein sehr freigebiger Landesvater, wenn er auch, wie Friedrich that, Bettler, die ihn auf der Straße anflehten, nur mit 8 Groschen, Bittschreiben um Almosen mit einem oder etlichen Thlrn., die Dedikationen der Gelehrten mit einem gnädigen Brief, und eine Karschin *) mit 2 Thlr. abfertigte.

Ein weiser Landesvater soll aber seinen Unterthanen nicht nur ein Titus, auch ein Numa soll er ihnen seyn. Er soll ihnen Religiosität geben, wenn sie keine haben; und ist sie bei ihnen vorhanden, so soll er sie pflegen und nähren. Friedrich war seinen Preußen in vielfacher Beziehung, was einst Ti-

---

*) Diese beliebte Dichterin und Improvisatorin, eines Bauers Tochter, unweit Schwibus, 1722. geboren, eines Ramlers, Sulzers, Krünitz's, Gleims Freundin, bat, von Mißgeschick und Armuth niedergedrückt, den König um eine Pension, und erhielt — 2 Thaler. Diese schickte sie ihm zurück, mit dem Verse:

„Zwei Thaler gibt kein großer König,
„Denn die vergrößern nicht mein Glück;
„Nein! sie erniedern mich ein wenig,
„D'rum geb' ich sie zurück.

tus seinen Römern war. Aber sum ein Numa zu seyn, fehlte ihm das Kleinod des Menschen, religiöser Sinn. Zwar hatte er seinen Unterthanen nicht erst Religion zu geben. Sie hatten sie schon; und eine unendlich bessere als er, der Voltaire's Schüler war. Aber das forderte seine Pflicht, daß er seines Volkes Religiosität schützte und erhöhte. Jenes hat er treulich gethan, dieses unterlassen. Ja! er hat sogar, wiewohl unabsichtlich, auf die öffentliche Religion nachtheilig eingewirkt.

Wie innig es ihm am Herzen lag, seine Unterthanen bei ihrer Religion zu schützen, bewies er theils durch die Sorgfalt, womit er auf den öffentlichen Religionsunterricht drang, theils durch die humane Duldung, die er jeder Religionsmeinung, wenn sie nur dem Staatswohle nicht gefährlich wurde, angedeihen ließ. Ein Volk ohne Religion, das fühlte er deutlich, ist eine Bande von Verbrechern, und nicht zu regieren. Eben so gut wußte er, daß ein religiöses Volk nur von Schulen ausgehen kann. Daher erließ er Verordnungen, die den fleißigen Schulbesuch in Städten und auf dem Lande dringendst empfahlen; traf hie und da neue, sehr zweckmäßige Schuleinrichtungen; befahl der geistlichen Oberbehörde, den Zustand aller Schulen des Reichs genau zu untersuchen, und ihm darüber zu berichten; machte den sämmtlichen Beamten zur Pflicht, das Landvolk zu nöthigen, daß es die Jugend fleißig zur Schule sende, und höchstens drei Monate Ferien zu gestatten; ließ sich ein genaues Verzeich-

niß über alle Schulmeister vorlegen; hatte sich's sogar vorgenommen, ihre Einkünfte zu verbessern; erklärte ausdrücklich, man müsse die Lehrer anhalten, den Kindern einen guten Religionsunterricht zu ertheilen, damit sie richtige Begriffe von ihren Pflichten bekämen; befahl, die schlechten Lehrer zu entfernen, und durch gute zu ersetzen; veranlaßte auch wirklich die Anstellung einiger vorzüglichen Schullehrer; erhöhte den Ertrag ihrer Stellen auf 120 Thlr., und warf manche kleine Summe aus, um guten Lehrern ihr nothdürftiges Auskommen zu sichern, und schenkte sogar der Schule zu Neuruppin 4,500 Thaler. Aber es blieben demungeachtet die Landschulen so ziemlich in ihrer alten, höchstschlechten Verfassung. Denn Geld war die erste, unerläßliche Bedingung ihrer Aufnahme; und Geld, so viel Geld, als zu diesem Zweck erforderlich gewesen wäre, konnte und wollte er nicht geben. — Blos in der Churmark fanden sich damals 500 Landschulmeister, deren ganzes Diensteinkommen jährlich 10 Thlr. und drunter betrug.

Als ihm vollends der unglückliche Gedanke erwachte, daß er wohl die Schulstellen als gute Versorgungsanstalten für die Invaliden benützen könne, kam die Jugenderziehung in noch tieferen Verfall. Zwar sagte er in einem seiner Befehle an das geistliche Departement: „daß, wenn welche unter „den Invaliden sind, die sich zu Schulmei„stern schicken, sie dazu angenommen werden „sollen;" — aber er gab zugleich dem Kriegs-De-

partement auf: „solche Leute, die als Schulmeister „zu gebrauchen, unter den Invaliden auszusuchen, „und eine monatliche Liste davon dem geistlichen „Departement zuzuschicken." — Und unter Leuten, die als Schulmeister zu gebrauchen wären, verstand er blos solche, die lesen, rechnen und schreiben können. Zwar wurden durch die Prüfungen, denen man die Invaliden unterwarf, wenigstens die alleruntauglichsten vom Schulamte abgehalten. Aber der königliche Befehl, der sich auf den Grund stützte: „die Leute meritiren, untergebracht zu werden, „indem sie Leben und Gesundheit für das Vater-„land gewagt haben," konnte doch nicht umgestoßen werden; und gegen Cabinetsbefehle war gar nichts zu unternehmen. Einst meldete sich einer der vielen tausend Invaliden zu einer Schulstelle, die 120 Thlr. eintrug, und vorher von einem vorzüglichen Lehrer bekleidet worden war. Der Invalide wurde geprüft, und gänzlicher Untauglichkeit wegen abgewiesen. Er wendete sich hierauf unmittelbar an den König, und es erging ein Cabinetsbefehl, der ihm ohne weiteres die verlangte Schulstelle zusprach, „weil es gerecht und billig sey, ei-„nen Menschen, der seine Kräfte zum Dienste des „Vaterlands aufgeopfert hat, zur Ruhe zu se-„tzen." Der Invalide bezieht die Stelle, und findet unter 120 Kindern, die fast sämmtlich geschickter sind als er, so viel Unruhe, daß er einem andern Schulmeister, der auch sein Kriegskamerad gewesen war, und unwissendere Kinder, und ein ge-

ringeres Einkommen hatte, gegen eine jährliche Abgabe einen Tausch anbot. Dies duldete das Ober-Consistorium nicht. Die Gemeinde, die den Verlust ihres vorigen Lehrers schmerzlichst empfand, flehte hierauf den König unmittelbar um einen bessern Jugendlehrer an. Allein es wurde auf ihre Klage keine Rücksicht genommen, und — die Jugend verwilderte sammt der Gemeinde. So kläglich vereitelte der redlich-meinende Monarch, durch eine falsche Ansicht getäuscht, seine guten Vorsätze zur Verbesserung des Jugendunterrichts. Was half es nun, daß er einst seinem Gymnasiendirektor Büsching antwortete: „daß ihm jeder Antrag ange„nehm sey, welcher zur Aufnahme der Schulanstal„ten etwas beitragen könne!“ oder, daß er einst eigenhändig an den Rand einer eingereichten Vorstellung schrieb: „Die Schlechten Schuhlmeisters „Seindt Schneiders die Meisten, und Müste Man „Sehen, ob man Sie nicht in kleinen Stetten kön„te Schneidern lassen, oder wie Man Sie Sonsten „Unterbringet, damit die Schuhlen desto ehr im guh„ten Standt komen können, was eine Interessan„te Sache ist!“ Durch diesen Widerspruch in Gesinnung und That fügte der König der öffentlichen Religion seines Volkes einen empfindlichen Schaden zu; denn nur in der Güte der Schulen ist die Güte der Volksreligion bedingt.

Empfindlicher noch schadete er durch die Geringschätzung, womit er den Stand der Prediger und Theologen behandelte, und durch die rücksichtlose

Ungebundenheit, womit er seine Verachtung aussprach. „Ein Teologus" — schrieb er einst auf den Vorschlag eines Feldpredigers zu einer theologischen Professur in Königsberg — „ein Teologus „ist leicht zu finden, das ist ein Thier Sonder Ver„nunft." — In den Jahren 1744. und 1745. erlaubten sich die Studenten zu Halle ärgerliche Unordnungen, und sogar Schlägereien im Schauspielhause. Die Universität trug daher, auf Veranlassung des Doktors und Professors der Theologie, Gotthilf August Franke, darauf an, daß die Komödianten, weil sie die Studenten zu allerlei Ausschweifungen veranlaßten, aus Halle ganz möchten entfernt werden. Friedrich schrieb mit eigner Hand: „Das ist das geistliche Mukerpack schuldt dran. sie „Sollen Spillen, und Her Franke, oder wie der „Schurke heisset, Sol darbey Seindt, umb die Stu„denten wegen seiner Närischen Vohrstellung eine „öfentliche reparation zu thun, und mihr Sol der „atest vom Comedianten geschicket werden, das er „dargewesen ist." Die Minister berichteten dagegen: „daß die ganze Universität, und nicht die Theo„logen, am wenigsten Franke allein, auf die Weg„schaffung der Comödianten angetragen, auch nicht „sowohl wegen der Comödien, als vielmehr wegen „der liederlichen Weibsstücke, die sich bei der Ban„de befänden, und den Studenten zu allerhand Ex„zessen Anleitung gäben. Sollte doch der Befehl „des Königs vollzogen werden, so wäre zu be„fürchten, daß die Auswärtigen ihre Kinder, und

„besonders Theologen, nicht mehr dahin schicken „würden, welches dieser in ganz Teutschland bis„her allein florirenden Universität zum Ruin, mit„hin des Königs Interesse selbst zum größten Scha„den gereichen würde.“ Aber alles, was endlich bewirkt werden konnte, bestand darin, daß Franke, statt in die Comödie gehen, und ein Attest sich darüber ausstellen lassen zu müssen, eine Geldstrafe von 20 Thlr. an die Armenkasse erlegen mußte. — Merkwürdig aber ist, daß er in der Folge eben diesen Franke, ohne sein Ansuchen, zum Consistorialrath ernannte, und in Zukunft auf keiner seiner Universitäten eine Schauspielergesellschaft duldete. So handelt ein königlich Gemüth, das den gemachten Fehler erkennt.

Hätte der große Mann doch nur auch für unrecht erkannt, bei der Tafel und in gemischter Gesellschaft über den Stand der Religionslehrer und über Religionsgegenstände auf eine unziemliche Art zu scherzen! Aber er schien zu vergessen, wie allmächtig das Beispiel der Könige wirkt, wie leicht sich Höflinge davon hinreissen lassen, und wie gerne die Menge folgt! Es ist allerdings zu wundern, daß ein solcher Geist nicht erkannte, wie wesentlich nothwendig es sey, der Religion seines Volkes, ob er sie schon für nichts mehr, als für „ein, durch Ver„jährung geheiligtes Vorurtheil“ hielt, in Rede und That die äusserliche Achtung nicht zu versagen; und ungern liest man in einem seiner Cabinetsschreiben von 1781. an vier Berliner Gemeinden:

„Was die Gesangbücher angeht, so steht einem je„den frei, zu singen: Nun ruhen alle Wälder, oder „dergleichen dummes und thörichtes Zeug „mehr."

Am meisten schienen noch seine Feldprediger bei ihm in einiger Achtung zu stehen, ohne Zweifel, weil er sich von ihrem wohlthätigen Einflusse auf das Militär überzeugt hatte. In der That hatte auch das Feldprediger-, und durch dieses das Militär-Schulwesen, unter seiner Regierung eine Ausbildung erhalten, deren bis jetzt noch kein anderer Staat in diesem Fache sich rühmen kann; und die am besten dotirten, und am zweckmäßigsten eingerichteten Schulen im ganzen Königreiche waren in der Regel die in den Garnisonen. Uebrigens aber muß man der Wahrheit zur Steuer bekennen, daß auch sehr viele Glieder des geistlichen Standes Beweise der Achtung und des Wohlwollens von ihm empfingen. Nur aber mußten sie sich solcher Beweise durch gutes, äusseres Benehmen, und sinnvolle Antworten würdig gezeigt haben. Denn ihrem Stande selbst war er weniger, als jedem andern gewogen. Wenn er sie nicht eben lästern wollte, nannte er sie Priester, oder schriftlich: „Prister;" sonst aber gewöhnlich Pfaffen.

Doch mochte er die Diener der Religion verachten, und nennen, wie er wollte, dies mindert nicht sein unsterbliches Verdienst, das er um die Religion selbst durch eine Duldung sich erwarb, die beinahe beispiellos ist. Kaum auf den Thron gelangt, be-

schied er auf eine Anfrage: „die Religionen Müs„sen alle Tolleriret werden, und Mus der Fiscal „nuhr das Auge darauf haben, das keine der an„dern abrug Thue, den hier mus jeder nach Sei„ner Faßon Selich werden.“ Und in den letzten Jahren seiner Regierung verfügte er: „Meine Wil„lensmeinung ist, alle die Religionen, die ihren „Gottesdienst hier im Lande haben, sollen das so „haben, wie sie wollen, ohne sie zu stören; die Lu„theraner auf ihre Weise, und die Reformirten eben „so, wie die andern“ u. s. w. — König Friedrich Wilhelm I. hatte mit auffallender Strenge darauf gedrungen, daß das Absingen der Gebete, des Segenswunsches und der Einsetzungsworte in den lutherischen Kirchen unterlassen, und die Chorröcke und Meßgewänder gegen Mäntel vertauscht werden sollten. Friedrich gab den lutherischen Predigern volle Freiheit, sich nach Belieben der ehemaligen Ceremonien und Kirchenkleidungen wieder zu bedienen. — Den Katholiken zu Berlin gestattete er den Bau einer prachtvollen Kirche, und alle und jede Parochialrechte; so wie auch der katholischen Gemeinde zu Potsdam. Den wenigen, meistens armen Katholiken im Ostfrießischen erlaubte er, gegen alle noch so scheinbaren Vorwände, „das Freye exersisse ihrer „Religion, nebst Pater, und was dazu gehöret.“

Dagegen verbot er den Katholiken in Schlesien die üblich gewesenen Controverspredigten, und alles Schmähen und Verketzern, und verpflichtete nicht nur sein geistliches Departement, sondern auch den

Fürstbischof Schafgotsch zu Breslau, ernstlichst über dieses Verbot zu wachen. In gleicher Rücksicht erließ er einst an die protestantische Geistlichkeit zu Stargard folgenden scharfen Befehl: „Seine kö„nigl. Majestät in Preußen ꝛc. haben in Erfahrung „gebracht, daß das geistliche Ministerium in Star„gard, und in solchem vornehmlich der lutherische „Prediger Essart, sich zeithero unternommen, eini„ge daselbst wohnende ehrliche Bürgersleute, wegen „ihrer besondern Religionsmeinungen, nicht allein „bei aller Gelegenheit zu verfolgen, und wider sel„bige auf eine höchst unanständige Weise fast in al„len Predigten zu poltern und zu schimpfen, son„dern auch sogar denselben, wenn sie sterben, einen „Platz auf den ordentlichen Kirchhöfen zu versagen, „und die Leichen an schändliche Oerter zu verwei„sen. Gleichwie höchstgedachter Sr. königl. Maj. „dergleichen ganz unchristliches und höchst-unver„nünftiges Betragen der oberwähnten Geistlichkeit „zu recht großem Mißfallen gereicht; solches auch „um so schändlicher und strafbarer ist, da es nicht „allein den Grundregeln des Christenthums selbst, „sondern zugleich Deroselben, wegen Verstattung „der Gewissensfreiheit, so vielfältig declarirter „allergnädigsten Willensmeinung schnurstracks ent„gegen läuft: also haben Sie auch derselben dieses „grobe Vergehen wider Gott, die Obrigkeit, und „die gesunde Vernunft, hierdurch aufs nachdrücklich„ste verweisen, ihr aber zugleich so gnädigst als „ernstlichst anbefehlen wollen, von dergleichen un-

„geziemendem Verfahren inskünftige abzustehen, die „Kanzeln nicht ferner zum Tummelplatz ihrer Affecten zu gebrauchen, alles Polterns und Schmähens auf solchen sich gänzlich zu enthalten, und „überhaupt einen jeden bei seinem Religionssentiment und seiner Gewissensfreiheit ungestört und „ungekränkt zu lassen, insonderheit aber auch wegen des Begräbnisses dergleichen Leute auf den „ordentlichen Kirchhöfen, zum Aergerniß und Spektakel der ganzen Stadt, unter keinerley Prätext „weiter einige Schwierigkeit zu machen. Uebrigens „haben Se. königl. Majestät zu den mehrerwähnten Predigern das gnädigste Vertrauen, daß sie „insgesammt nach dieser positiven Ordre sich stricte richten, und durch Hintansetzung derselben Ihnen keinen Anlaß geben werden, sie Dero Ungnade, durch Statuirung eines eclatanten Exempels, „empfinden zu lassen."

Gleiche Duldung gewährte er allen und jeden religiösen Sekten. Selbst auch allen möglichen anderen Verbrüderungen und Orden — er selbst war schon als Kronprinz in den der Freimaurer getreten, hat ihn aber 1753. wieder verlassen — durch alle seine Staaten. Die Mährischen Brüder hatten sich einst herausgenommen, eigenmächtig vom Auslande drei Lehrer zu berufen, ohne sie auch nur zur Eidesleistung, oder Prüfung, oder Bestätigung der höhern Behörde vorzustellen. Diese Gemeinden wurden beim Könige sogar angeklagt, daß sie allen protestantischen Kirchengesetzen subordinationswidrig wider-

strebten, und nur ihren Bischof Zinzendorf, als geistliche Behörde, anerkennen wollten. Und der König beschied: „Sie können thun, was Sie wol„len, wenn sie nuhr nichts gegen die Landesgesetze „und guhten Sittenlehren." Unter allen Religionsparteien waren es die Herrnhuter, die am wenigsten auf des Königs Gnade rechnen durften. Dennoch versagte er auch ihnen den menschenfreundlichen Schutz der Duldung nicht. Doch suchte er die weitere Ausbreitung dieser Sekte ernstlich zu verhindern. Ueberhaupt war er ein Todfeind aller und jeder Proselytenmacherei. Daher sagt er in einem seiner Cabinetsbefehle unter anderm: „Ich „habe resolvirt, daß, so viel seine" (nämlich eines gewissen Kaufmanns Schmidt zu Stettin) „Glau„bensfreiheit anbetrift, solche ihm, wie es sich von „selbst versteht, allemal frei bleibe. So viel aber „die Anlegung eines besondern Bethauses in oder „bei Stettin angehet, so will ich zwar gestatten, „daß er, nebst seinen Glaubensgenossen, sich eines „besondern Hauses gedachter Orten bedienen möge, „um darin seine Religionsübungen zwar frei, je„doch in der Stille, zu treiben; jedennoch aber auch „unter der expressen Condition, daß weder er, noch „sonsten Jemand von den dortigen Herrnhutern, „sich nun und niemalen unterstehen müssen, Pro„selyten zu machen, noch Jemanden, es sey direk„te oder indirekte, zu ihrer Sekte zu verführen, „oder weiter anzunehmen; widrigenfalls gedachter „Kaufmann dafür responsabel bleibet, und unaus-

„bleiblich zum Vestungsarrest gebracht werden soll. „Ihr habt also hiernach das Nöthige zu verfügen; „dabei aber auch zugleich die deßfalls auszuferti= „gende Concession dergestalt zu clausuliren, und al= „lem vorzubeugen, damit gedachte Sekte sich durch= „aus nicht weiter ausbreite, noch andere dazu neh= „men könne, vielmehr sich begnügen müsse, wenn „denjenigen, so sich dort vor der Hand dazu be= „kennen, die Freiheit gelassen wird, die Religions= „übungen nach ihren Meinungen ohne Eclat zu „treiben.“ —

Den wahren Grund seines toleranten Betragens gegen die Herrnhuter sprach Friedrich in einem merk= würdigen Cabinets=Befehle von 1750. aus. Er spricht: „Allermaaßen überhaupt evitirt werden „muß, Leuten, so dieser miserablen Sekte zugethan, „in den Kopf zu bringen, als ob man solche so viel „achtete, daß man sie deßhalb verfolgte, und sie „durch Gewalt von ihren Irrthümern zurückbringen „wolle, da die Erfahrung durch alle Zeiten gelehrt „hat, daß, wenn Leute, so in die ridicülsten Irr= „thümer verfallen, durch Bedruck und Verfolgung „zurückgebracht werden sollen, selbige um so mehr „darin sich opiniatrirt haben, in völligen Fanati= „cismum verfallen sind, dadurch aber auf die Phan= „tasie gerathen, als ob doch etwas Sonderliches „unter dergleichen Sekten stecken müsse, weil man „solche nicht anders als durch Gewalt reprimiren „müsse. Wo hergegen aber, wenn man dergleichen „Leute und ihre Sekte meprisirt und gethan hat,

„als ob sie nicht einmal einer Attention werth, und „Leute wären, die eher Mitleiden als Haß verdien„ten, dabei aber nur darauf gesehen hat, daß die „Häupter der Sekte das Land meiden, die andern „aber sich als Bürger und Unterthanen aufführen „müssen, solche sich endlich ihrer Thorheit geschämt „haben, und entweder selbst zurückgekommen sind, „oder doch andern keine Impression gemacht, und „keinen weitern Zuwachs, noch Anhang gefunden, „mithin endlich unvermerkt aufgehört haben."

Bei Besetzung der Pfarrstellen schien Friedrichs Duldung nicht selten in eine Gleichgültigkeit auszuarten, die zu vielen Verwirrungen Anlaß gab, und die geistliche Oberbehörde nicht selten in die unangenehmste Verlegenheit versetzte. Bat ihn eine Gemeinde, ihr diesen oder jenen, dem sie nun gerade ihre besondere Neigung geschenkt hatte, zum Prediger zu geben, so entschied er gewöhnlich auf der Stelle, ganz dem Verlangen nachgebend. Aber oft hatte sich eine Gemeinde in zwei, auch drei Parteien gespalten, deren jede ihren besondern Günstling hatte, und die alle, eine nach der andern, vom Könige die Zusage ihres Verlangens erhielten. Aus solchen Collisionsfällen suchte er sich dann gemeiniglich dadurch herauszuwickeln, daß er rasch entschied: „der beste!" oder: „der beste, ich kenne die „Chekers nicht;" oder: den Fasen, welchen sie ha„ben wollen." — Je gleichgültiger aber Friedrich über alle öffentlichen Religions- und Kirchenangelegenheiten dachte, um so bewundernswürdiger ist

die beispiellose Geduld, womit er oft die verwickelt- sten kirchlichen Streitsachen einzelner Gemeinden behandelte.

So schimmerte selbst durch die Gleichgültigkeit, die er gegen alles bewies, was auf christliche Religion und ihre äusseren Angelegenheiten Bezug hatte, dennoch eine Herzensgüte hervor, die den Freund der Religion den Mangel eines religiösen Gefühls in einem solchen Herzen um so schmerzlicher bedauern macht. Aber Friedrichs hoher Sinn war zu edel, als daß selbst Voltaire's Gift vermocht hätte, ihm alle segnende Wirksamkeit für die Religiosität seines Volkes zu rauben. Zwar hat das Beispiel der Geringschätzung, das er gab, viel Böses gewirkt; aber die Geschichte muß auch das Gute nennen, das seine Duldung bewirkte. Denn sie bewirkte wenigstens dies, daß in seinen Staaten Geist und Herz ihre religiösen Ideen und Gefühle in unumwundener Freiheit aussprechen konnten. Mehr bedürfen Aufklärung und Forschungsgeist nicht, um fröhlich zu keimen, und Früchte zu tragen. Ueberdies verbreitete sein Beispiel allgemein den Sinn der Duldung; und so gedieh und erstarkte unter seiner Aegide der Stamm christlicher Wahrheit und Liebe. Veraltete Formen sanken, bessere traten an ihre Stelle; die öffentlichen Gottesverehrungen gewannen durch zweckmäßigere Gebete, gehaltvollere Reden und bessere Gesangbücher; die Kirchenbuße wurde abgeschafft; die allzugroße Menge der Feiertag beschränkt; ein jährlicher, allgemeiner Bußtag

eingeführt; die, zu einem schädlichen Mißbrauch gewordene Nachfolge der Predigersöhne im Amte der Väter aufgehoben; die allgemeine Besorgung aller geistlichen Angelegenheiten im ganzen Reiche einem Oberkonsistorium anvertraut. So muß selbst die Kirche, die sich von Friedrichen verschmäht sah, ihm doch die Palme des Verdienstes reichen.

Bisweilen, aber höchst selten, hüllte sich seine politische Toleranz auch wirklich in das Gewand der christlichen. Als ihn z. B. nach der Schlacht bei Hohenfriedberg einige tausend Bauern mit Klagen über den Druck bestürmten, den sie unter der österreichischen Regierung von den Katholiken hätten dulden müssen, und ihn um die Erlaubniß baten, nun an ihren Bedrückern blutige Rache nehmen zu dürfen; rief er ihnen die Worte zu: „Segnet, die „euch fluchen! betet für eure Verfolger! so fordert „es die Religion.“ Beschämt gingen sie hinweg.

Die Wissenschaften haben überhaupt das Göttliche an sich, daß sie, wenn sie nur nicht gewaltsam niedergedrückt werden, aus eigner, ewig junger Kraft emporblühen. Sie flehen die Herrscher der Völker um nicht viel mehr an zu ihrem Gedeihen, als um duldenden Sinn! Ja! der Herrscher mag sogar den Genuß ihrer Geistesblüthen verachtend von sich weisen, nur zerknicke er sie nicht — und sie flechten ihm dankbar die schönste Blume in den Kranz der Unsterblichkeit. Wie so gar nichts kümmerte sich

Friedrich um die teutsche Literatur! ja, wie verächtlich hat er sie behandelt! und doch — wie so fröhlich blühte sie unter seiner Regierung zum goldnen Zeitalter heran!

Von den schweren Klagen, die unser Vaterland gegen Frankreich zu führen hat, ist diese keine der kleinsten, daß es unsrer Literatur unsern Friedrich raubte. Von Franzosen erzogen, durch französische Lektüre gebildet, auch als Mann am liebsten in Gesellschaft von Franzosen, von ihrem lebhaften Witze und ihrer geschmeidigen Artigkeit hingerissen, mit Frankreichs vorzüglichsten Gelehrten in ununterbrochenem Briefwechsel, die französische Sprache wie seine Muttersprache, die vaterländische wie eine fremde sprechend, und völlig unwissend im Fache der teutschen Literatur — wie hätte er mit teutschen Gelehrten bekannt werden? wie ihre Werke kennen lernen? wie an ihrer schmucklosen Gediegenheit Geschmack finden? wie ihre Schüchternheit, die an manchem, der unverhofft das Glück hatte, mit ihm zu sprechen, zur Unbeholfenheit wurde, lieb gewinnen können? Wurde er ja nicht einmal gelehrt, seine Muttersprache erträglich zu schreiben! Er, unter Teutschlands Heroen der Erste, mußte, von französischem Flitter umhängt, teutscher Wissenschaft, des Kerns der europäischen Geisteskultur, entbehren!

Nicht leicht wird ein, mitten in Teutschland gebildeter Schöngeist in der Sprache und dem literarischen Leben seines Vaterlandes ein solcher Fremdling seyn, als Friedrich war. Und doch wähnte er,

über die teutsche Literatur, ihre Mängel und die Mittel, ihnen abzuhelfen, ein Urtheil fällen zu können. „Der Obrist Grimm, der ein Teutscher ist“ — schreibt er an d'Alembert — „wird Ihnen über die „teutsche Sprache Auskunft geben, die Sie nicht „gelernt haben, und die zu lernen, bis jetzt nicht „der Mühe lohnte. Denn eine Sprache verdient „nur in Rücksicht der guten Schriftsteller, die ihr „Glanz verschaffen, studiert zu werden, und hier„an fehlt es uns gänzlich. Vielleicht aber werden „sie erscheinen, wenn ich in den elyseischen Feldern „lustwandle, wo ich dem mantuanischen Schwan die „Idyllen eines Teutschen, Namens Geßner, und „Gellert's Fabeln überreichen will. Sie werden „über die Mühe spotten, die ich mir gegeben ha„be, einer Nation, die bisher nichts verstand, als „essen, trinken und sich schlagen, einige Begriffe „von Geschmack und attischem Salz beizubringen.“ Kein Wunder, daß er, geblendet von solcher Ansicht, sein Orakel Voltaire bat, Nachsicht mit seinen literarischen Versuchen zu haben, weil „die Ost„see-Küsten, schwer gedrückt von Nebel, ihn er„zeugt hätten.“ — Bei allem dem nöthigte ihn die Wahrheit, zu gestehen, daß es den Teutschen gar nicht an Scharfsinn und großen Anlagen zum Philosophiren fehle, und daß es teutsche Weltweise gebe, die es mit den Weltweisen der alten Zeit gar wohl aufnehmen könnten; ja! sie in Manchem sogar überträfen. Das höchste Lob aber glaubte er der teutschen Literatur damit zu ertheilen, daß er

äusserte, sie besitze einige Männer, die sich die Vorzüge italienischer und englischer, ja sogar vielleicht auch französischer Schriftsteller in Zukunft noch erwerben könnten. Er nennt sogar einige der vorzüglichsten teutschen Gelehrten, so wie sie ihn der Zufall kennen gelernt hatte. Den lieben sanften Gellert hatte er selbst persönlich lieb gewonnen.

Möge sich der Genius unserer Literatur mit der Aeusserung trösten, die Friedrich, als ein Greis von 64 Jahren, seinem lieben d'Alembert schrieb: „Nun lebe ich wieder für mich, für mein Volk, für „meine Freunde, und noch ein Bischen für die Wis„senschaften. Denn ich kann wohl sagen, daß mir „so viel schlechtes Zeug, das Sie mir aus Frank„reich schicken, den Geschmack am Lesen ganz ver„dorben hat. Ich bin ein alter Mann, und es wür„de sich für mich sehr wenig schicken, mit solchen „Gecken zu faseln. Ich liebe das Gründliche; und „wenn ich wieder jung werden könnte, so würde ich „ganz gewiß von den Franzosen ein Apostat wer„den, und mich auf die Seite der Engländer und „Teutschen schlagen. Ich habe sehr viel erlebt, mein „lieber d'Alembert! habe erlebt, daß päbstliche Sol„daten meine Uniform tragen, daß die Jesuiten mich „zu ihrem General erwählt haben, und daß Vol„taire wie ein altes Weib schreibt."

Mag auch Friedrich in früheren Jahren die teutsche Literatur verschmäht haben; er hat sich dennoch unsterbliche Verdienste um sie erworben. Das größte war, daß er, unmittelbar nach seiner Thronbe-

besteigung unumschränkte Freiheit gab, zu sprechen und zu schreiben. Seine Nachsicht war so unbegränzt, daß er sogar — gewiß ein nicht minderer Beweis seiner Geisteserhabenheit, als seiner Klugheit — die schamlosesten, gegen seine eigene Person gerichteten Pasquille duldete, oder vielmehr, sie nicht der geringsten Aufmerksamkeit würdigte, so strenge er übrigens alle und jede Invektiven bestrafte, womit einzelne Personen, oder Stände einander angriffen. — So wie Friedrich dem Ideentausche volle Freiheit gab; so wuchs auch von Stunde an der Strom der Ideen, und ergoß sich ungehemmt durch alle Gebiete der Wissenschaften, allenthalben neues geistiges Leben verbreitend. Es begann der edelste Wettkampf der erwachten Geister; und schnell erhoben sich auf Teutschlands Auen die Genien der Sprache, des Geschmacks und der Dichtung, so wenig auch Friedrich selbst davon ahnete, vorzüglich aber der Genius gründlicher Gelehrsamkeit, zu einer Höhe, welche die teutsche Litteratur jeder andern in Europa gleichstellte, und in mancher Hinsicht, besonders über die französische merklich erhob.

Friedrich verdoppelte sein Verdienst um vaterländische Geistesbildung durch ernste Sorgfalt um Emporhebung der gelehrten Bildungsanstalten. Der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gab er neues Leben. Er erklärte öffentlich: Unsre Academie muß nicht zur Parade, sondern zur Instruction seyn, und berief Männer von Gelehrsamkeit und Ruhm, nur leider, daß es lauter Ausländer

waren, zwar ernannte er den grosen Leonhard Euler zum Director der mathematischen Classe; aber desto mehr fehlte er darin, daß er der Akademie einen Franzosen Maupertuis zum Präsidenten gab. Dieser mußte den neuen Vervollkommnungsplan für sie entwerfen, und ihr französischen Zuschnitt geben. — Glücklicher sorgte Friedrich für den Ruf der Hallischen Universität. Er gab ihr den berühmten Philosophen, Christian Wolf, zurük, den ihr Friedrich Wilhelm durch sein hartes Verweisungsurtheil *) geraubt hatte. Er bemühte sich wirklich sehr diesen Mann für seine Staaten wieder zu gewinnen. Unter anderm schrieb er, sechs Tage nach seiner Thron-Besteigung, an Probst Reinbeck, den er sehr achtete:

*) Der intolerante, neidische und rachsüchtige Theologe Lange zu Halle hatte nämlich den redlichen Wolf als Atheisten und Fatalisten angeklagt, und wußte den König so sehr gegen den unschuldigen Mann in Harnisch zu bringen, daß er ihn aufzuknüpfen befahl, wofern er nur noch 24 Stunden in Hall bliebe. Es hatten unter andern zwei Generale, die Lange für sich zu gewinnen wußte, dem Könige bewiesen, daß, nach Wolfs philosophischen Grundsätzen, ein Leibgrenadier (aber diese Leibgrenadiere von riesenmäßiger Größe waren des Königs Lieblinge) nicht bestraft werden dürfe, wenn er entliefe, weil er nur gethan hätte, wozu er von Ewigkeit her bestimmt worden sey. — Wolf flüchtete nach Marburg, wo er Regierungsrath und Professor wurde. Nach siebenzehnjähriger Verbannung kehrte er nach Halle zurük, und zwar mit 2,000 Rthlr. Gehalt und dem Geheimderathstitel.

„Ich bitte ihm, sich umb des Wolfen Mühe zu ge„ben, ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie „liebet, muß unter menschlicher Gesellschaft werth „gehalten werden, und glaube ich, das er eine Con„quete im Lande der Wahrheit gemacht hat, welche „ (wenn) er den Wolf hier her persuadiret."

Nichts war dem König unwillkommener, als wenn Männer, deren Verdienste er erkannt hatte, ins Ausland berufen wurden. Auf die Anfrage: „ob dem Prof. Klotz in Halle die begehrte Dimission expedirt werden dürfe?" gab er zur Antwort: "Nein. Man muß Im flatiren mit Einer Zulage." Bei einer ähnlichen Veranlassung schrieb er: „ich wil nicht, das man mihr Leute aus dem Land debauchire." — Wenn übrigens auch Friedrich die Fonds seiner Universitäten und Gymnasien nicht eben erhöhte, so erhöhte er doch ihren Flor. Unaufhörlich drang er darauf, nur gelehrten und brauchbaren Männern die höhere Bildung der Jünglinge anzuvertrauen. Ernstlich empfahl er das Studium der alten Classiker und der Beredtsamkeit. Strenge bestand er auf der Forderung, daß aus den niedern Volksklassen nur die vorzüglichsten Köpfe zugelassen, und arme Jünglinge nur dann, wenn sie ausgezeichnete Anlagen und Vorzüge besäßen, mit Stipendien unterstützt werden sollten.

Auch einige neue Bildungsanstalten erstanden unter seiner Regierung; vorzüglich die Ritterakademie zu Berlin, der die beiden Kadettenschulen zu Stolpe und Kulm als Propyläen

dienten; und die treffliche Realschule, deren Zweck ist, nicht blos zur Universität, sondern auch zum Offizierstande, ferner: zu Künsten und zur Handlung, zur Technik und Landwirthschaft vorzubereiten. — Aber am thätigsten zeigte er sich für die Aufnahme der medicinischen und chirurgischen Wissenschaften, wahrscheinlich zum Theil auch deßwegen, weil sie auf das Wohl einer Armee einen so entschiedenen Einfluß haben. Um den Lazarethen eine zweckmäßigere Einrichtung zu geben, berief er zwölf geschikte Wundärzte aus Frankreich. In Berlin ordnete er ein Ober-Sanitätskollegium an, dem er alle übrigen medicinischen und Sanitätskollegien, die zum Theil von ihm neu gegründet wurden, mit allen auf die Gesundheit der Menschen und Thiere Bezug habenden Gegenständen unterordnete. Wie wohlthätig sorgte er für die Menschheit dadurch, daß er in jeder Provinz einen Hebammenlehrer anstellte! wie freudig unterstützte er den Plan zur Errichtnng einer Pflanzschule für Feldmesser und Bauverständige, für Conducteure und Ingenieure!

Mit der Kultur der Wissenschaften ging die der Künste in Friedrichs Staaten gleichen Schritt. Viele vorzügliche Künstler entlockte er, selbst ein großer Kunstkenner, dem Auslande, viele inländische sendete er auf Reisen, seine Gemäldegallerien standen offen, und seine Palläste bereicherte er mit Kunstwerken. Aber nicht nur dadurch, vorzüglich auch durch die von Friedrich I. errichtete, von ihm aber zu neuem Flor erhobene Kunstakademie weckte

und bildete er den Kunstsinn in seinem Volke. Ueberdies hatte er eine ansehnliche Zahl von vortrefflichen Künstlern an seinem Hofe, und gab ihrem Genie reichliche Beschäftigung. Ein Pesne, Falbe, Rode, Frisch, Oesterreich bereicherten durch manches Meisterwerke die Malerkunst. Vorzüglich Rode verewigte sich durch die Heldendenkmäler Schwerin's, Winterfeld's, Kleist's und Keith's, womit er die Potsdamer Garnisonkirche schmückte. Ein Schmidt, Meil, Chodowiecki, Berger, errangen sich den höchsten Preiß in der Kupferstecherkunst. Ein Benkert, Glume, Hoppenhaupt, Meyer und vorzüglich die Brüder Ränz verschönerten durch Meisterwerke der Bildhauerkunst die Paläste und öffentlichen Plätze von Berlin und Potsdam. Am herrlichsten gedieh die Baukunst. Die königlichen Schlösser zu Berlin, Potsdam, Charlottenburg und Schönhausen gewannen eben so sehr an architektonischer Schönheit als an Umfang. Aber über alle Werke der Baukunst, die sein Knobelsdorf, dieser Mann von hohem Kunsttalent und vollendetem Geschmack — daher ihm auch sein König die Oberaufsicht über alle königlichen Gebäude und Bauten anvertraute — auf seinen Wink hervorzauberte, ragen das geschmackvolle Sanssouci und das neue Schloß zu Potsdam hervor. Ungemein groß ist die Menge von anderen geschmackvollen Anlagen und Gebäuden, womit Friedrich nicht nur seine Residenzen, sondern auch sogar Provinzialstädte schmückte. Er ist recht eigentlich Pots-

dams Schöpfer, und in vielfacher Beziehung auch der Schöpfer Berlins.

Doch inniger, als jede andre Kunst wurde die der Töne vom Könige gepflegt. Er selbst Virtuose auf der Flöte, mochte nur Virtuosen um sich haben. Graun, Benda, Quanz, Reinhard, der Sänger Concialini, die Sängerin Mara, bleiben ewig hochgefeierte Namen; und das ebenso geschmack- als prachtvolle Opernhaus ist ein Beweis, mit welcher Vorliebe Friedrich dem Apoll opferte. Vorzüglich nach dem heißen Kampfe des siebenjährigen Kriegs gefiel sich des Königs Frohsinn im rauschenden Wechsel von Opern, Conzerten, Bällen, Schauspielen und musikalischen Festen aller Art. Er ordnete sie meistens selbst an, und erhöhte ihren Genuß sehr oft durch neue selbst komponirte Arien. Es war eine ihm unwillkommene Ausnahme, wenn irgend einmal ein Tag verging, ohne daß er sich in seinem kleinen Conzerte auf der Flöte hatte hören lassen. Nur die Zunahme des Alters konnte nach und nach eine Abnahme der Musikliebe bei ihm erzeugen. Aber die lebendige Anregung, die sein Beispiel gegeben hatte, wirkte wohlthätig fort; und bald brachten Hohe und Niedere dem Apoll ihre Huldigungen dar, und empfingen dafür mehr Feinheit des Geschmacks und Milde der Gesinnungen. — Neben bei entwickelte sich, ohne daß es Friedrich bemerkte, die Blüthe der teutschen Schauspielkunst, vom Hofe verachtet, vom Volke geliebt, von vaterländischen Dichtern und Künstlern unterstützt. Indeß die unwürdig erhobene Fremdlingin, die französische Schauspielkunst, in einem prächtigen Thalientempel, und sogar in den Sälen des königs

lichen Schlosses selbst, sich brüstete, mußte ihre edle, von königlicher Verachtung in Staub getretene Schwester in einer Bude auf dem Gensd'armesmarkte ein Obdach suchen, und duftete, dem Veilchen gleich, in der Verborgenheit, indeß ausländische Frechheit ihr die verdiente Stelle im Diadem des Fürsten raubte. Doch dies war nun einmal das Loos unsres von Frankreichs Rauschgold geblendeten Friedrichs, daß er den rohen Diamant vor seinen Füssen übersah, und nur des Auslands Schätze würdigte. Ohne diesen Fehler — welch ein Augustus wäre Friedrich der Geisteskultur unsres Vaterlandes geworden!! —

Aber verlangen wir nicht zu viel? Der große Friedrich konnte, so groß er auch war, sich doch dem menschlichen Loose der Unvollkommenheit nicht entziehen. Welch eine Riesenaufgabe für einen Herrschergeist, einen kleinen und armen Staat aus eigner Kraft in die Reihe der ersten Mächte des Welttheils emporzuheben! den entvölkerten zu bevölkern! die Quellen des Elends zu verstopfen, und neue Seegensquellen zu eröffnen! der Schöpfer hoher Cultur, der Wecker geistigen Lebens, der Beschützer geistiger Freiheit, — mit Einem Worte: seines Vaterlandes Vater zu seyn! Und das war Friedrich. Mit diesem erhabensten Lobspruche zeichnet die Wahrheit seinen hochgefeierten Namen in die ewigen Tafeln der Geschichte.

Von einem Vater des Vaterlandes aber wird nicht blos gefordert, daß er es väterlich beglücke, sondern auch, daß er es mit Vatertreue beschütze. Und auch dies that Friedrich auf eine Art, die Eu=

ropa in Staunen setzte. Denn er erhob seine Armee durch Disciplin, Taktik und Muth zur ersten der Welt, und so schuf er der innern Wohlfarth seiner Monarchie die sicherste Schutzmauer. Er hat seine Kriegsmacht von 76,000 bis bisnahe an 200,000 Mann vermehrt, sie zur Lehrerin für alle Kriegsheere von Europa erhoben, und an der Spitze seiner Heldenschaaren, den Völkern von der Ueberlegenheit seines neuen Kriegssystems den Beweis praktisch gegeben. Freilich mußte in den neu geschaffnen Formen auch ein Genius, wie der seinige, leben, um dieselben Wunder wirken zu können. Aber von ihm aus ergoß sich der Geist der Ordnung, des Muthes und der kühnsten Raschheit über seine ganze Armee; und mittelst der Armee bemächtigte sich des ganzen Volkes ein kriegerischer Sinn, und ein auf Heldenruhm gedründeter Patriotismus, der dem preußischen Volke sichtbar ein geistiges Uebergewicht über andere, ungleich zahlreichere Nationen errang, und auch die Großthaten der Preußen unserer Zeit möglich machte. Denn ohne einen Friedrich gehabt zu haben, hätten sie wahrscheinlich, gleich andern Nationen, Frankreichs Bedrückungen seufzend ertragen, oder, wenn auch die Verzweiflung sie gewaltsam zur Nothwehr emporgerissen hätte, gewiß nicht solche ächte Spartanerthaten gethan, wie sie nur aus der besonnesten Einigung höchster Thatenkraft mit weise geregeltem Willen hervorgehen können.

Auch wann der Heldengeist des preußischen Heeres ruhte, wußte ihn sein königlicher Schöpfer dennoch zu nähren. Nicht wenig trugen hiezu die alljährlichen Heerschaue bei, die seinen Armeekorps eben so viele Feste waren, weil sie dann ihren Fritz wieder in ihrer Mitte sahen. Sein erhebender Anblick

weckte jedem Einzelnen viele große Erinnerungen gelungener Hermannsthaten, und neue Heldenthatenlust! Auf welchem, man möchte sagen, vertrauten Fuße er mit seinen Kriegsgefährten, vorzüglich mit den gemeinen Soldaten lebte: wie er es so gerne hörte, wenn sie ihm den Vaternamen zuriefen, oder ihn mit einem einfachen: „Fritze“! anredeten: wie er auch in Ertragung aller Strapazen dem ganzen Heere mit seinem Beispiele voranging: kurz! wie er so ganz eben auch einer ihres Gleichen schien — das alles hat die Welt ja längst aus dem Munde der viel tausend alten preußischen Invaliden zu Genüge vernommen. Aber das bleibt ewig zu bewundern, wie Friedrich einen solchen Geist in Menschenmassen erwecken konnte, die er aus allen Winkeln der Welt zusammenrafte. Denn bekanntlich bestand ein großer Theil seines Heeres aus Ausländern, die freiwillig oder überlistet sich hatten anwerben lassen. An Rekruten, an diesem Kriegsmateriale, an diesen Spielmarken Bellona's, oder, um mit dem Menschenfreunde Napoleon zu sprechen, an diesem Kanonenfleische, hatte Friedrich im siebenjährigen Kriege grossen Mangel. Denn jenes Kanibalen-System, wornach Napoleon die Menschen wie Vieh zu Mavors Dienste zusammentreiben ließ, war nicht für Preußens König *). Ihm war seiner Unterthanen Blut zu kostbar. Er zwang lieber, weil er nun doch einmal dem Drang eines Krieges, den er nicht verschuldet hatte, nachgeben mußte, feindliche Arme zu seinem Dienste,

*) Napoleon hat bekanntlich in dem letzten Jahre seines Wüthens als unumschränkter Kaiser 1,300,000 Mann ausgehoben; und Krüppel mußten dafür, daß man sie zum Geschlachtetwerden untauglich fand, nach den Conscriptionsgesetzten 1,500 Livres zahlen.

und ließ die Gefangenen mit Gewalt einkleiden; oder er kaufte, wo Gewalt nicht ausreichte. Seine Werber, die öffentlich oder verkappt ganz Teutschland durchstreiften, brachten aus den entlegensten Winkeln, durch List oder Geld Rekruten zu Hunderten zusammen. Sein Werboberst Colignon, eben so kühn als verschmitzt, soll ihm, binnen des siebenjährigen Kriegs, nicht weniger, als 60,000 Rekruten geliefert haben. Selbst in Friedenszeiten wurden ihm jährlich selten unter 8,000 zugeführt.

Daß, ungeachtet der vielen Ausländer, seine Militärmacht dennoch die Kräfte seines Staats übersteige, fühlte er wohl; die Unterthanen fühlten es noch mehr. Aber er that, was möglich war, um sie zu erleichtern. Unmittelbar nach dem siebenjährigen Kriege entließ er 30,000 Söhne seiner Unterthanen aus dem Kriegsdienste. Schon früherhin hatte er „die Söhne der Kaufleute, Rentirer, Künstler und „Fabrikanten, ingleichen der Weinhändler und Materialisten, so guten Handel führen, wie auch kö„niglicher Bedienten und anderer Leute, welche von „Stande sind, oder von Kapitalien leben, überhaupt „von denjenigen, welche 6,000 Thlr. im Vermögen „haben, auch Studirende, die vorzüglich viel Ge„nie zeigen, von aller Enrollirung und Werbung „ganz und gar freigesprochen.“ Dafür vermehrte er die Anzahl der Ausländer beinahe bis zur Hälfte des Armeebestandes. Ueberdies ließ er alljährlich jedesmal nach der Heerschau eine sehr große Anzahl von Inländern auf Urlaub nach Haus. Um der grausamen Willkühr der Offiziere bei Aushebungen möglichst vorzubeugen, mußten jedesmal Civilbehörden mit beisitzen. Freilich schlichen sich dennoch manche grobe Willkührlichkeiten mit ein. Aber sie kön-

nen dem Gerechtigkeit wollenden, oft selbst getäuschten Könige nicht zur Last fallen.

So sehr Friedrich den gemeinen Soldaten achtete, so auszeichnend behandelte er das Korps der Offiziere. Beinahe ausschließlich für sie stiftete er den Verdienstorden. Den schwarzen Adlerorden widmete er fast eben so ausschließlich seinen Generalen. An Rang sezte er einen Legationsrath jedem Fähnrich nach. Die invalid gewordnen Offiziere erhob er oft zu sehr angesehenen Posten, oder gab ihnen gute Präbenden. Wie sehr er es sich angelegen seyn ließ, lauter gebildete Offiziere zu haben, bewieß er durch die verschiednen Bildungsanstalten, die er zu ihrem Besten errichtete. Und wie hoch er die Verdienste seiner Helden, und vorzüglich seiner Feldherrn ehrte, beweißen Schwerins, Keiths, Seidlitzens, Winterfelds Bildsäulen auf dem Wilhelmsplatze zu Berlin, beweißt beinahe jede Seite in seiner Beschreibung der schlesischen Kriege.

Aber nicht blos durch ein großes Kriegsheer von trefflicher Organisation, und noch trefflicherm Geiste, sicherte er das Wohl seines Reichs gegen Angriffe von aussen. Er sicherte es eben so sehr auch durch eine fast beispiellose Ordnung in den Finanzen. Der Schatz, den er von seinem nur allzusparsamen Vater geerbt hatte, und noch mehr dazu, wurde nun freilich dem ersten schlesischen Kriege geopfert; oder vielmehr: er wurde dadurch auf mehr als hundertfache Intereßen ausgeliehen. Schon im ersten Jahre darauf brachte ihm Schlesien, ohne die mindeste Bedrückung der Unterthanen, beinahe zwei Millionen Thlr. mehr ein, als es dem östreichischen Hause getragen hatte. Die Unkosten des zweiten schlesischen Kriegs wurden abermals völlig durch

den neuersparten Schatz gedeckt. Als er den dritten begann, war sein Schatz größer als je; und nach dessen Endigung konnte er noch zwei und zwanzig Millionen Thlr. zur Erbauung eines neuen Schlosses in Potsdam geben.

Hatte er vielleicht seine Unterthanen mit Kriegssteuern belastet? Nie! vielmehr erließ er ihnen unmittelbar nach dem letzten Kriege die Hälfte der Steuern, zum Theil auf ein, auch zwei Jahre. Aber das eroberte Sachsen hatte ihm alle Geldquellen öffnen müßen; und wo er keine fand, da wußte er sie sich zu schaffen. Auch England hatte ihm Subsidiengelder bezahlt, die er durch Umschmelzen unglaublich erhöhte. Ueberdies mußte der Berlinische Jude Ephraim alles Gold und Silber, das nur irgendwo aufgetrieben werden konnte, einschmelzen, und schlechtes Geld daraus prägen, das aber den Stempel des Guten erhielt, und so in alle Welt ging, und die Leute betrog. — Freilich ein Mittel, das sich dem allgemeinen Verdammungsurtheil auf keine Weise entziehen kann, man müßte es denn nur durch jesuitische Grundsätze entschuldigen wollen, die schon in der guten Absicht hinreichenden Grund finden, auch das schlechteste Mittel heilig zu sprechen. Friedrich selbst nennt es in seinen Schriften „ein gewaltsames, und vielen Schaden verursachendes Mittel" aber er findet seine Entschuldigung darin, daß es „unter jenen Umständen das einzige zur Erhaltung des Staats gewesen sey." Man uannte jene verfälschten Münzen Ephraimiten oder Blechkappen. Der Jude hatte die ganze Münze in Pacht, gab, in den letzten Jahren sieben Millionen Thlr. Pachtgeld, und durfte dafür so viel schlechtes Geld münzen, als er wollte; und er bediente sich nicht et-

wa blos des preußischen, nein auch des sächsischen und merklenburgischen Stempels. Vom Fürsten von Anhalt=Bernburg wurde die Erlaubniß, auch seines Stempels sich bedienen zu dürfen, erkauft. Dieses Geldverfälschen wurde bald auch von andern Fürsten nachgeahmt, und bald wurden nicht nur in Teutschland, sondern auch in Schweden, Holland und England viele hundert Zentner des schlechtesten Geldes geprägt, das alle Kennzeichen des guten an sich trug, und doch so schlecht war, daß erst zwanzig, und wohl noch mehr Thlr. solchen Geldes einem alten Friedrichsd'or an Werth gleichkamen. Die Folgen dieser Geldverfälschungen blieben freilich nicht aus, und zeigten sich am Ende des Kriegs auf eine für den Handel und den Vermögensstand der Einzelnen höchst verderbliche Weise.

Eine andere, nicht minder tadelnswerthe Quelle öffnete sich der König durch die verhaßte Regie, diese Ausgeburt des französischen Erfindungsgeistes! Wie demüthigend für so viele treffliche Köpfe in Friedrichs Staaten! Ihrem Scharfsinne traute er es nicht zu, ein Finanzsystem zu entwerfen, das dem Monarchen wie dem Volke zugesagt hätte. Lieber berief er ein Heer unverschämter Quälgeister aus Frankreich, und gab ihnen — wie billig — einen Franzosen zum Dirigenten mit einem Gehalte von 15,000 Thaler.

Nun jagte eine Erhöhung der Abgaben die andere. Wein, Branntewein und Bier, Kaffee und alle Colonial=, Fabrik=, Manufakturwaaren, alles, alles mußte verzollt und veraccist werden. Welch' eine Menge Zettel, Atteste, Quittungen und Formalitäten! Welch' ein Auflauern an den Grenzen! in den Städten! selbst auf dem platten Lande! Welche

unverschämte, brutale, tyrannische, ächt=französische Eingriffe in die Haushaltungen und ihre Rechte! und welche unerhörte Strafen, wenn Unterschleif entdeckt wurde! Das ganze Land seufzte unter diesen französischen Zuchtruthen, vor denen man auch in keinem Winkel des Reichs mehr sicher war. Friedrich, sonst der Hundertäugige, — sah das tausendfache Elend nicht, das die verrufne Generalaccise= und Zoll=Administration, diese Franzosenpest, über seine treuen und geliebten Unterthanen verbreitete. Ihn blendete seine unselige Franzosenvorliebe und die Geldmasse, die diese Volksquäler ihm einbrachten, und die jährlich über drei Millionen Thlr. reinen Gewinnes trug. Aber die Besoldungen und andere Unkosten verzehrten dafür auch wieder nahe an eine Million Thlr. jährlich.

Friedrich, der immer am schlechtesten berathen war, wenn er Menschen aus fremden Nationen sein Ohr lieh, ließ sich von einem Italiener verleiten, und von der Aussicht auf Geldgewinn bestechen, das Lotto, diese Schöpfung des Satans, einzuführen, und es zu einer Finanzquelle zu machen. Kalzabigi hieß der Mann, auf dem die furchbare Schuld von tausend und abertausend abergläubischen Traumdeutereien, Verarmungen, Veruntreuungen, Ehezwistigkeiten, Selbstmorden, Lastern und Verbrechen aller Art, und endlosen Seufzern lastet. Der Zahlenlotterie folgte bald die minder schädliche Classenlotterie.

Glücklicher und weiser berieth sich Friedrich selbst durch die Maaßregel, daß er nicht leicht eine Kasse von einer andern entlehnen ließ. Daher konnte er wirklich manche Gesuche mit der Antwort zurückweisen: „Ich kann keinen Groschen geben.“ Einst

zeigte er einem hohen Gaste die Zimmer seines neuen Schlosses unweit Sanssouçi, und kam unter andern mit ihm in ein noch unmeublirtes Zimmer. „Dies „Zimmer, sprach er, werde ich wohl erst aufs Jahr „meubliren können; denn das möchte 4,000 Thlr. ko„sten, und die habe ich heuer nicht.“ Nur die, für seine eigenen Privatbedürfnisse bestimmte Hand- und Dispositionskasse hatte stets großen Ueberschuß, und auch dieser wurde Staatsbedürfnissen gewidmet. Als z. B. die Oder einst durch ihren Austritt große Verheerungen angerichtet hatte, gab seine milde Hand eine Million Thlr., aber nicht aus dem Schatze, sondern von seinen Ersparnissen. Wie wahr sprach er einst: „Ich habe für alle meine Regentensorgen nur „nur das Mitessen,“ und: „der Staat ist reich, ich „bin arm.“

So gewiß Friedrich in seiner Armee, in seinen Finanzen, und in dem dadurch gewonnenen großen Schatze große Sicherungsmittel für seine Monarchie gegen aussen fand; so fand er doch gewiß kein geringeres in seinem politischen Scharfblicke, der, von heimlicher Schlauheit gelenkt, in den Schoos der fremden Cabinete und ihrer Geheimnisse sich stahl, und jede Gefahr schon von ferne erspähte. Diesem Adlerblicke verdankte jener edle teutsche Fürstenbund seine Entstehung — ein Bund, womit er seinen unsterblichen Verdiensten um Teutschlands politische Unabhängigkeit am Abend seines Lebens die Krone aufsetzte, ein Bund, dem, um für unser liebes Vaterland, die kräftigste Schutzwehr gegen alle und jede auswärtige Anmaßungen zu werden, nichts mangelte, als daß Friedrichs Aug noch länger of-

fen stand. Es war nämlich dem unternehmenden Kaiser Joseph II. gelungen, den Churfürsten von Pfalzbaiern zu dem von Oestrreich schon so lang ersehnten Vertrag zu bewegen, ganz Baiern an Oesterreich abzutreten, und dafür die österreichischen Niederlande unter dem Titel eines Königs von Burgund anzunehmen. Schon war Rußland für diesen Plan gewonnen. Wäre er zur vollen Reife gediehen; so war es um die Selbstständigkeit zuerst der südteutschen, dann der nordteutschen Staaten geschehen, und Friedrichs junge Monarchie in Gefahr, vom furchtbaren Koloß erdrückt zu werden. Rasch forderte der königliche Greis seine mächtigsten Nachbar-Staaten, Hannover und Sachsen auf, mit ihm einen teutschen Fürstenbund zu schließen, um den teutschen Reichskörper gegen jeden Angriff in seiner Verfassung und in seinen Grenzen kräftigst zu schützen. Der edle Bund wurde am 23. Jul. 1785 geschlossen. Das gab dem Herzog von Pfalzzweibrücken Muth, dem Vertrage des Churfürsten von Pfalzbaiern zu widersprechen; und Joseph sah unerwartet schnell eine Macht gegen sich stehen, die ihn nöthigte, seinen Plan zurücknehmen. Aber der teutsche Fürstenbund blühte unter Friedrichs Aegide herrlich empor, und versprach goldne Früchte. Ein teutscher Staat nach dem andern, Ansbach und Baireuth, Gotha und Weimar, ganz Anhalt, Braunschweig, Osnabrück, Mecklenburg, Hessenkassel, und sogar Mainz, alle schlossen an dieses ächt väterländische Bündniß sich an. Friedrichs Geist war dieses Bundes ächter Protektor. Wehe über Teutschland, daß mit seinem Protektor auch das Bündniß erlosch! Wäre es bestanden, hätten wir je die Schmach eines Napoleonischen Rheinbundes erlebt?

VI.

Friedrichs Privatleben.

Friedrich, der auf der großen Weltbühne die erste Geistesrolle spielte, und die staunenden Blicke aller Nationen von Europa fest hielt — wie lebte er zu Hause? wie erscheint er in den kleinen Alltäglichkeiten des Lebens? Es scheint so Mancher in der Ferne ein Orion, und, in der Nähe betrachtet, sinkt er zum Irrlicht herab. Der ächt-große Geist ist überall gleich groß, und der Diamant bleibt Diamant, er strale in dem Herrscherkranze eines Welttheiles, oder er ruhe unbemerkt im verschlossenen Cabinette. Allen großen Geistern aber ist eigen, sich, den leeren Schimmer der niedern Sinnlichkeit verschmähend, in schlechter Einfachheit zu gefallen, und durch ihre angeborne Hoheit auch das Gemeine zu adeln. „Du kennst mein Herz" — schrieb er einst einem Freunde — „du weißst, daß es den Prunk „verschmäht, worin Despoten auf dem Throne sich „brüsten; du sahst, wie oftmals ich, umringt von „diesem eiteln Tand, weit minder Fürst, als Bürger war." —

Friedrich, der es so redlich mit dem Wohle seines Volkes meynte, und in öffentlichen Handlungen die Offenheit seiner Gesinnungen so oft beurkundete, zeigte sich auch gegen Freunde und Gesellschafter, und gegen Jedermann, der in nähere Beziehung zu ihm zu stehen kam, redlich und offen. So wie er mit der edelsten Offenheit in der Erzählung seiner ersten Feldzüge die militärischen Fehler, die er mach-

te, der Welt bekennt, und z. B. in dem Unterrichte von der Kriegskunst, den er eigenhändig für seine Generale schrieb, mit Aufrichtigkeit äussert: „Indem ich gewisse Regeln über Schlachten gebe, gestehe ich, daß ich sie aus Unvorsichtigkeit oft übertreten habe. Meine Offiziere müssen sich vor meinen Fehlern hüten, und sollen wissen, daß ich darauf bedacht bin, sie abzulegen;" — so war er auch gewohnt, unverholen und stark auszusprechen, was ihm an andern mißfiel. Ein so redliches Herz ist auch der Dankbarkeit offen. In der Geschichte seiner Zeit erklärt er öffentlich, „daß er sie vorzüglich „in der Absicht geschrieben habe, um so viele Heldenthaten seiner Preußen nicht in Vergessenheit untergehen zu lassen, und daß daher dieses ganze „Werk seine Dankbarkeit den tapfern Schaaren zu „einem Ehrendenkmal weihe." — Je schärfer er eigennützige Dienstbarkeit von ächten Liebesdiensten unterschied, um so lieber lohnte er diese mit herzlicher Erkenntlichkeit. Katte und Münchow, Wartensleben und Schwerin, einst seine Freunde in der Noth, wurden von ihm mit Ehren und Würden gekrönt, und von seiner Achtung und Liebe lebenslänglich ausgezeichnet. Seinen ersten Jugendlehrer Duhan de Jandun, der um seinetwillen auf einige Jahre nach Memel verwiesen worden war, und nachher bei dem Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel eine Freistätte gefunden hatte, berief er schon in den ersten Tagen seiner Thronbesteigung zurück, gab ihm den Charakter eines Geheimenraths und das Amt eines Staats-Sekretärs mit großem Gehalte, und ehrte und liebte ihn bis an seinen Tod. Vorzüglich dankbar bewies er sich gegen Fouquet. Wie redlich vergalt er ihm alle in der österreichi-

schen Gefangenschaft erduldeten Leiden! Daß er dagegen den ehrlichen Jäger Kappel ganz vergessen zu haben schien, daß er Schmettau, Dresdens tapfern, aber unglücklichen Vertheidiger, nicht nach Verdienst würdigte, und den trefflichen General Fink sogar zur Vestung verurtheilen ließ, war Irrthum, nicht geflissentlicher Undank. Er spricht in einem Briefe an Jordan:

„Nun! fehlt mein Kopf? — das thut er oft,
„Allein das Herz hat keine Schuld.“

Seine prosaischen, wie seine poetischen Werke zeugen von einem Gemüthe, das zwar unter dem Anhauche französicher Frivolität an seiner reinen, angebornen Teutschhelt verlor, aber doch den milden, durch Musik und Dichtung genährten Empfindungen der Redlichkeit, Dankbarkeit, Humanität und Freundschaft freudige Opfer brachte.

Seine Freunde, ob er sie gleich nicht selten zur Zielscheibe seines satyrischen Witzes machte, liebte er dennoch mit vieler Zärtlichkeit. Als z. B. sein Liebling, General Graf von Rothenburg, krank lag, saß er oft stundenlang bei ihm auf dem Bette. Auf die Nachricht, daß er plötzlich todtkrank geworden sey, eilte er, halb angekleidet, über die Straße zu ihm, hielt, als man dem Freund eine Ader öffnete, das kleine Becken mit eigener Hand hin, und ging, als er die letzte Hoffnung aufgeben mußte, trostlos hinweg. Rothenburg starb, und Friedrich betrauerte seinen Tod einige Tage lang in schmerzlicher Abgeschiedenheit. — Einer seiner edelsten Freunde war Karl Guischard, eines Hofraths Sohn aus Magdeburg, erst Theologe, dann Soldat, und von 1757. an ein treuer Gesellschafter des Königs, ein Mann von glänzenden Talenten

und trefflichem Herzen. Er verstand Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Rabbinisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, sprach holländisch, französisch, italienisch, englisch, und war vertraut mit der alten und neuen Literatur, mit der Taktik der Griechen und Römer, ein vorzüglicher Schriftsteller, und ein lateinischer Dichter. Friedrich nannte ihn, man weiß nicht warum, seinen Quintus Icilius (Namen eines alten römischen Anführers). Als auch dieser starb, klagte Friedrich: „So verlassen mich denn alle meine „Freunde!“ — Welch' ein rühmliches Zeugniß seines gefühlvollen Herzens sind die elegischen Gedichte und Lobschriften, die er auf seine gestorbenen Freunde, z. B. auf seinen Jugendlehrer Duhan de Jandun, auf seinen Jordan, seinen Knobelsdorf, auf La Mettrie, Voltaire und andere verfertigte!

Auch der Sinn für prunklose Häuslichkeit war Friedrichen angeboren, und wurde durch seine liebevollen Empfindungen für seine Familie noch erhöht. Selbst die härteste Strenge des Vaters hatte seine kindliche Liebe nicht tilgen können. Aber am zärtlichsten sprach er dieses Gefühl gegen seine vortreffliche Mutter aus, die aber auch ihren Friedrich grenzenlos lieb hatte. Doch behauptete die älteste der Schwestern, Friedrike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Baireuth, den ersten Platz in des Bruders Herzen. In ihrer letzten Krankheit schrieb er ein Gedicht an sie, worin sein Herz von den zärtlichsten Empfindungen überfloß. Er begleitete es mit einem Schreiben, worin er sagt: „Ich bin von dir und deinem Edelmuthe so erfüllt, „daß dein Bild stets vor meiner Seele schwebt, und „alle meine Gedanken beherrscht. Ich mag träu-

„men, oder wachen, Prose oder Poesie schreiben, so „denke ich an dich. Möchte doch der Himmel die „Wünsche erhören, die ich täglich für deine Gene„sung an ihn richte! Cothenius ist auf dem We„ge. Vergöttern werde ich ihn, wenn er die Per„son erhält, die mir hienieden so sehr am Herzen „liegt, die ich hochschätze, die ich anbete, und der „ich bis zu dem Augenblicke, da auch mein Körper „sich auflöst, verbleiben werde — Ihr Friedrich." Sie erhielt diese letzten Worte der Liebe nicht mehr. Ehe er sie noch abschicken konnte, kam die Nachricht ihres Todes, und versenkte ihn auf einige Zeit in trostlosen Schmerz. — Ihr zunächst stand seinem Herzen seine jüngste Schwester, die Prinzessin Amalie, Aebtissin von Quedlinburg. Der älteste Bruder, Prinz August Wilhelm, wurde zwar einmal im siebenjährigen Kriege vom Könige durch zu harten Tadel empfindlich gekränkt; aber der König behielt ihn doch lieb, und beweinte herzlich seinen bald darauf erfolgten Tod. Aber Prinz Heinrich mochte sich wohl durch seine unsterblichen Feldherrnverdienste des Königs brüderliche Liebe in vorzüglichem Grade erobert haben *). Die Königin selbst besaß zwar nicht ihres Gemahls Liebe; denn aus drei Prinzessinnen, deren keine seiner Wahl gefiel, weil seine Neigung einer Prinzessin des großbrittannischen Hauses gehörte, war sie nur aus Zwang

*) Sein jüngster Bruder war: August Ferdinand; und seine übrigen Schwestern: Philippe Charlotte, Gemahlin des Herzogs Ferdinand von Braunschweig: Sophie Dorothee Marie, Gemahlin des Markgrafen Friedrich Wilhelm zu Schwedt: und Luise Ulrike, Gemahlin des Königs Adolph Friedrich von Schweden.

erkoren. Aber Friedrich erkannte den himmlischen Seelenadel seiner Gemahlin, und huldigte zeitlebens ihrem hohen Geiste mit unwandelbarer und innigster Verehrung.

Nur wer selbst groß ist, ergreift das Große. Aber unter dem Gesichtskreis eines solchen Geistes liegt die niedere Alltäglichkeit mit all' ihren Kleinigkeiten. Nicht leicht hat je ein Fürst mit größerer Nichtachtung über die Bekleidung seines Körpers hinweggesehen als Friedrich; und nicht leicht war einer so arm an Kleidern. Die Brillantknöpfe, die er von seinem königlichen Vater geerbt hatte, verkaufte er während des siebenjährigen Kriegs, und trug dafür die einfache Uniform seines Garde-Regiments zu Fuß; aber jeder Offizier seiner Garde trug eine bessere. Die seinige war abgerieben und geflickt; der Hut ganz vergriffen; die Feder darauf selten ohne Schmutz; die Beinkleider schadhaft; die Stiefeln herabhängend und nie geschwärzt; selbst Hemde und Sacktuch bisweilen zerrissen. Ein Sacktuch, oder ein kleines Kopfkissen, mit zwei Zipfeln unterm Kinn zusammengebunden, war seine Nachtmütze, ein Casaquin sein Schlafrock, und Stiefeln seine Pantoffeln. Sein Weißzeugvorrath war so schlecht bestellt, daß nach seinem Tode ein Hemd entlehnt werden mußte, den Leichnam drein zu kleiden, weil seine ganze Garderobe kein einzig gutes enthielt.

Das von Büsching gegebene Verzeichniß dieser Garderobe ist zu interessant, um es hier nicht mitzutheilen. Sie enthielt: „Vier Matratzen; sechs „alte, mit Eiderdunen ausgestopfte Bettdecken; zwölf „Kissen, mit rothem Taffent überzogen; zwei Würste, mit Schwanenfedern gestopft, und mit rothem

„Taffent überzogen; ein Unterbett von Schwanen-„federn, mit Barchent überzogen, und ein ähnli-„ches Kissen: eine neue Bettstelle, mit drei kleinen „Matratzen, zwei Würsten, und fünf großen Bett-„tüchern: ein Feldbette mit grünen Gardinen: „vier Ueberzüge über Kopfkissen: ein (von der Kai-„serin Elisabeth zum Geschenk erhaltener) Zobelpeltz, „mit silbernen Tressen besetzt: ein Wolfspelz mit „Taffent gefüttert, und mit Berkan überzogen: ein „Luchspelz mit ähnlichem Ueberzuge und Unterfut-„ter: ein blauer Mantel mit Taffent gefüttert, und „inwendig mit Wachsleinwand: ein neuer Mantel „von violetfarbigem Gros de Tour, mit Atlas ge-„füttert: eine blaue Enveloppe (nach Frauenzimmer-„art) von Atlas, deren er sich beim Podagra bedient „hatte: ein gestickter Uniformrock von Tuch: ein „neuer Rock von spanischer Wolle: ein Rock von „Tuch: zwei Winterröcke von spanischer Wolle: „3 neue und 3 alte Westen: ein altes Casaquin von „rothem Sammet: ein neues Casaquin von violet-„farbigem Atlas: zwei schwarze Westen: ein Paar „Beinkleider von Serge de Brie: eine alte Schärpe: „dreizehn alte Hemden mit Manschetten, nebst Col-„lerets: 3 alte Hemden mit Manschetten ohne Col-„lerets: 21 neue Sacktücher: einige alte Sacktücher; „4 alte Servietten: 10 Paar weisse Strümpfe von „Zwirn: 5 Paar weisse seidene Strümpfe: ein Muff: „sechs Paar Stiefeln: ein Präsentirteller von vergol-„detem Silber: eine silberne Hosenschnalle: eilf sil-„berne Theelöffel: ein Spiegel." Für diese ganze Garderobe hat ein Jude 400 Thlr. gegeben.

Daß der große Friedrich seine Körperbedeckung so ganz vernachlässigte, wird ihm lächelnd verziehen. Aber minder gerne verzeiht man einem großen Man-

ne den Mangel an Reinlichkeit. Nicht leicht hat Friedrich jemals Antlitz und Hände mit gehöriger Sorgfalt gereinigt, ungeachtet beides, des großen Schweißes und reichlichen Schnupftabacks wegen, des ernstlichen Waschens sehr bedurft hätte, am meisten die Hände; denn die Finger vertraten ihm bei Tafel sehr oft die Stelle der Gabel. Nichts behagte ihm weniger, als sich barbiren zu lassen. Er schnitt daher die Barthaare selbst mittelst einer kleinen Taschenscheere ab. Nach aufgehobener Tafel war der Platz, wo der König saß, durch seine erhaltenen Flecken sehr kenntlich. Denn er war ziemlich gewohnt, das Fleisch für seinen Favorithund vom Teller auf das Tafeltuch herauszulegen, um es kalt werden zu lassen. Ueberdies zeigten sich allenthalben Spuren seines unmäßig starken Tabakschnupfens; und darüber hin waren nicht selten Wasser oder Wein verschüttet.

Mehr, als auf Reinlichkeit und Kleidung, hielt Friedrich auf gute Kost. Gewöhnlich kamen acht Schüsseln auf die, mit feinem Porcellain besetzte Tafel. Den Küchenzettel machte er öfters selbst. Wenn nicht Gastmale gegeben wurden, ging er Punkt zwölf Uhr zur Tafel, von der er sich nach zwei, drei, ja! bisweilen erst nach vier Uhr erhob. Mehlspeisen, besonders die italienische Polenta, auch Schinken gehören unter seine Lieblingsgerichte. Sein Lieblingstrank waren hitzige Weine. Aber auf den Rheinwein war er böse zu sprechen; er war ihm zu herb, und, wie er glaubte, des Podagra's Vater. Morgens trank er etliche Gläser frischen Wassers, und darauf etliche Tassen meist puren Caffee's, mit einem Theelöffel voll weissen Senfs, als eines Präservativs gegen den Schlag. Feines Obst liebte er

sehr. Friedrich konnte viel essen, und dabei viel trinken. Die Speisen mußten mit Gewürz überladen seyn. Abends speisete er in der andern Hälfte seines Lebens gewöhnlich gar nicht. — Seine Tischgesellschaft bestand gemeiniglich in sieben bis zehen Personen. Die 12,000 Thlr., welche für die Küche angesetzt waren, hätten für des Königs gewöhnliche Tafel (denn feierliche Gastmale, und auch Brod und Getränke wurden besonders bezahlt) mehr als hingereicht, wenn nicht auch für die Adjutanten täglich acht Schüsseln, und überdieß Morgens und Abends 3 Schüsseln für 12 Domestikien hätten davon bestritten werden müssen. Es mußten daher Schulden gemacht werden. Der König wurde aber jedesmal sehr böse darüber, und jagte die Küchenschreiber aus dem Dienste. — War er im Felde, so lebte er, wie jeder andere Soldat auch. Das einfachste Gericht war ihm willkommen, und jede Bauerhütte bequem. Nur an Schnupftaback, und zwar an spanischem, durfte es ihm nie fehlen. Diesen hatte er centner-, so wie die Dosen hundert-weise vorräthig.

Im Felde war seine Thätigkeit ausserordentlich groß. Er stand sehr frühe auf, und ging spät zu Bette. Aber zu Hause brachte er in spätern Jahren wohl bis 9 Stunden im Bette zu. Seine ungemein starken Schweiße nöthigten ihn sehr oft länger im Bette zu bleiben, als er wollte. Des Winters gieng er gemeiniglich nach neun Uhr zu Ruhe, und verließ das Bette Morgens um fünf Uhr. Je früher die Tage anbrachen, desto früher entriß er sich der Ruhe; und in den langen Sonnertagen war er oft schon Morgens um drei Uhr in Thätigkeit. Sein erstes Geschäft, nach Bekleidung der untern Theile des Körpers, war, vorm warmen Kamine das Hem-

de zu wechseln, und ein Casaquin umzulegen. Hierauf durchlas er die angekommnen Briefe; indeß der Zopf zurecht gemacht wurde. Nun reinigte er ziemlich nachlässig Gesicht und Hände mit einem nassen Tuche, ließ sich den Spiegel vorhalten, und frisirte sich selbst — das Werk einiger Augenblicke. Zuletzt den Hut aufs Haupt, und nun ins Vorzimmer, wo sein Gardeadjutant ihm rapportirt und die Befehle erwartet. Hierauf wird gefrühstückt; und nun nach der herrlichen Flöte gegriffen. Das waren denn seine süßesten Stunden, wenn er so, seine Lieblingsstückchen blasend, sorglos sich selbst lebend, durch seine Zimmer spatzierte. Hatte er, fröhlichen Geistes, seinen Phantasien eine, auch zwei Stunden lang sich hingegeben; dann rief er den erhobenen Geist auf zum Monarchenberuf. Nun erwog er die eingegangenen Anfragen und Gesuche, die ihm im gedrängten Auszuge vorgelegt wurden: nun erschienen die Cabinetsräthe, seine Entschließungen zu vernehmen: nun arbeitete er am Schreibtische, und fertigte eigenhändig die Briefe, die er in Regierungs-, oder auch in Familien-Angelegenheiten zu schreiben für gut fand. Die Zeit vor der Tafel füllte er entweder mit Lektüre — er las laut, — oder mit Phantasiren auf seiner lieben Flöte aus: oder er machte sich eine Bewegung im freien, bald zu Pferd, bald zu Fuß. Nach der Tafel war das erste halbe Stündchen, abermals der Flöte gewidmet. Dann lebte er wieder den Regierungsgeschäften. Gegen Abend gehörte ein Stündchen der Lektüre oder einer geistreichen Unterhaltung, wobei er gern auf und ab spatzierte. Um sechs Uhr begann er gewöhnlich sein Privatkonzert. Den Rest des Tages opferte er entweder Gesprächen voll Geist und Witz, oder schriftstellerischen Arbeiten.

Doch verursachten öffentliche Lustbarkeiten und feierliche Gastmale, Ausritte, Spaziergänge, Heerschaue und andere Zerstreuungen häufige Unterbrechungen in dieser Tagesordnung, besonders wenn er zu Berlin war, wo er eben nicht sehr gern verweilte. Die Truppenmusterungen, deren Zeitpunkte er mit Pünktlichkeit einhielt, und die damit verbundenen Reisen nahmen ihm einen beträchtlichen Theil des Jahres weg. Die übrige Zeit wohnte er in Potsdam, oder Charlottenburg, am liebsten in Sans-Souçi. Er selbst schildert seine Lebensweise auf diesem philosophischen Musensitze in einem Briefe an d'Argens: „Hier ist man Gebieter über sich selbst. „Hier ist man sein eigner König, sein Selbstherr-„scher. Die ländliche Wohnung ladet durch ihre „Stille zum Genuß der Freiheit ein. Wenn du die-„se einsame Landlust kennen willst, den Ort, wo „dein Freund diesen Gesang dichtete, wo die Parze „für ihn die schönsten Tage seines Lebens spann; o „so wisse, daß auf dem Gipfel eines Hügels, von „welchem sich das Auge frei in die Entfernung ver-„tiefen kann, das Haus seines Gebieters empor-„steigt. Hier wird der Fleiß vollendeter Arbeit be-„lohnt. Der bearbeitete Stein, von Menschenhän-„den geschnitten, und in mancherlei Formen gebil-„det, schmückt das Gebäude, ohne es zu belästigen. „Des Morgens vergolden den Palast die ersten Stra-„len des Morgenroths, die gerade auf ihn zuströ-„men. Auf sechs abgesonderten Absätzen kannst du „hier sechs liebliche Anhöhen heruntergleiten, und „ins Gebüsch entschlüpfen, das mit hundertfachem „Grün schattirt ist. Unter dem dichten Laubwerke „lassen jugendliche Nymphen von gehauenem Mar-„mor, den Meisterwerken des Phidias ähnlich, ihre

„silbernen Tropfen zum Aether aufsprudeln. Hier „gehen einförmig vorüber meine Tage. Hier herrscht „nicht die Thorheit lange quälender Gastmahle, wel„che die Gewohnheit tyrannisch anordnet, wo sich „der gähnende Eckel mit des Midas Verschwendung „paaret, wo frostige Scherze die Ungleichheit der „Gesellschaft, die Hofordnung und das wilde Ge„räusch umlagern. Eine sparsam besetzte Mittags„tafel, von nützlichen Gesprächen gewürzt, und „wobei zuweilen glänzende Funken eines lebhaften „Witzes auf Kosten der Narren belustigen, befrie„digt hier des Lebens Bedürfniß ohne Ausschwei„fung. Hier wird der muntere Scherz sinnreicher „Einfälle der gefräßigen Unmäßigkeit eines Apicius „und ähnlicher Helden vorgezogen. Hier erscheint „weder die niederträchtige Falschheit in der Extase „ewiger Umarmungen auf der Bühne, noch der un„versöhnliche Haß, dessen treuloser Mund seinen „ganzen Complimentenvorrath mühsam herspricht. „Nicht finden hier sich jene Sterblichen, welche die „Eigenliebe mit den schönsten Farben mahlet, und „die da glauben, in allen Sachen Vorbild und Mu„ster zu seyn. Denn ihr Gespräch ist wie ein Spie„gel, worin sich die Narrheit bewundert, und zur „Schau ausstellt. Hier sind keine vornehmen Maul„affen, keine erhitzte Scheinheilige, keine alte Vet„teln, die truppweise über nichts, und abermals „über nichts unter sich streiten. Ja, man kennt „hier, Gott sey Dank! auch keine weitschweifigen, me„thodischen Schwätzer, keine metaphysischen Schluß„krämer, keine getauften Esel in i-u-s. Nicht „wohnt hier die Critik mit dem boshaften Lächeln „und der hämischen Miene; noch ein gallsüchtiger „Argus mit vergifteten Klauen und bluttriefenden

„Zähnen, der seinen Satyr an dem Quell der Höl-
„le getränkt hat; noch auch der lästige Plauderer,
„und die widrigen Schmarotzer. Diese friedliche
„Einsamkeit schützt uns, wie ein vestes Bollwerk,
„wider die Anfälle des brausenden Geräusches, das
„der Pöbel gegen die weisen Verehrer der Künste
„und Wissenschaften zu machen pflegt.“ — Von
Vergnügnngen, die den halben Theil der Nacht ko-
sten, war Friedrich kein Freund. Er liebte, zeitig
zu Bette zu gehen. Er selbst legte die Tagsklei-
dung eigenhändig ab, und die Nachtkleidung an.
Blos die Stiefeln ließ er sich abziehen. Die Strüm-
pfe behielt er meistens an. Uebrigens hatte er we-
der Nachtlicht, noch Wärter im Zimmer. Im Vor-
saale wachten jedoch zwei Lakaien.

Ueberhaupt war die Anzahl seiner Bedienten klein,
selbst im Anfange seiner Regierung. Seine ganze
Dienerschaft bestand damals aus acht Leibpagen,
und eben so viel Kammerlakaien, zwölf Hofpagen,
und eben so viel Hoflakeien; aber in Berlin selbst
aus dreißig Hofpagen, vier Leib-, und zwölf Hof-
jägern, eben so viel Heiducken, sechs Laufern und
einigen Kammerhusaren. Die Zahl dieser Diener-
schaft wurde in der Folge nicht vermehrt, vielmehr
vermindert. Wenn er ausritt, und auch auf Rei-
sen, nahm er selten mehr als zwei Leibpagen zur
Bedienung mit. Absichtlich machte er nicht selten
die Unwissendsten zu seinen Dienern, und glaubte
so seine Papiere am besten gegen unzeitige Neugier-
de zu sichern. Sein Betragen gegen die Diener-
schaft war gewöhnlich etwas rauh, ungeduldig, hef-
tig. Im aufwallenden Zorn konnte er sie sogar mit
eigener Hand züchtigen. Durch nichts konnten sie
ihn mehr aufbringen, als wenn sie sich mit Frauen-

zimmern in Verbindungen einließen. Doch war er auch oft freundlich gegen sie, vorzüglich wenn er krank war. Manche wurden reichlich von ihm beschenkt; ja! manche allzu nachsichtsvoll von ihm behandelt. Einer von ihnen, Namens Glasow, der dem König einen Brief aus der Tasche entwendet, und noch viele andere niedrige Handlungen sich erlaubt, ja! ihn sogar, wie oben erzählt wurde, zu vergiften versucht hatte, wurde nach Spandau geschickt. Einen andern, Namens Pretsch, von dem er um etliche tausend Thlr. bestohlen worden war, ließ er unter ein Füsilier-Regiment stecken. — Ein ähnliches Loos hatte er einem gewissen Deessen, der sein Kammerhusar, aber ein schlechter Mensch war, zugedacht. Dieser gerieth darüber in Verzweiflung, und erschoß sich — ein Vorfall, der dem Gemüthe des Königs Unruhe machte, die sich jedoch unter Arbeiten und Vergnügungen bald wieder verlor.

Unter allen seinen Vergnügungen standen die Geistesgenüsse, welche Mnemosynens Töchter ihm boten, oben an. Jede der 9 himmlischen Schwestern war seinem, unter der Pflege des feinsten Geschmacks gereiften Geiste über alles theuer. Seiner besondern Gunst erfreuten sich Thalia, Klio und Polyhymnia; aber seine auserwählte Lieblingin war Euterpe mit der Flöte. Auch mit Faun und Satyr spielte er gern, und dem Komus brachte er reichliche Opfer. Sein reicher Witz, und seine muthwillige Spottlaune ergoßen sich, vorzüglich bei Tafel, bisweilen mit einer Ausgelassen, die an Cynismus grenzte. Er, der in Ansehung seines Körpers eine so musterhafte Schamhaftigkeit bewies, übertrat,

besonders wenn der Wein ihn erwärmte, im Gespräche gerne die Grenzen des Anständigen.

Reineres Vergnügen gaben ihm seine schriftlichen Unterhaltungen. Die schönsten Mußestunden seines Geistes verlebte er am Schreibtische. Und wenn ihn die Muse der Dichtkunst besuchte, feierte er seine festlichsten Augenblicke. Jedoch, sie besuchte ihn nicht sowohl, sie war vielmehr seine unzertrennliche Gefährtin, in der Jugend wie im Alter, im Kriege, wie im Frieden, am Morgen, wie am Abend. „Ich führe hier" — schrieb er einst aus dem Felde an Marquis d'Argens — „das Leben „eines kriegerischen Mönchs. Meine Angelegenheiten „ten beschäftigen nicht wenig meinen Geist. Die „übrige Zeit widme ich den schönen Wissenschaften, „die mein Trost sind, so wie sie es jenem großen „Consul, dem Vater seines Landes und der Beredt„samkeit, waren." Seine vielen, theils poetischen, theils prosaischen Briefe an seine Schwestern, an Voltaire, d'Argens, d'Alembert, Jordan, und andere, so wie seine Oden und kleinen Aufsätze vermischten Inhalts, verrathen eine reiche Ader von Poesie, Laune, Witz und Scharfsinn *). — Selbst seine historischen Werke, die in so mancher Beziehung von unschätzbarem Werthe sind, worunter aber leider die Geschichte des siebenjährigen Kriegs (eine eilfertige Wiederholung, nachdem sein erstes Manuscript durch einen Unfall zu Grunde gegangen war) die sichtbarsten Spuren der Flüchtigkeit an

*) Der König veranstaltete schon 1750. eine mit kostbaren Vignetten geschmückte Ausgabe seiner Gedichte in drei Quartbänden; jedoch nur für seine Freunde.

sich trägt, zeugen deutlich von dem hohen Geistesgenuß, den ihr Niederschreiben ihm gab.

Aus allen seinen Schriften erhellt aber auch, auf welch' einer hohen Stufe wissenschaftlicher Bildung Friedrich stand. Ausser den gründlichen Einsichten, die sich sein martialischer Geist auf den Gefilden der militärischen Wissenschaften erworben hatte, enthielt auch sein ganz vortreffliches Gedächtniß einen ansehnlichen Schatz von gelehrten, vorzüglich historischen und mythologischen Kenntnissen, die er theils seinem Jugendunterrichte, theils seinem Umgange mit französischen Gelehrten, theils seiner Lektüre, vorzüglich Bayle's Wörterbuch verdankte. Von diesem Werke hatte er sich selbst einen Auszug gemacht, den er sich fleißig vorlesen ließ. Sogar auch Fleurys Kirchengeschichte hat er, zu eignem Gebrauch, in Auszug gebracht. Zwar auch physiognomische Kenntnisse glaubte er zu besitzen. Daß aber diese nicht groß seyn konnten, bewieß er unter andern dadurch, daß er den großen Laudon, da er als Hauptmann in preußische Dienste zu treten wünschte, als einen Mann von sich wieß, dessen Physiognomie ihm gar nicht gefalle.

Seine Büchersammlungen waren nicht sehr groß, aber ausgewählt. Ihre Schätze zu seinem Geistes-Eigenthum zu verarbeiten, war seine tägliche Lust. Oft las er für sich, oft ließ er sich vorlesen, indeß er im Ruhesessel, und ganz in Uniform gekleidet, aufmerksam zuhörte, und oft seine Bemerkungen, bald über den Inhalt des Buches, bald über den Ton des Vorlesers laut werden ließ. Bisweilen dauerten solche Vorlesungen an drei Stunden. Vorzüglich liebte er die Alten, doch tadelte er an den Griechen, daß sie große Schwätzer gewesen seyen. Aber doch hatte er die Rede des Demosthenes über die Krone vorzüg-

lich liebgewonnen. Ovid's Verwandlungen mochte er nicht leiden; er erklärte sie für eine Anhäufung von Ungereimtheiten. — Friedrich, fast in Allem ein Muster von Ordnung, war es auch in seinen Büchern. Ein jedes Schloß hatte seine besondere Sammlung, jede Sammlung ihren besondern Katalog, und jede Gattung von Werken ihren besondern Schrank. Seine Lieblingsbücher aber waren auf einer Tafel, oder auf Fenstergesimsen in größter Ordnung aufgestellt. Ueberdies hatte er auf allen seinen Reisen eine kleine Handbibliothek bei sich. Der Einband aller Bücher war rother Maroquin, der Schnitt golden. Seine ganze Bibliothek bestand größtentheils aus französischen Uebersetzungen der griechischen und römischen Classiker, und aus den Werken der ersten französischen Schöngeister. Daß sich auch nicht ein einziges teutsches Buch darunter befand, gereicht der teutschen Litteratur gar nicht, desto mehr aber einem teutschen Könige zur Schande.

Aber größer noch für einen Friedrich war die Schande, daß er seine Muttersprache weder sprechen noch schreiben konnte. Von seinen schriftlichen Versündigungen gegen eine Sprache, die unter allen Sprachen an Trefflichkeit den zweiten Rang behauptet, und in eines teutschen Königs Achtung den obersten Platz fordern kann, wurde in Obigem bereits mehrere Beispiele gegeben. Doch die Schande ruht nicht sowohl auf ihm, als vielmehr auf den Bildnern seiner Jugend, die selbst des Gefühls für teutsche Sprache und Wissenschaft ermangelten. Friedrich, ein Zögling französischer Bildung, rettete doch so viel Teutschheit, daß er sich über Regierungsangelegenheiten in vaterländischer Sprache Bericht erstatten ließ, daß er gewöhnlich seine Bescheide teutsch schrieb, jeden teutschen Brief teutsch beantwortete, und mit

Teutschen in Dienstgeschäften auch meistens teutsch sprach, freilich sehr schlecht teutsch. Dabei hatte er das Eigene, daß er alle, auch die obersten Staatsdiener, Minister und Generale, in der dritten Person anredete. Seine Gesellschaftssprache war denn freilich die französische, die er vollkommen gut sprach, aber doch sehr unorthographisch schrieb. Von der italienischen Sprache wußte er wenig, noch weniger von der lateinischen. Dennoch schien es ihm Freude zu machen, bisweilen einen lateinischen, oder wenigstens lateinisch lautenden Ausdruck mit in die Rede zu mischen. Den römischen Kaiser nannte er scherzend: Caput orbem. Ja! Büsching erzählt, daß er manchen Brief zu verbrennen befahl, mit den Worten: in ignis infernalis conforabitur.

Auch mit dem Inhalte der Bibel, und vorzüglich mit dem Geschichtlichen darin, zeigte Friedrich in seinen Gesprächen, wie in seinen Schriften gute Bekanntschaft, die von seinem ersten Jugendunterrichte sich ihm erhalten haben mag. Aber das heilige Buch selbst mußte leider seinem frivolen Witze zur Zielscheibe dienen. Das Daseyn eines Gottes glaubte, die Tugendlehren Jesu rühmte, aber eine Fortdauer der Seele, als eines selbstständigen Wesens, bezweifelte er, und alles Andere hielt er für Hirngespinnst; und, sich in zweifelhaften Fällen das Leben zu nehmen, wenigstens für kein Verbrechen. „Das Auge einer Milbe" — spricht er — „ein Grashalm sind hinreichend, „die Weisheit des Urhebers der Welt zu beweisen". Und an einer andern Stelle: „Ungeachtet uns unsere „Vernunft das Daseyn dieses Wesens beweist, un„geachtet wir es spüren, und einige seiner Wirkun„gen errathen, werden wir es doch niemals deutlich „genug kennen lernen u. s. w." — „Stände im Evan„gelium nur der einzige Lehrsatz: Thue Andern nicht,

„was du nicht willst, daß sie dir thun; so würde
„man zugeben müssen, daß diese wenigen Worte den
„Kern aller Moral enthalten. Und predigte nicht
„Christus Verzeihung der Beleidigungen, Barmher=
„zigkeit und Menschenliebe in seiner vortrefflichen
„Bergrede?“ — „Es muß, nach einem ewigen Ge=
„setze, ein jeder Mensch den Elementen die Grund=
„kraft der Bewegung, die unsichtbaren Federn wie=
„der geben, aus denen die Natur den Bau, die
„Wirksamkeit der Sinne schuf.“ — „Denke so, wie
„Cicero in Roms Senat. Ihm sagte der Consular,
„dieser große Mann: „„Nichts bleibt von uns, ihr
„„Freunde! nach dem Tode noch. Doch sollten wir
„„wohl traurig seyn, daß dieses Loos uns traf? Wird
„„unser Geist, so wie der Leib zerstört, so kehr' ich
„„in der Schöpfung Schoos zurück, und vereine mich
„„mit ihr. Entrinnt dem Tod ein Ueberrest der Le=
„„benskraft — ich werde dann in meines Gottes
„„Arme flieh'n.““ — „Das, was in uns denkt, ist
„gewiß eine Wirkung, oder das Resultat von dem
„Mechanismus unsrer belebten Maschine.“ Noch in
seinem spätesten Lebensabend äusserte er einst seinem
Vorleser Dantal: „Unsere Vernunft kann bis zur er=
„sten Ursache nicht hinaufsteigen. Es kommt erst
„darauf an, zu wissen, ob die Welt von aller Ewig=
„keit her existirt, oder ob sie einen Anfang gehabt
„hat. — Was die Idee, die man sich von der Gott=
„heit bildet, betrifft, so ist sie ganz und gar falsch,
„und ich finde nur Widerspruch in allem, was man
„davon zu sagen pflegt. Bald ist's die Natur, die
„man Gott nennt, und bald Gott, den man die Na=
„tur nennt.“ Der Mensch aber, meynte er, wäre
nur ein „Produkt der Natur, wie Thier und Pflan=
„ze.“ Man weiß nicht, daß der König jemals ge=
betet habe. Aber bekannt genug ist sein geheimer

Entschluß, sollte er den Schlägen des Schicksals unterliegen, sich selbst zu vergiften. Wirklich war einst im Laufe des siebenjährigen Kriegs ein Zeitpunkt eingetreten, wo er Gift bei sich trug, und von der furchtbaren That nicht fern war. „Nun ist das Loos geworfen, Freund!" — spricht er in einer seiner poetischen Episteln an d'Argens — „ermüdet von dem „Schicksal, das mich quält, ermüdet von der Last „des Unglücks, das mich beugt, verkürz' ich nun das „Ziel, das unsere Mutter, die Natur, für meine lei„denvolle Tage mit allzumilder Hand bestimmte. „Mit festem Herzen, unverwandtem Blicke nah' ich „dem beglückten Hafen mich, der vor des Schicksals „Stürmen bald mich sichern wird. Ganz ohne Furcht, „und ohne Mühe wag' ich es, den allzulangen Faden „an der Parze träger Spindel in ihren Händen zu „zerreissen. Mir leihet ihre Kräfte Atropos; und „nun dring' ich in jenen Nachen ein, der ohne Un„terschied den Hirten, wie den Fürsten zu ewigem „Frieden überführt." — „Um meine Qualen nun zu „enden, zerreiß' auch ich, so wie die Armen in dem „Kerker, die, müde von dem feindlichen Geschick, „den Henker, der sie quälet, täuschen, und ihre Fes„sel edel brechen; zerreiß auch ich (was kümmern „mich die Mittel!) das unglücksvolle, feingewebte „Band, das meinen Geist an diesen Leib, den Gram „zernagt, schon allzulange heftet." — Großer, und doch so unglücklicher, trostloser Mann! zu welcher Feigheit, zu welcher Kleinheit hat in den wichtigsten Lebensmomenten voltairisches Gift deinen sonst so hohen Geist herabgewürdigt! — Nein! es war in der That nicht Friedrichs eigene Schuld, daß sein hoher Geist in religiöser Hinsicht so tief stand! Die Verachtung der Religion wurde in seiner großen Seele von den Bildnern seiner Jugend begründet, und von den

Franzosen bis zur frivolsten Religionsspötterei vollendet. Das Heiligthum der Religion selbst war ihm verschlossen geblieben, und die Theologie diente seiner sarkastischen Laune zu angenehmer Unterhaltung — zwar keine eines so hohen Geistes würdige Fürstenlust, aber doch um vieles unschädlicher, als so manche andere an Friedrichs großen Geistesverwandten.

Das Maitressen- und Favoritenspiel war ihm, dem Selbstständigsten aller Monarchen, viel zu niedrig. Eins in des Jünglings Gemüth erblühte die Neigung zum schönen Geschlechte; aber sie erstarb in des Mannes Seele, als Herrscherehre und Thatenlust seine Kraft in Anspruch nahm. Er konnte den artigsten Damengesellschafter machen; aber er that es ungerne, weil er sich ungerne genirt: und nach näheren Beziehungen keimte dem Könige nie auch nur der leiseste Wunsch.

Weil aber jeder Sterbliche nun doch einmal, wie man sagt, ein Steckenpferdchen haben muß; so hatte auch der große Friedrich eines, und zwar jenes des Kaisers Hadrian — die Hundeliebhaberei. Friedrichs Biche, und Friedrichs Alcmene werden in der Geschichte wenigstens mit gleichem Ruhme leben, wie Königs Philipp II. Peregrina, oder Rolands Durendarte. Biche soll sich einst mit ihrem königlichen Gebieter vor den Panduren unter eine kleine Brücke verborgen, und gar viel Klugheit dabei gezeigt haben. Einst in der Schlacht bei Soor, in feindliche Gefangenschaft gerathen, war sie vom österreichischen Nadasty wieder zurückgegeben worden. Theurer noch war ihm Alcmene. Ihr Leichnam mußte in einen schönen Sarg gelegt, und so in sein Bibliothekzimmer gesetzt werden. Hier flossen ihr des Helden Thränen. Endlich ließ er die todte Hülle in eine Gruft beisetzen, die er für seinen eigenen Leich-

nam bestimmt hatte. — Friedrich legte zwei ansehnliche Windspiel-Pflanzschulen an, und vertraute sie zwei Jägern zur Pflege und Aufsicht. Die schönsten Zöglinge wurden an den Hof geliefert, und hatten die Ehre, überall, wo es nur im mindesten thunlich war, in des Königs Gesellschaft zu seyn. Sie durften neben ihm auf den Sofa's ruhen, wurden spatzieren geführt, gespeiset, und nach ihrem Tode zu Sans-Souci in Särgen und unter Grabsteine beerdiget. Stets war aus der Zahl seiner Hunde einer sein erklärter Liebling, erhielt die Nahrung unmittelbar aus seiner Hand, ruhte bei Tag an seiner Seite auf einem besondern Sessel, und schlief Nachts in seinem Bette.

VII.

Friedrichs Tod.

Friedrich hatte nie die Regeln der Diätetik befolgt. Er selbst glaubte als Jüngling nicht, daß er ein beträchtliches Alter erreichen werde. Die unordentliche Lebensart, der er sich manchmal in seinen jüngeren Jahren hingab, seine Vorliebe für unverdauliche, mit Gewürzen überladene Speisen und Getränke, die allzugroße Nachsicht, die er dieser Vorliebe gönnte, schwächten ihm den Unterleib, und zogen ihm Erbrechen, Hämorrhoiden, Kolik, Gicht und Podagra zu. Er suchte diese Zufälle von Zeit zu Zeit durch den Gebrauch eines Bades zu mindern. Schon in den ersten Jahren seiner Regierung hat er Aachen und Piemont besucht. — Kein Gedanke war dem alternden Könige unerträglicher, als der, nach und nach in ein körperliches, oder wohl gar geistiges Unvermögen herabzusinken, und wieder zum Kinde zu

werden. Oft wünschte er sich daher „stante pede morire,“ wie er sagte, das heist: bei guten Kräften, eines plözlichen Todes zu sterben. Nicht gerne folgte er den Vorschriften der Aerzte. „Glauben Sie mir,“ schrieb er einst an Jordan, „diese Leute verstehen „gar nichts, oder doch wenig von ihrer Profession, „der zufolge sie uns heilen wollen. Eben so gerne „unterhielte ich einen Taschenspieler, um Philosophie „von ihm zu lernen, als einen Arzt, um meine Gesundheit durch ihn wieder zu erlangen.“ Lieber folgte er seinen eigenen, oft sehr gewagten, Verordnungen.

Unter den Schmerzen einer langwierigen Krankheit reifte sein Körper zum Grabe. Eine Musterungs-Reise nach Schlesien im August 1785 beschleunigte seinen Tod. Er war schon vor der Abreise dahin bedenklich krank, und fühlte sich sehr geschwächt. Kaum ein wenig besser reiste er ab, musterte die Truppen, ndem es stark regnete, und verfiel noch am nehmlichen Tage in ein Fieber, das sich jedoch bald wieder verlor. Allein bald wieder zeigten sich drohendere, bisweilen schlagartige Zufälle, und endlich die unverkennbarsten Anzeigen einer Brust- und Bauchwassersucht, wovon ihn auch der berühmte Arzt, Ritter von Zimmermann, der von Hannover nach Potsdam geholt worden war, nicht heilen konnte. — In den lezten Tagen trat von Zeit zu Zeit Geistesabwesenheit ein, und zum Husten gesellte sich ein todverkündendes Röcheln. Dennoch verlor er seine Heiterkeit nicht. Wenige Tage vor seinem Tode konnte er noch scherzen; und mit der Liebe zum Leben erhielt sich auch die Hoffnung der Genesung. Am 17. August 1786. in der dritten Morgenstunde, überraschte ihn ein Stickfluß, und — Friedrichs Gottheit, das Fatum, ließ vor der großen Scene seines Lebens, des Todes schwarzen Vorhang niederrollen.

Anhang.

Blumen aus Friedrichs Werken.

An Voltaire, vom 4. Nov. 1736.

Bei meiner Lectüre habe ich nur die Absicht, mich zu unterrichten. Gleich den Bienen saug' ich Honig aus den Blumen, und überlasse das Gift darin den Spinnen.

An Voltaire, vom 6. März 1737.

Wenn Personen von gewissem Range nur die Hälfte einer Laufbahn zurücklegen; so erkennt man ihnen, schon den Preiß zu, den andre erst nach der gänzlichen Vollendung erhalten. Woher kommt dieser sonderbare Unterschied? Entweder haben wir weniger Fähigkeiten zu dem Guten, das wir thun; oder niedrige Schmeichler machen unsre Handlungen erhabener und größer, als sie wirklich sind. — —

— — Zu unsrer Zeit hat kein großer Fürst wirkliche Kenntnisse gehabt, außer der Czar Peter I. Er war nicht nur der Gesetzgeber seines Landes, sondern er verstand auch das Seewesen aus dem Grunde. Ausserdem war er Baumeister, Anatom, Wundarzt (doch bisweilen auf eine gefährliche Art), ein erfahrner Soldat und ein vollkommner Oekonom. Kurz! um ein Muster für alle Fürsten zu seyn, hätte er nur eine weniger barbarische und wilde Erziehung bekommen sollen, als er sie in einem Lande erhalten hatte, wo die souveraine Gewalt sich nur durch Grausamkeit zeigt.

An Voltaire vom 17. März 1738.

Mein Gedächtniß ist so schlecht, daß ich das, womit ich es anfüllen will, sehr sorgfältig aussuche. Es gleicht einem kleinen Garten, in dem man nicht Alles ohne Unterschied

pflanzt, sondern den man nur mit den seltensten, und auserlesensten Blumen schmückt.

An Voltaire vom 7. April 1737.

Ich reime, weil ich will; doch ist man Dichter schon,
Wenn man den Ruhepunkt in Versen richtig hält?
Begier voll Ungestümm im Busen drängen fühlt?
Und über Mancherley sogleich dann psalmodirt?
Erblick' ich, wie Du Dich hoch in die Lüfte hebst,
Mit sicherm Flügel dort den schnellen Flug beginnst;
Dann glaub' ich, daß Du selbst den Weg mir zeigen willst —
Doch bald fällt Ikarus, und hat sein Grab im Meer.

An Duhan vom 22. Juny. 1737.

Ich habe Ihre Angelegenheiten und Ihr Bestes dem Herzog und meiner Schwester empfohlen. Sie sind in guten Händen, und ich bin ganz und gar nicht um Ihr Schicksal in Sorgen. Meine Schwester kennt mich, und kann sie versichern, daß ich immer derselbe, und nicht fähig bin, die, welche in meinen Jugendjahren für mich gesorgt haben, zu vergessen, oder es an Erkenntlichkeit gegen die fehlen zu lassen, die aus Liebe zu mir leiden. Undankbar ist ein Laster, gegen das ich einen natürlichen Abscheu fühle; und ohne das Gebot der Bescheidenheit zu verletzen, darf ich sagen, daß Erkenntlichkeit immer meine Lieblingstugend gewesen ist.

An Voltaire, vom 6. July 1737.

Den Teutschen fehlt es gar nicht an Kopf. Sie nähern sich in ihrem Charakter den Engländern, sind arbeitsam, und denken gründlich. Allein wenn sie sich einmal eines Gegenstandes bemächtigt haben, dann halten sie ihn auch vest; und ihre Bücher sind unerträglich weitschweifig. Wenn man meine Nation von ihrer Schwerfälligkeit befreien, und sie ein wenig mit den Grazien vertraut machen könnte; so wollte ich nicht daran zweifeln, daß sie große Männer hervorbringen würde. — —

— — Die Fürsten achten gewöhnlich die Gelehrten nicht. Da diese Herrn so wenig Sorgfalt auf ihren Anzug wenden, und mit dem Staube ihres Studierzimmers bedeckt sind: da ferner ein durch gute Schriften ausgezierter Kopf, und das leere Gehirn der Großen nicht sonderlich zu einander passen; so machen sich diese über die Gelehrten lustig, und vergessen dabei, daß sie dennoch große Männer sind. Die Hofleute respectiren das Urtheil der Fürsten zu sehr, als daß sie anders denken sollten, und affectiren daher ebenfalls Verachtung gegen Männer, von denen sie tausendmal aufgewogen werden.

An Voltaire, 20. Sept. 1737.

Sollte es nicht erlaubt seyn, den Menschen die Vernunft streitig zu machen, da sie gezeigt haben, daß sie so wenig vernünftig sind? — —

— — Alles muß auf das Glück des Menschen abzwecken. Wozu nützt es im Grunde, wenn man weiß, wie lange ein Floh lebt, und ob die Sonnenstralen tief in das Meer eindringen, oder wenn man untersucht, ob die Austern eine Seele haben, oder nicht? Froher Muth macht uns zu Göttern, mürrischer Ernst zu Teufeln.

An Voltaire, 1. Jan. 1738.

Wenn man mit dem Namen Gott nivcht die Begriffe von seinen Eigenschaften, und besonders on seiner Macht, seiner Weisheit und seinem Vorherwissen verbindet; so ist er ein Schall, der schlechterdings gar keine Bedeutung hat. Ich gestehe, daß man das Edelste, das Erhabenste und Herrlichste zusammen nehmen muß, um einen, obgleich nur sehr unvollkommnen Begriff von dem Schöpfer, diesem ewigen, allmächtigen Wesen, zu bekommen. Indeß will ich mich lieber in dem Abgrunde seiner Unermeßlichkeit verlieren, als auf Kenntniß von ihm, und auf jede intellektuelle Idee, die ich mir von ihm machen kann, Verzicht thun. Mit Einem Worte: Wenn kein Gott wäre; so würde ich einzig und al-

lein Ihr System annehmen: aber da gewiß einer existirt; so kann man sich ihn nie thätig genug denken.

An Voltaire, 26. Jan. 1738.

Unser Leben ist zu kurz, als daß wir uns dem Kummer überlassen dürften; kaum haben wir Zeit, uns zu freuen. — — — Gern entsagte ich dem Hauptgegenstande der menschlichen Habbegierde und Ehrsucht; aber ich fühle nur zu stark, daß ich, wenn ich kein Prinz wäre, sehr wenig seyn würde. Sie werden um ihrer bloßen Verdienste willen hochgeachtet, beneidet, bewundert. Doch ich brauche Titel, Rang und beträchtliche Einkünfte, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen.

An Voltaire, vom 20. Febr. 1738.

— Indessen kann ich nicht unterlassen, in Wolf's und Leibnitzens Namen den Hrn. Clarke und Newton zu sagen, daß ein Gott, der sich bei der Regierung der Welt auf die kleinsten einzelnen Umstände einläßt, und die Handlungen der Menschen lenkt, indeß er zugleich für die Bedürfnisse einer unzähligen Menge von Welten sorgt, die Er erhält, mir weit bewundernswürdiger scheint, als ein Gott, der, nach dem Beispiele der spanischen Edeln und Grands, sich dem Müssiggange überläßt, und sich um nichts bekümmert.

An Voltaire, 18. Jun. 1738.

Die Metaphysik schien mir sonst ein Land, worin sich große Entdeckungen machen ließen. Aber gegenwärtig zeigt sie sich mir nur als ein Meer, das durch Schiffbrüche berüchtigt ist. — — Die Metaphysik ist wie ein Charlatan. Sie verspricht viel, und nur die Erfahrung zeigt uns, daß sie nichts hält. Nach Allem, was man bei dem Studium der Wissenschaften, oder des menschlichen Geistes bemerkt, wird man natürlicher Weise zum Skeptizismus geneigt.

An Voltaire, vom 10. Jan. 1739.

Ein Souverain, mag er nun groß oder klein seyn, kann als ein Mann angesehen werden, der die Bestimmung hat, dem menschlichen Elende, so viel nur in seinen Kräften steht. abzuhelfen. — — Ein Fürst verhält sich zu seinem Volke, wie das Herz zu dem mechanischen Bau seines Körpers. Dies bekommt das Blut aus allen Gliedern, und treibt es wieder bis zu den äussersten Theilen hin: jener erhält von seinen Unterthanen Treue und Gehorsam, und gibt ihnen dafür Ueberfluß, Wohlstand, Ruhe und Alles, was zum Besten und zur Beförderung der Gesellschaft beitragen kann.

An Jordan, 9. May 1739.

Da gänzlich überlaß ich Dir mein Lied.
Verbeßr' es, feil es durch, und schmück' es aus;
Nimm weg davon, und sey ohn' alle Furcht,
Daß thöricht es die Eigenliebe schütze.
Schon seh' ich, wie mit manchem Federstrich
Du grausam es zerstörst, und bleibe doch
Bei kaltem Blut, wie jener Bürger Roms,
Der schweigend seine Hand ins Feuer hielt.

An Voltaire, 9. Aug. 1736.

Kenntnisse kann Jedermann haben; aber die Kunst zu denken ist das seltenste Geschenk der Natur.

An Jordan, 24. Aug. 1739.

Ich habe Voltairen gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neugierig war. Aber ich hatte gerade mein viertägiges Fieber, und mein Geist war eben so ohne Spannung, als mein Körper ohne Kraft. Wenn man Leute seiner Art spricht, muß man nicht krank seyn, sondern sich vielmehr sehr wohl, und, wo möglich besser, als gewöhnlich befinden. Er ist so beredt als Cicero, so angenehm als Plinius, und so weise als Agrippa; mit Einem Worte: Er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Alter-

thums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, und jeder Tropfen Dinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einem witzigen Gedanken. Er hat uns sein herrliches Trauerspiel Mahomed I. vordeclamirt. Wir waren entzückt davon; und ich konnte es blos bewundern und schweigen. Die Marquise de Chatelet ist glücklich, daß sie ihn besitzt. Denn aus den vortrefflichen Sachen, die ihm entfallen, könnte auch eine Person, die gar nicht zum Denken geschaffen wäre, und nur Gedächtniß hätte, ein vortreffliches Werk zusammensetzen.

An Jordan, 24. Febr. 1741.

Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen; aber wäre ich kein Fürst, so würde ich auch nur Philosoph seyn. Jeder in der Welt muß seinem Berufe folgen, und ich habe nun einmal die Grille, daß ich nichts halb thun mag.

An Jordan, 2. Febr. 1742.

— — Wisse und vernimm, daß zwei Worte aus der Feder meines Freundes mir schätzbarer sind, als alle auch noch so feinen Einfälle, welches das ungeheuer fruchtbare Gehirn der Leute hervorbringt, die ohne Freundschaft und ohne Genie geboren sind. — — —

— — Ich bin ein großer Thor, lieber Freund, daß ich meine Ruhe für den nichtigen Ruhm verlassen habe, der aus ungewissen Ereignissen entspringen kann. Aber es gibt ja so viele Thorheiten in der Welt! und die meinige, denke ich, gehört unter die alleraltesten.

An Jordan, 17. März 1742.

Die Feinde haben, 4000 M. stark, ein Dorf angegriffen, wo Truchseß und Varenne mit 400 M. standen. Da sie diese braven Leute nicht bezwingen konnten, steckten sie das Dorf in Brand. Auch dadurch kamen unsre Truppen nicht aus der Fassung, und der Feind hat ungefähr 200 Mann und einige hundert Pferde auf dem Platze gelassen. Truch-

seß und Varenne, und einige andre Offiziere sind leicht verwundet. Aber was wäge den Ruhm auf, den ihnen dieser Tag verschafft! Nie haben die Spartaner meine Truppen übertroffen. Ich setze auch so viel Vertrauen auf sie, daß ich mich für zehnmal mächtiger halte als sonst. — Bey meinen braven Soldaten, die nur zu siegen oder zu sterben wissen, darf ich nicht für meinen Ruhm besorgt seyn.

An Jordan, 29. Jun. 1742.

Fridericus Jordauo salutem. Höre, Freund Jordan! ich habe hier (in Glatz) mit der Fortifikation der Justiz- und militärischen Oeconomie zu viel zu thun, als daß ich dir einen langen Brief schreiben könnte; aber in Berlin werde ich deso mehr mit dir sprechen. Lebe wohl. Deine deutschen Verse sind für mich Hebräisch.

An Duhan, 7. Dec. 1745.

Ruhm und Ruf gleichen den Winden, welche bisweilen den Schiffer begünstigen, aber nie beständig bleiben. Leute, die nach Ruhm begierig sind, kommen mir vor, wie die Holländer, die, zu Anfang dieses Jahrhunderts, so viele beträchtliche Summen aufwendeten, um Blumen zu haben, deren flüchtige Schönheit bisweilen schon am Abend vor eben der Sonne verschwindet und verwelkt, durch die sie sich am Morgen aufschlossen*). Unter den Leuten von Verdienst

---

*) Diese Blumenliebhaberei war vorzüglich zu Harlem auf das höchste gestiegen, und so zur Leidenschaft geworden, daß manche Hyacinthen- oder Tulpenzwiebel auf zwei bis sechs tausend Gulden im Preiße stieg, und sich endlich die Obrigkeit gezwungen sah, diese Liebhaberei durch strenge Verbote zu beschränken. Aber noch jetzt ist die Blumenliebhaberei dort bei Hohen und Niedrigen zu Hause, und hat den Blumenhandel zu einem großen und weit ausgebreiteten Handlungszweig erhoben. Noch jetzt sollen in Harlem Blumenzwiebeln bisweilen zu hundert und mehreren Gulden verkauft werden.

sind unstrittig diejenigen die Ersten, die das Gute aus Liebe zu ihm selbst thun, der Tugend und Gerechtigkeit aus Grundsätzen anhangen, und ihren Handlungen am konsequentesten sind. Die von geringerem Range thun große Thaten aus Eitelkeit. Bei ihnen ist die Tugend weniger vest. Aber so unrein auch die Quelle ihrer Handlungen seyn mag; so mag man doch, wenn etwas zum öffentlichen Wohle daraus entspringt, ihnen eine Stelle unter den großen Männern zugestehen. Cato gehört zur ersten Classe; Cicero zur zweiten. Man sieht aber auch, daß der Stoiker weit über den Akademiker hervorragt.

An Voltaire, ... 1759.

— — Stören sie die Asche großer Männer nicht mehr. Der Tod endigte ihren ungerechten Haß, und Maupertuis finde wenigstens im Grabe eine Freistätte. Denken Sie daran, daß Könige, wenn sie sich lange genug geschlagen haben, endlich Frieden machen. Sie stiegen wohl in die Unterwelt, Orpheus, nicht um die unsterbliche Emilie daraus zurückzuholen, sondern um noch an jenem Ort einen Mann zu verfolgen, dem ihre heftige Erbitterung in dieser Welt keine Ruhe ließ. Geben Sie diesen Haß auf, der Sie entehrt, und Ihren Ruhm entstellt. Der beste Kopf in Frankreich sey auch der edelmüthigste Mann! Ich spreche im Namen der Tugend und der Pflicht mit Ihnen. Seyn Sie nicht unempfindlich gegen diesen Zuruf. Ueben sie die edeln Gesinnungen aus, die Sie in Ihren Versen mit so viele Eleganz und Stärke sagen. Glauben Sie mir, Ein Beispiel von wirklichem Edelmuthe wirkt mehr als alle die schönen Lehren, mit denen die Tragödie prunkt. Den Gott der Philosophen flöße Ihnen mildere und gemäßigtere Gesinnungen ein; und der Gott der Gesundheit erhalte Sie zum Schmuck der schönen Wissenschaften und des Parnasses.

An Voltaire, 3. April 1759.

Laß endlich doch den Aschenkrug,
Den Schatten Maupertuis nun ruh'n!
Die Wahrheit selber ist sein Schutz,
Und nimmt die Waffen schon für ihn.
Er war ein edler, treuer Mann,
Und möge stets dein Muster seyn!
Ja, Maupertuis verzieh dir selbst
Das schwarze, niedere Libell,
Das du mit strafewerther Wuth
In meinem eigenen Hause schriebst.
Sieh, welcher Wahnsinn dich ergriff!
Das große, herrliche Genie,
Das ich entzückt, bewundernd sah,
Hat durch Verläumdung sich entstellt,
Und haßt mit Wuth die Todten selbst!
So schwebt bei lautem Lustgeschrei
Ein Schwarm von Raben in der Luft;
Er sammelt sich um Gräber her,
Und manche Leiche wird sein Raub.
In dieser strafenwerthen Wuth
Erkenn' ich auch nicht Einen Zug
Von jenem Sänger Heinrich's mehr.
Ich schrieb ihm jede Tugend zu,
Womit er dort so stattlich prunkt.
Ach! wenn dir sonst Gefühl noch blieb —
Erröth' um eigner Ehre dann,
Und seufze, daß dein schwarzes Herz
Durch gar nichts mehr sich bessern läßt.

An d'Argens, 20. März 1760.

Nein! meine Seele ist nicht so voll Stolz und Uebermuth; und gern gestehe ich zu, daß ich durch eigene Schuld oft manches harte Mißgeschick erfuhr. — —

— — In gar nichts hat der Mensch Vollkommenheit. Ein Dämon, der uns unterdrückt, hat auf des Schicksals Wink, in uns von Bösem und von Gutem ein Gemisch, das Laster mit der Tugend, Schwäche mit dem Stolz, und Weisheit mit der Albernheit gepaart. Aus diesem sonderbaren Stoffe ward auch, ich läugne es nicht, ich selbst gewebt. Doch bin ich nicht so klein, daß ich von Täuschung befreit mich denken sollte. Laß uns zufrieden seyn mit dem Gemisch, wozu uns unser Schicksal zwang. Der Mensch gränzt an das Thier, und an den Engel auch; allein ein kleines Stückchen nur. Er gränzt an Licht des Tags und Finsterniß der Nacht. Wenn du nicht unbarmherzig mich mit langer Weile plagen willst; verschone mich mit jedem Lob, und nimm mich so, wie ich nun einmal bin.

An d'Argens, 27. Aug. 1760.

So lange ich lebe, bin ich in keiner so mißlichen Lage gewesen als in diesem Feldzuge. Glauben Sie mir, noch immer gehören Wunder dazu, um mir aus allen den Schwierigkeiten zu helfen, die ich vorhersehe. Das Meinige werde ich bei Gelegenheit ganz gewiß thun. Allein, lieber Marquis! vergessen Sie nicht, daß ich nicht über das Glück gebiete, und daß ich genöthigt bin, in meinen Planen dem Zufalle zu viel zu überlassen, da es mir an den Mitteln fehlt, gründlichere zu entwerfen. Herkulische Arbeiten sind es, die ich in einem Alter unternehmen muß, in welchem die Kraft mich verläßt, meine Schwachheiten zunehmen, und aufrichtig zu reden, selbst die Hoffnung, der einzige Trost der Unglücklichen, mir zu mangeln anfängt. Sie sind noch nicht genug von den Umständen unterrichtet, um sich einen richtigen Begriff von den Gefahren zu machen, die dem Staate drohen. Ich kenne sie, und muß sie verschweigen. Alle Besorgnisse behalte ich für mich, und theile dem Publicum blos die Hoffnungen und wenigen guten Nachrichten mit, die ich ihm mittheilen kann. Gelingt der Streich, den

ich im Sinn habe; alsdann, lieber Marquis! wird es Zeit seyn, seine Freude auszuschütten. Allein bis dahin wollen wir uns nicht schmeicheln, aus Furcht, eine unerwartete, böse Nachricht möchte uns zu sehr niederschlagen.

An d'Argens, vom 28. Oktbr. 1760.

Nie werde ich den Augenblick sehen, der mich nöthigen wird, einen nachtheiligen Frieden zu schliessen. Kein Beweggrund, keine Beredtsamkeit, werden im Stande seyn, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterschreibe. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzuge Alles zu wagen, und die verzweifelndsten Dinge zu unternehmen, um zu siegen, oder ein ehrenvolles Ende zu finden.

Den 11. Nov. 1761.

Ach! wär' ich meines Herzens Ruf gefolgt; schon hundertmal hätte ich mir das unglückliche Diadem vom Haupte selbst gerissen. Der Thron hat meine Wünsche nie gereizt. Der Glanz, der ihn umgibt, ist eitler Prunk. Doch Ehre und Pflicht gebieten mir, daß ich ihn schützen soll. Es ist wohl groß, ihn selbst zu fliehen; doch abscheuwerthe Schande dem, der sich von ihm herniederstürzen läßt! Da einmal das Geschick zu ihm empor mich hob; so will (steige denn auch noch so hoch das Unglück, dem ich trotze) nicht herrschen als Tyrann, nicht sterben, wie ein Sklav. Noch nie war Macht mit Glück verknüpft. Der Pöbel glaubt, der Purpur hüll sich ein; sein Urtheil wird von keinem Grund bestimmt. Er hält für Wirklichkeit, was doch nur Anschein ist.

Ich selbst erfuhr so viel in dieser Welt; und fand, daß mitten unter allen Uebeln hier Ein Gut allein vorhanden ist, dem Größe, Ruhm, Vergnügen weicht, nur Eins, das fest die Tugend sich verknüpft: der Freundschaft friedlicher

Genuß. Ach! Einmal hatt' ich es in meines Lebens Zeit: an einer Schwester Brust, die mir der Tod entriß. O Freundschaft, du des Himmels Tochter! Du größtes, einziges Geschenk! du bist ein leerer Name nun; ihr Grab war auch das deine.

An Jordan.

Nun sah ich die Franzosen ja!
Die du so laut geprießen hast,
Mit denen wir im Streite sind,
Und deren Thaten sicherlich
Am besten Venus schreiben kann!
Dies Thorenvolk mit Flüchtigkeit,
Das sehr galant, im Glücke stolz,
Allein im Unglück kriechend ist;
Das unerträgliches Geschwätz
Ganz unbarmherzig chansonnirt,
Und gerade dadurch Albernheit,
Wie Ignoranz verbergen will.
Die Kleinigkeit verehret es,
Und dieser Göttin ist es treu.
Freund Jordan, nein, zu diesem Volk
Gehörest du fürwahr nicht mehr.
Du drangst aus diesem trüben Schlamm
Hervor, und weiter ist wohl kaum
Der Himmel von der Höll' entfernt.
Du denkst, doch jene denken nicht.

Die zwei Hunde und der Mensch.

Eine Fabel.

Zwei große Doggen waren einst bis zum Ermorden wohl ergrimmt. Sie neideten sich ihren Fraß, zerfleischten sich

aus Hunger ganz um einen Knochen, den ein Schalk hin auf den Weg geworfen hat. Aus ihrer offnen Kehle fließt in ganzen Strömen Blut hervor. Sie schreien laut, sie bellen wild, daß schon der Wandrer weit sie hört.

Ein Jemand, der vorübergeht und harte, rohe Laune hat, geräth in Wuth, faßt einen Stock, und prügelt blind und gerade zu auf unsre beiden Kämpfer los, daß sie kaum, kaum dem Tod entgeh'n; ruft auch dabei in Einem fort: „Je du verwünschtes Hundepack! verdammte Bullenbeisser ihr! so macht, daß ihr nach Hause kommt!"

Von Zorne kocht der eine Hund; doch lauft er eilig weg, und sagt: „Gestrenger, gnädiger Herr, der Ihr so unverschämt vermitteln wollt, erinnert Euch, daß unterm Mond ein jeder thut, was er versteht. Um Knochen streitet streitet sich der Hund, und ihr — ihr führt um Länder Krieg."

„Die Hunde kämpfen nur um das, was ihnen wirklich nöthig ist; doch wir — wir führen Krieg aus Stolz und Traumgestalten jeder Art."

An Voltaire.

Die Toleranz muß in einem Staate jedem Freiheit geben, alles zu glauben, was er will; aber sich nicht so weit erstrecken, daß sie die Frechheit und Ausgelassenheit junger, unbesonnener Leute autorisirt, die dem kühn Hohn sprechen, was das Volk verehrt. Dies sind meine Gesinnungen; und sie entsprechen dem, was uns Freiheit und öffentliche Sicherheit, den ersten Zweck aller Gesetze, verschafft.

An Voltaire.

Ich tolerire die ganze Welt, vorausgesetzt, daß man auch mich tolerirt; und kümmre mich übrigens nicht darum, was andere für Ueberzeugungen haben.

An Voltaire.

Man muß Ehrfurcht vor den Unglücklichen haben; nur verderbte Seelen können sie drücken.

An die Prinzen Friedrich und Wilhelm von Braunschweig, 20. Febr. 1765.

So trinkt, Ihr jungen Helden denn, trinkt der Freude Zaubertrank! allein berauscht Euch nicht in ihm. Wer fühlt in der Leidenschaft Entzücken, Gluth und Taumel wohl, wie weit ihr Rasen führen kann? Glaubt, was Erfahrung mich gelehrt. Vereinet Mässigung mit dem Genuß der Zauberlust. Ihr seyd in Eurem Frühling noch, und Klugheit räth Euch an: Schwelgt nie, damit Ihr lange Zeit geniessen könnt. Das Schicksal hat des Menschen Kraft beschränkt. Der Kluge nur, der sparsam ist, hat ihrer auch im Alter noch.

An d'Alembert, 25. Jul. 1771.

Ich habe den vierten Theil der encyklopädischen Fragen von Voltaire gelesen, nnd war sehr verwundert, einen fürchterlichen Ausfall gegen Maupertuis darin anzutreffen. Es ist so etwas Niedriges dabei, Verstorbene zu verleumden; es ist so entehrend, das Andenken verdienstvoller Männer anzuschwärzen! Dies Verfahren zeigt gewissermaßen eine so unversöhnliche, so grausame Rachsucht, daß mich beinahe die Statue reuet, die man ihm errichtet! Gütiger Gott! wie kann so viel Genie mit so viel Schlechtheit gepaart seyn! Ich gestehe Ihnen, daß mich dies mißmüthig macht.

An d'Alembert, 17. Sept. 1772.

Die Sorge für die Erziehung ist ein wichtiger Gegenstand, welchen die Fürsten nicht vernachlässigen sollten, und

den ich bis auf das Land ausdehne. Es ist das Steckenpferd meines Alters. —

An d'Alembert, 7. Jan. 1774.

Sie, Philosophen, werden mir doch keinen Vorwurf daraus machen, daß ich die Menschen mit Milde behandle, und Menschenliebe ohne Unterschied gegen alle meine Brüder, von welcher Religion und Gesellschaft sie auch seyn mögen, ausübe. Lassen Sie uns auf mein Wort mehr die Philosophie in der That zeigen, und weniger metaphysiren! Gute Handlungen sind dem Publikum weit vortheilhafter, als die feinsten und scharfsinnigsten Systeme von Entdeckungen, in welchen sich größtentheils doch unser Geist verwirrt, ohne die Wahrheit zu fassen.

An d'Alembert, 15. May 1774.

Kömmt so viel Bitterkeit ins Herz des wahren Weisen? würden die armen Jesuiten sagen, wenn sie erführen, auf welche Art Sie sich in Ihrem Brief über sie ausdrücken. So lange sie mächtig waren, habe ich sie nicht geschützt. In ihrem Unglück aber sehe ich in ihnen nichts als Gelehrte, deren Stelle man in Absicht der Jugenderziehung schwerlich möchte ersetzen können. Dieser wichtige Gegenstand machte mir sie nothwendig, weil unter der ganzen katholischen Geistlichkeit im Lande nur sie allein sich der Wissenschaften befleissigen.

An d'Alembert, 28. Jul. 1774.

In den Provinzen, wo ich sie (die Jesuiten) schütze, haben ste sich des Mordmessers nicht bedient. Sie schränkten

sich in ihren Gymnasien darauf ein, die Schulstudien zu lehren. Wäre das ein Grund, sie zu verfolgen? Wird man mir es zum Vorwurf machen, daß ich eine Gesellschaft von Gelehrten nicht ausrottete, weil einige einzelne Glieder dieser Gesellschaft zweihundert Meilen von meinem Staate Frevelthaten begiengen? Die Gesetze bestimmen die Bestrafung der Schuldigen, aber verdammen zugleich jene grausame und blinde Erbitterung, die in ihrer Rache die Schuldigen mit den Unschuldigen vermengt. Beschuldigen Sie mich zu weit getriebener Toleranz; auf diesen Fehler werde ich stolz seyn: und es wäre zu wünschen, daß man den Fürsten keine andere als solche Fehler vorzuwerfen hätte.

An Voltaire, 30 Jul. 1774.

Lassen Sie die Asche Ludwigs XV. in Ruhe. Er hat Sie aus seinem Reiche verwiesen, gegen mich einen ungerechten Krieg geführt, und man darf allerdings bei Beleidigungen empfindlich seyn; aber man muß auch verzeihen können. Düstre und gallsüchtige Rachsucht gehört nicht für die Menschen, da sie nur eine augenblickliche Existenz haben. Wir müssen unsre Albernheiten gegenseitig vergessen, und uns auf den Genuß des Glücks einschränken, das sich mit unsrer Natur verträgt.

An Voltaire, 8. Sept. 1775.

Der dreisigjährige Krieg ist für Deutschland schädlicher gewesen, als man auswärts glaubt. Man mußte mit dem Ackerbau anfangen, dann zu Manufakturen, und endlich zu einem kleinen Handel fortgehen. So wie diese festen Fuß gewinnen, entsteht Wohlstand, und auf den folgt Ueberfluß, ohne welchen die Künste nicht gedeihen können. Die Musen verlangen, daß der Fuß des Parnasses von dem Pakto-

lus *) benetzt werde. Erst muß man etwas zu leben haben, ehe man sich unterrichten, und frei denken kann. Athen that es in den Wissenschaften und schönen Künsten den Spartanern zuvor. Teutschland wird nicht eher Geschmack bekommen, als bis man die klassischen Schriftsteller der Griechen, Römer und Franzosen mit Nachdenken studirt. Dann werden zwei oder drei gute Köpfe die Sprache bestimmen, sie weniger barbarisch machen, um die Meisterstücke der Fremden in ihrem Lande zu naturalisiren. Ich für meinen Theil werde, da meine Laufbahn zu Ende geht, diese glükliche Zeit nicht erleben. Gern hätte ich zu ihrem ersten Entstehen etwas beigetragen. Aber was hat ein Geschöpf thun können, das zwei Drittheile seines Lebens hindurch von unaufhörlichen Kriegen geplagt wurde, oder die Uebel, die sie verursacht hatten, wieder gut machen mußte, und überdies zu einem so großen Unternehmen viel zu geringe Talente besitzt? Epikur hat die Philosophie gegeben; Newton und Locke haben sie berichtigt. Ich mache mir eine Ehre daraus, ihr Schüler zu seyn. Aber das ist auch Alles.

An Voltaire, 5. Dec. 1775.

Ich bin Ihnen für den Samen, den Sie mir geschikt haben, tausendmal verbunden. Hätte man wohl geglaubt, daß unser Briefwechsel noch Triptolem's **) Kunst betreffen, und daß es auf die Frage ankommen würde, wer von uns beiden sein Feld am besten baue? Indeß ist jene Kunst die

---

*) Ein Fluß in Lydien, der, wie die Fabel erzählt, sehr viel Gold mit sich führte, seit sich Midas darin hatte baden müssen, um sich dadurch von der beschwerlichen Eigenschaft zu befreien, daß alles, was er berührte, auch die Speise, in Gold verwandelt wurde.

**) Durch ihn hat bekanntlich Ceres die Menschen im Getraidebau unterrichten lassen.

erste von allen, und ohne sie gäbe es keine Kaufleute, keine Höflinge, keine Könige, Dichter und Philosophen. Nur das ist wahrer Reichthum, was die Erde hervorbringt. Wer seine Ländereien verbessert, ungebautes Land urbar macht, und Sümpfe austrocknet, der macht Eroberungen von der Barbarei, und verschafft Kolonisten Unterhalt. — Wir haben hier die künstlichen Wiesen der Engländer nachgeahmt, und es ist uns sehr gut damit gelungen, so, daß wir nun ein Drittheil Vieh mehr halten. Mit ihrem Pflug und ihrer Sähmaschine ist es nicht so gut gegangen. Für jenen ist unsrer Boden z. Theil zu leicht, und diese war für den gemeinen Mann und den Bauer zu theuer. Dafür haben wir es aber dahin gebracht, daß wir nun in unsern Gärten die Rhabarber ziehen. Sie behält alle ihre Eigenschaften, und läßt sich eben so gebrauchen, wie die orientalische. Wir haben in diesem Jahre zehn tausend Pfund Seide gewonnen, und die Bienenstöcke um ein Drittheil vermehrt. Das sind meine Kinderklappern im Alter; denn solche Freuden kann der Geist, wenn auch die Imagination erloschen ist, noch immer genießen.

An d'Alembert, 17. März 1776.

Ich war neugierig zu wissen, wie lange die eisernen Uhren, die auf Glockenthürmen sind, dauern können. Sachverständige haben mich versichert, daß dies höchstens zwanzig Jahre betrüge. Ist es also nicht zum Erstaunen, daß unser Geschlecht, dessen Organe von durchbrochener Drathарbeit sind, und dessen Fleisch aus Koth und Erde besteht, länger ausdauert, und ein dreimal entfernteres Ziel erreicht, als diese Uhren, die aus der härtesten Materie, welche wir kennen, verfertigt werden?

An Voltaire, 8. April 1776.

Die Jahre müssen unsern zerbrechlichen Mechanismus wohl zerstören, da sie alles vernichten. Meine Vestung ist

schon unterminirt. Ich vertheidige nur noch die Citadelle, und überlasse die Aussenwerke der überlegenen Gewalt, die durch einen gut veranstalteten Sturm bald mit mir fertig werden wird.

An d'Alembert, 30. Dec. 1782.

Was mich betrifft, so habe ich es mir zur Regel gemacht, alle guten alten und neuen Handlungen nachzuahmen, niemals aber die bösen. Ich lasse einen Jeden Gott verehren, wie es ihm beliebt; und ich glaube, daß jeder berechtigt ist, den Weg zu wählen, den er vorzieht, um in das unbekannte Land des Paradieses zu gelangen.

An d'Alembert, 30. Sept. 1783.

Die Hälfte unsers Lebens bringen wir damit zu, die Irrthümer unsrer Vorfahren abzulegen. Aber dennoch lassen wir immer die Wahrheit auf dem Grund ihres Brunnens, aus welchem sie auch die Nachwelt, mit allen ihren Bemühungen, nicht herausziehen wird. Lassen Sie uns also weislich die kleinen Vortheile genießen, die uns zugefallen sind, und uns erinnern, daß erkennen lernen oft zweifeln lernen ist.

An d'Alembert, 30. Okt. 1783.

Was ist der Tod anders, als ein Bankerot am Leben? Im Begriff, diesen lezten Schritt zu thun, verliere ich die Reitze der Welt aus dem Auge, und sehe an ihnen nichts mehr als ihre Täuschungen. Mich bestürme nun die Gicht, oder eine andre Krankheit! Ich weiß es, daß es ein Fuhrmann ist, der mich in das Land hinabbringen soll, aus welchem Niemand wiedergekehrt ist; und ich erwarte den Augenblick meiner Abfahrt, ohne Furcht vor der Zukunft, und mit gänzlicher Ergebung.

An die Königin in Schweden.

Im Purpur und im Bettlermantel leid' ich nur; und also ist es gleich, ob der, ob dieser mich bedeckt. Das Glück zu finden, zehrt man sein Leben auf; und wenig Sterbliche erreichten seine Oberfläche nur.

— — Ein armer Landmann, dem sein Stier darnieder fällt, fühlt ganz so tief, und ganz so qualenvoll, was er verlor, als der Monarch, der plötzlich seine Plane scheitern sieht.

An Voltaire.

Sie haben alles von der Natur bekommen; aber diese gute Mutter ist nicht gegen jedermann eben so freigebig gewesen. Sie schreiben Ihre Werke für den Ruhm, ich zu meinem Zeitvertreibe. Es glückt uns Beiden, obgleich auf eine ganz verschiedene Art. Denn so lange die Sonne die Welt erleuchtet: so lange sich nur ein Anstrich von Wissenschaft, ein Funke von Geschmack erhält: so lange es noch Köpfe giebt, die erhabene Gedanken lieben, und Ohren, die Harmonie empfinden; so lange werden Ihre Werke dauern, und Ihr Name wird die weite Reihe von Jahrhunderten erfüllen, die zur Ewigkeit führt. Von den meinigen wird man sagen: „Es ist viel, daß dieser König doch nicht ganz und gar ein Schwachkopf gewesen ist! Das ist noch ganz erträglich. Wenn er als Privatman geboren worden wäre; so hätte er wenigstens mit Corrigiren in irgend einer Buchdruckerei sein Brod verdienen können.“ Dann wirft man das Buch hin; dann macht man Papillotten daraus; und dann ist nicht mehr die Rede davon.

An Voltaire.

Ich reise nach Schlesien, und werde den Kaiser (Joseph II.) sehen, der mich nach seinem Lager in Mähren eingeladen hat. Wir wollen uns aber nicht schlagen, wie ehemals,

sondern als gute Nachbarn mit einander leben. Dieser Fürst ist liebenswürdig und verdienstvoll; schätzt Ihre Werke, und liest sie, so viel er nur kann; ist nichts weniger als aberglänbig; mit Einem Worte: ein Kaiser, wie Teutschland lange keinen gehabt hat. Wir lieben Beide die Ignoranten und Barbaren nicht; aber das ist noch kein Grund, sie auszurotten. Müßte es geschehen, so würde dies Schicksal die Türken nicht allein betreffen. Wie viele Nationen sind in Stumpfsinn versunken, und aus Mangel an Kenntnissen ganz verwildert! Doch wir wollen leben und leben lassen.

An Voltaire.

So eben komme ich von einer langen Reise zurück. Ich bin in Mähren gewesen, und habe da den Kaiser gesehen, der sich in Bereitschaft setzt, eine große Rolle in Europa zu spielen. Er ist an einem bigotten Hofe geboren, und hat den Aberglauben abgeworfen. Er ist in Prunk erzogen, und hat einfache Sitten angenommen. Er wird mit Weihrauch genährt, und ist bescheiden. Er glüht von Ruhmbegierde, und opfert seinen Ehrgeitz der kindlichen Pflicht auf, die er wirklich äusserst gewissenhaft erfüllt. Er hat nur Pedanten zu Lehrern gehabt, und doch Geschmack genug, Voltaire's Werke zu lesen, und ihr Verdienst zu schätzen. — —

— — Wenn jemals die Wissenschaften wieder bei den neuen Griechen aufblühen; so werden sie eifersüchtig darüber seyn, daß ein Gallier durch seine Henriade ihren Homer übertroffen, daß eben dieser Gallier dem Sophokles den Rang abgewonnen, den Thucydides erreicht, und den Plato, Aristoteles und den ganzen Porticus weit hinter sich gelassen hat.

An d'Alembert.

Von unserm Krieg kann ich Ihnen eigentlich noch nichts sagen. Ich betrachte mich blos als ein Werkzeug in den

Händen des Schicksals, welches bei der Zusammenkettung der Dinge gebraucht wird, ohne daß dieses Werkzeug selbst den Endzweck und Erfolg dessen weiß, was man es thun läßt. — — So schwer auch die Bürde dieses Kriegs für mein Alter ist; so werde ich sie dennoch mit Freuden tragen, wenn ich nur durch meine Bemühungen Teutschlands Frieden und Ruhe für die Zukunft bevestige. Man muß den tyrannischen Grundsätzen einer eigenmächtigen Gewalt einen Damm entgegenstellen: man muß einer unmäßigen Ehrsucht, die keine andere Grenzen kennt als die Gewalt, die stark genug ist, ihr Einhalt zu thun, einen Zaum anlegen. — —

An d'Alembert.

Voltaire's Büste, deren Sie erwähnen, macht mir große Lust, sie zu kaufen. Hätte nur nicht der Krieg, aus dem wir so eben kommen, uns für einige Zeit aufs Trockne gesetzt. Das wäre so etwas fürs künftige Jahr, wo die Federn uns wieder wachsen werden. Sie kennen das Sprichwort: „Kein Geld, kein Schweitzer!" kein Geld, keine Büste.

An Rollin.

Es gibt mehr als Einen Weg, zum Ruhm zu gelangen. Die Laufbahn des Helden ist glänzend; aber sie ist mit Menschenblute gefärbt. Die Bahn des Gelehrten ist minder blendend; allein sie führt gleich sicher zur Unsterblichkeit. Und es ist angenehmer, das menschliche Geschlecht zu unterrichten, als das Werkzeug seiner Verheerung zu seyn.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pflaum, Ludwig

Friedrich der Grosse eine Lebensbeschreibung für Jünglinge

Stuttgart 1815

Bamberg, Staatsbibliothek -- HV.H.Germ.93
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11694356-0